

Freiburger
Zeitschrift für
GeschlechterStudien

27 | 2021

fzg

Digitalisierung
(geschlechter-)
gerecht gestalten

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 27 | 2021

Herausgeber*innen:

Prof. Dr. Nina Degele und Dr. Karolin Heckemeyer (geschäftsführend)
Dr. Wiebke Backhaus, Prof. Dr. Bettina Fritzsche, Dr. Beate Rosenzweig, Prof. Dr. Sigrid Schmitz

Gastherausgeberin:

Dr. Marion Mangelsdorf, Dr. rer. soc. Sandra Lang

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Sylvia Buchen, Prof. Dr. Elisabeth Cheauré, Prof. Dr. Heike Drotbohm,
Prof. Dr. Monika Fludernik, Prof. Dr. Christine Gerhardt, Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber,
Prof. Dr. Elke Gramespacher, Prof. Dr. Josef Jurt, Prof. Dr. Barbara Korte,
Prof. Dr. Helga Kotthoff, Prof. Dr. Rotraud von Kulesa, Prof. Dr. Sieglinde Lemke,
Prof. Dr. Judith Schlehe, Prof. Dr. Gabriele Sobiech, Prof. Dr. Magnus Striet,
Prof. Dr. Nina Wehner, Prof. Dr. Weertje Willms

Redaktion:

Rebekka Blum, Maria Eitel, Annegret Erbes, Dr. Joris A. Gregor,
Martina Grimmig, Marie-Helen Hägele, Eva Kästle, Sandra Lang, Liane Muth,
Lukas Potsch, Stella Rutkat, Florentine Schoog, Annika Spahn

Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen Autor*innen.

Koordination:

Pia Masurczak; Julia Schweizer

Satz:

Coral Romà Garcia, Elmar Laubender

Umschlaggestaltung:

www.lehfeldtgraphic.de

Verlag:

Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen-Opladen,
www.budrich.de

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Art der Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
und nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeber*innen der Zeitschrift zulässig.

fzg

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien

Digitalisierung (geschlechter-)gerecht gestalten

Inhalt

Marion Mangelsdorf/Sandra Lang

Digitalisierung (geschlechter-)gerecht gestalten?..... 7

Fotostrecke mit Interview

Resurface I: Stolen History..... 23

Ein Gespräch zwischen Johanna Reich und Marion Mangelsdorf

Aufsätze

Tanja Carstensen/Bianca Prietl

**Digitalisierung und Geschlecht:
Traditionslinien feministischer Auseinandersetzung mit neuen
Technologien und gegenwärtige Herausforderungen 29**

Claudia Amsler/Levent Pinarci

Augmented Othering. Projektionsmapping als kulturelle Aneignung? ... 45

Elgen Sauerborn

**Die diskursive Herstellung von Geschlecht
durch Crowdfunding-Plattformen 61**

Natalie Sontopski

**Siri, warum kannst Du nicht wütend werden?
Strategien der Spekulation als Instrument feministischer Praxis 79**

Nino Giuliano Zulier

Conceptualization of a Queer Cyberspace: 'Gay Twitter' 95

Interview

**Open up the Culture of Masculinity
in Computer Technology for Gender and Diversity 115**

A Conversation with Judy Wajcman. By Marion Mangelsdorf.

Sigrid Schmitz/Göde Both

Gender Studies Digital: Perspektiven, Angebote und Rahmenbedingungen. Ein Positionsportfolio 125

Lena Weber/Larissa Rieke

Gender Studies in der unternehmerischen Universität: Wie viel ist digitale Lehre wert? 131

Inga Nüthen/Isabel Collien

Möglichkeitsfenster digitaler Hochschullehre? Ein Gespräch über Digitalisierung in Zeiten der Corona-Pandemie 135

Inka Greusing/Eda Koca/Lena Nahrwold/Franziska Niederstadt

Fortgeschrittene Einsteigerinnen* – Onlinelehre mit Schülerinnen* an einer TU 139

Diana Lengersdorf/Annika Spill

I care for you!? – Gender Studies studieren und lehren unter Corona-pandemischen Bedingungen 143

Kathrin Ganz/Marcel Wrzesinski

Open Education: Mehr als digital und ohne Paywall 147

Diana Drechsel

Lessons Learned!? Praktische Empfehlungen für diskriminierungssensible digitale (Gender-)Lehre 151

Heike Pantelmann

„Gender- und Diversity-Kompetenz in Zeiten der Corona-Krise“. Erprobung eines kollaborativen digitalen Lehrformats für die Gender- und Diversity-Kompetenz. Erfahrungsbericht und Reflexion 157

Hanna Meißner/Aline Oloff

Aus der Not eine Tugend machen? Ein Rückblick auf die abrupte Umstellung auf Online-Lehre im Sommersemester 2020 161

Nicola Döring

Digitale Gender-Diversity-Bildungsangebote an der TU Ilmenau: Eine Zwischenbilanz nach zehn Jahren 167

Katharina Walgenbach/Friederike Jonah Reher

Digitales Portal Intersektionalität – ein Erfahrungsbericht 173

*Autor*innen-Kollektiv des Netzwerks Gender & Diversity in der Lehre*

Gender-/Diversitätsreflexivität in der digitalen Lehre – Notizen aus dem Netzwerk Gender & Diversity in der Lehre	177
--	------------

Rezensionen

Bianca Prietl

Für eine engagierte datenwissenschaftliche Praxis	183
--	------------

D'Ignazio, Catherine/Klein, Lauren F. (2020): Data Feminism.

Johanna Ullmann

Affektive Integration – Empowerment geringverdienender Frauen* auf dem israelischen Arbeitsmarkt	187
---	------------

Amalia Sa'ar (2018): Economic Citizenship: Neoliberal Paradoxes of Empowerment.

Eva Tolasch/Marlene Pieper

Wieder mehr Partizipation wagen? Geschlechterwissenschaftliche Verortungen mit und um die (Forschungs-)Praxis der Sozialen Arbeit	193
--	------------

Rose, Lotte/Schimpf, Elke (Hrsg.) (2020): Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Methodologische Fragen, Forschungsfelder und empirische Erträge.

Offener Call

Marina Ginal

Meritokratie in der Universitätsmedizin? Habilitationen zwischen Leistungskriterien, ‚Gemocht-Werden‘ und akademischem Feudalismus	201
---	------------

Autor*innen	221
--------------------------	------------

Bisher erschienene Titel der Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien	225
--	------------

Ausgaben der Vorläuferin Freiburger GeschlechterStudien	226
--	------------

Marion Mangelsdorf/Sandra Lang

Digitalisierung (geschlechter-)gerecht gestalten?

Der vorliegende Band der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien (fzg)* befasst sich mit dem Themenkomplex Digitalisierung und gesellschaftlicher Teilhabe unter der Berücksichtigung geschlechtertheoretischer, queerer und intersektionaler Perspektiven. Vereint durch die Kritik, dass die Digitalisierung nicht zum technologischen Selbstzweck erhoben werden sollte, enthält der Band aktuelle Beiträge aus der Geschlechterforschung, die sich mit dem digitalen Wandel von Arbeits- und Lebenswelten sowie Aktivismus beschäftigen. Gerade vor dem Hintergrund der Reproduktion und Verstärkung sozialer Ungleichheiten im Zuge der Digitalisierung kommt der Berücksichtigung geschlechtersensibler, queerer und intersektionaler Perspektiven auf gegenwärtige sozio-techno-ökonomische wie auch politische Phänomene der digitalen und virtuellen Welt eine große Bedeutung zu. Die *fzg* leistet mit diesem Sonderband einen Beitrag für die Sichtbarkeit bestehender Konzepte, Theorien und Befunde aus den Gender und Queer Studies. Darüber hinaus weisen die gesammelten Beiträge auf bestehende Desiderate in der Geschlechterforschung in Hinblick auf neue digitale Technologien hin.

Was bedeutet Digitalisierung?

Digitalisierung bedeutet in ihrer basalen Begriffsdefinition Erfassung, Verarbeitung und Speicherung von analogen Informationen auf einem digitalen Speichermedium. Aus historischer Perspektive lassen sich Vorläufer dieser Transformationstechnik bis weit ins dritte Jahrtausend v. u. Z. zurückverfolgen: Im Alten Ägypten finden sich numerische Zahlensysteme und im Alten China der Abakus, ein Zahlenrahmen, um auch komplexe Rechenaufgaben zu bewältigen. Während der Industrialisierung tat sich Großbritannien durch Webstühle hervor, die mit Lochkarten betrieben wurden, ebenso wie die britische Mathematikerin Ada Lovelace gemeinsam mit ihrem Ehegatten Charles Babbage im 19. Jahrhundert Pläne zu einem durch Dampfmaschine und Lochkarte angetriebenen Computer entwarfen (vgl. Philpott 2017). Ihre Gedankenexperimente, ebenso wie auch diejenigen ihres Landsmannes Alan Turing ein Jahrhundert später, gaben entscheidende Impulse für die Entwicklung einer analytischen Maschine, wie sie der Computer darstellt. Nach ersten Konstruktionen eines ‚mechanischen Gehirns‘, den verschiedenen Generationen von Zuse¹-Rechnern, die in Deutschland der 1930er Jahre konstruiert wurden, jedoch nach späteren Einschätzungen noch nicht ‚turing-mächtig‘ waren, brach sich das viereckige Allroundtalent schließlich im Silicon Valley der 1950er-Jahre Bahn. Mit dem

entstehenden Massenmarkt von Programmen, Infrastrukturen, Geräten, Speichermedien und Anwendungen verband sich die digitale Welt mit einer kapitalistischen Wirtschaftsweise. Dadurch entstanden rund um Datenverarbeitungsprogramme, ihre Erzeugung und den Zugriff auf diese Programme gesellschaftliche Machtasymmetrien. Der Militärforschung entstammend verbreitete sich der Personal Computer (PC) von da ab mit einschneidendem Erfolg im Berufs- und Lebensalltag.

Dies stellt jedoch nur einen holzschnittartigen Rekurs im Galopp durch die Jahrhunderte einer Technikgeschichte der Digitalisierung dar.² Wer indes einen Blick auf die zeitgenössische Historie werfen möchte, wen die Bedeutung vor allem der USA und Überlegungen zur Kybernetik von Regierungstechnologien nach dem Zweiten Weltkrieg interessieren, der*dem vermag der 2003 erschienene Dokumentarfilm „Das Netz“ von Lutz Dambeck einen Einblick gewähren. Dambeck folgt dabei entscheidenden Protagonist*innen einer sowohl informationstechnologischen wie künstlerisch gestalteten Netzkultur. Dabei tritt deutlich das Spannungsfeld hervor, von dem diese Zeit während des Kalten Kriegs geprägt war: Der Entwicklung eines ersten computergestützten Luftverteidigungssystems, dem *Semi-Automatic Ground Environment* (SAGE) oder eines von der US Air Force kreierten Computer-Netzwerks wie dem *Advanced Research Projects Agency Network* (ARPANET), folgten die Gründung von Ich-AGs, die sich zunächst aus der Hippiebewegung herauskristallisierten und schließlich zu den weltweit größten Monopolisten der Informatikbranche wie Microsoft, Apple oder Hewlett Packard anwuchsen.³ Maßgeblich für diese technisch-ökonomischen Neuerungen wurden sodann die Technowissenschaften, die sich am Schnittpunkt von technologischen, wissenschaftlichen und ökonomischen Praktiken herausbildeten (vgl. Hagner/Hörl 2008). Diese Forschungsrichtung erhielt – wie Dambeck beleuchtet – durch die zehn interdisziplinären Macy-Konferenzen zwischen 1946 bis 1953 in New York (USA) entscheidende Impulse. An ihnen beteiligt waren Vertreter*innen wie der Wiener Physiker Heinz von Foerster, die Mathematiker Norbert Wiener und John von Neumann, die Soziologen Paul Lazarsfeld und Theodor W. Adorno, der Neuropsychiater Warren McCulloch, der Psychologe Kurt Lewin sowie der Anthropologe Gregory Bateson und die feministische Anthropologin Margret Mead. Dabei standen mathematische und informationstechnologische Termini im Zentrum, die als kybernetische Modelle dienten, um Fragen der (Selbst-)Regulation, Steuerung und Kontrolle unter den veränderten Anforderungen des Regierens nach 1945 zu erörtern. Es wurden Theorien ebenso für Lebewesen wie für Maschinen, für ökonomische wie für psychische Prozesse, für soziologische wie für ästhetische Phänomene geltend gemacht. In diesem Sinne attestieren der Wissenschaftsforscher Michael Hagner und Medienphilosoph Erich Hörl der Kybernetik auch eine anthropologische Langzeitwirkung: Es habe eine „permanente, oftmals kaum wahrnehmbare Transformation [des Humanen, M.M.] angesichts der wissenschaftlich-technischen Prozesse“ (Hagner/Hörl 2008: 10) stattgefunden, die sämtliche moderne Wissenschaften sowie auch das Alltagsdenken mit ihrem Gedankengut durchdrangen. Wissen, die Vermittlung von Wissen und damit vor allem die Wissenschaften selbst rückten in den Mittelpunkt des Interesses,

denn das, was in natur- und ingenieurwissenschaftlichen Laboren ersonnen wurde, ließ sich durch ihre Episteme auch in gesellschaftliche Systeme übertragen (vgl. Mangelsdorf/Vonau 2020: 49f.). Diese Zusammenhänge sind es, die – wie wir im Weiteren noch ausführen werden – auch für die Auseinandersetzung mit der Genese von Kulturen des Digitalen in der feministischen Wissenschafts- und Technikforschung von großem Interesse sind. Somit reiht sich der Film „Das Netz“ in eine Reflexion mit den interdisziplinären Aspekten von informationstechnologischen Entwicklungsprozessen ein. Intersektionale Forschung, die diesen Prozess hinsichtlich des darin innewohnenden Euro- und Androzentrismus befragt, stellt in einer systematisierten und über die Moderne hinausweisenden Form – wie sie hier nur angerissen wurde – bislang jedoch eine Leerstelle dar.

Hervorheben lassen sich dennoch Klassiker einer intersektionalen Historiografie des Digitalen wie der von unserer Interviewpartnerin **Judy Wajcman** verfasste über *TechnoFeminism* (Wajcman 2004). Ebenso können in diesem Zusammenhang Ausstellungen wie die 2014 über die Siri-Entwicklerin, feministische Netzaktivistin und Künstlerin Lynn Hershman Leeson u.a. im Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) in Karlsruhe genannt werden, durch die zumindest die Rolle und Errungenschaften von Frauen* im Rahmen der „Digitalen Revolution“ ins Bewusstsein gebracht wurden (Weibel 2016).⁴

In zeitgenössischen Diskursen fällt der Begriff der Digitalisierung am häufigsten im Zusammenhang mit Regionalentwicklung und Technologiepolitik, wenn insbesondere Behörden um digitale Infrastrukturentwicklung und deren Finanzierung bemüht sind, etwa im Bereich der Glasfaserverlegung und des Ausbaus digitaler Serviceangebote im öffentlichen Dienst. Ähnliche Bezüge finden sich im Bereich Bildung und Lehre, beispielsweise wenn im Zuge der Covid-19-Pandemie digitaler Fernunterricht dem etablierten Präsenzunterricht vorgezogen wird. Ein weiterer Großbereich, der im öffentlichen Diskurs fast synonym mit dem Begriff der Digitalisierung verwendet wird, ist die Anwendung von algorithmenbasierten Programmen des *Machine Learnings* bzw. der künstlichen Intelligenz, die in immer weiter gefassten digitalen Bereichen zur Anwendung kommen und eine digitale Realität *sui generis* hervorbringen. Zentrale Anwendungsgebiete für künstliche Intelligenz finden sich etwa in neuen Methoden der automatisierten biomedizinischen Diagnostik, der computergestützten Bilderkennung und -klassifizierung, aber auch in der Informationsdistribution in sozialen Medien und Suchmaschinen.

Ist Teilhabe im digitalen Raum (un-)möglich?

An der Zahl der Gesamtbevölkerung gemessen verfügt nur eine anteilige Minderheit über eine technische oder programmatische Expertise, um digitale und virtuelle Welten aktiv gestalten und finanziellen Nutzen aus der ‚digitalen Revolution‘ ziehen zu können. Bei der Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder handelt es sich im Gegenteil tendenziell um passive Endnutzer*innen bzw. Konsument*innen, die zwar digitale Geräte und Programme im Arbeitsalltag

und Freizeitbereich anwenden bzw. über ihr Nutzungsverhalten das Lernverhalten von Algorithmen steuern, allerdings selbst weder eine fachliche Autorität geltend machen, noch unmittelbar finanziellen Gewinn aus den neuen digitalen Märkten schöpfen können.

Verschiedene Akteur*innen sind als Reaktion darauf bemüht, die Öffentlichkeit mehr in die Konzeption, Entwicklung, und Anwendung von digitalen Prozessen zu involvieren. Kritische Technikgestaltungsansätze sind hier zu nennen, wie sie die Geschlechterforscherin Corinna Bath in ihrem 2014 veröffentlichten Aufsatz *Diffractional Design* im Bereich Maschinenbau und Informatik näher beschreibt: So nennt sie beispielsweise die Programme *Participatory Design* skandinavischer Ausrichtung (vgl. Greenbaum/Kyng 1991; Kuhn/Muller 1993; Bødker et al. 2004), die vorsieht, Nutzer*innen möglichst früh und gleichberechtigt an der Entwicklung von Technik zu beteiligen; *Reflective Design* (Sengers et al. 2005), das auf der Grundlage marxistischer, feministischer und postkolonialer Ansätze, den Kultur- und Medienwissenschaften sowie der Psychoanalyse aufbauend relevante Selbstverständnisse bei der Technikgestaltung offenlegt sowie *Diffractional Design*, wie es Corinna Bath in Rekurs auf die Science and Technology Forscherinnen Donna Haraway und Karen Barad bezeichnet. Aufbauend auf den beiden vorherigen Ansätzen präferiert Bath mit der Bezeichnung Diffraction eine multidirektionale Perspektive, um einen Austausch auf Augenhöhe zwischen verschiedenen Fachdisziplinen und diversen Akteur*innen zu befördern. Dabei setzt sie sich ebenfalls mit Projekten wie dem von Londa Schiebinger an der Stanford University initiierten Projekt „Gendered Innovations“⁴⁵ auseinander. Ein Projekt, durch das, wie sie schreibt,

zwar der Versuch unternommen [wurde], die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die natur- und ingenieurwissenschaftliche Forschung und Entwicklung zu verdeutlichen. Allerdings wird dort mit einem Geschlechterverständnis von ‚sex‘ und ‚gender‘ gearbeitet, das an den meisten Orten der Geschlechterforschung als überholt gilt. (Bath 2014: 27)

Vielmehr geht es ihr darum, gängigen Vergeschlechtlichungen zu entgehen, d.h. ein „De-Gendering informatischer Artefakte“ (Bath 2009) zu ermöglichen.

Über diese kritischen Technikgestaltungsansätze hinaus lassen sich aber auch noch weitere Formen der Intervention im Kontext von Digitalisierungsprozessen benennen: etwa die *Open Science* bzw. die *Citizen Science* Bewegung, Hackathons oder Wikimedia, die versuchen, breitere Bevölkerungsschichten zum Wissensaustausch und arbeitsförmiger Kooperation zu bewegen – häufig auch vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Interessen. Allerdings ergeben sich durch die zunehmende Nutzung digitaler Anwendungen auch ethische und sicherheitsbedingte Herausforderungen. Insbesondere intransparente oder fehlende Konsensbedingungen bezüglich direkter und indirekter Datenspeicherung, -verwertung und -handel fallen dabei ins Gewicht, sodass Privatsphäre und Cyber-Sicherheit von User*innen in vielen Anwendungskontexten nicht ausreichend gewährleistet sind. Im Rahmen dessen adressieren Initiativen

und Programmatiken der Medien- und Informationskompetenz oder auch der *Security Awareness* das öffentliche Bewusstsein, um die Eigenverantwortung der Nutzer*innen zu fördern.

Die Minderheit der Bevölkerung, die in die aktive Gestaltung der gesamtgesellschaftlichen Digitalisierung involviert ist, erweist sich in sozioökonomischer Hinsicht als relativ homogen. So gelten (zumindest die prestigereichen und tragenden) Berufsbilder und Qualifikationsprofile der Informationstechnologien als Domäne *weißer Männer** der Mittelschicht, die auch in die Fachkulturen der Informatik und IT-Ingenieurswesen unhinterfragt eingeschrieben ist und in alltäglichen Praxen, komplexen sozialen Ausschlussmechanismen und Diskursen laufend reproduziert werden. Auch wenn verschiedene Programmatiken der digitalen Teilhabeförderung versuchen, weniger vertretene soziale Kreise wie ältere Menschen, Menschen mit besonderen Bedürfnissen oder auch Frauen* zum ‚Mitmachen‘ zu bewegen, zeigt ein Blick auf die Alters- und Geschlechterverteilung auch unter den interessierten Lai*innen bei Hackathons und anderen Veranstaltungen, dass an diesen nach wie vor überwiegend junge weiße Männer* mit einer technikaffinen Sozialisation teilnehmen.

Triangulierung von Teilhabe, Digitalisierung und Geschlechterverhältnissen

Der vorliegende Band widmet seinen vertiefenden Schwerpunkt der Frage nach Teilhabe an Digitalisierungsprozessen und reiht sich somit in die Auseinandersetzungen zum Spannungsfeld von Utopien der Teilhabe und Dystopien allumfassender Kontrollsysteme ein. Diese kontroversen Auseinandersetzungen mit den Technozukünften im Zuge neuer digitaler Technologien wie sozialen Medien, Industrie 4.0 und künstliche Intelligenz (KI) werden in den feministischen wie geschlechtertheoretischen Diskursen seit den 1970er Jahren intensiv geführt. Die Deutungskontroversen um die Gestaltbarkeit technologischer Prozesse fielen in der feministischen Auseinandersetzung entsprechend unterschiedlich aus. Zunächst versprachen sich Aktivist*innen von der Anonymität und vor allem Virtualität des Internets verschiedene Rollen zu erproben, aus identitären Zwängen auszubrechen und selbst das Geschlecht zu ändern, das heißt, *gender-swapping* betreiben zu können. Der Euphorie ist auf der Basis empirischer Befunde jedoch ein desillusionierter Blick gefolgt und die in den 1980er-Jahren entstandene Idee eines *Cyberspace* – einer computersimulierten Welt ohne Rückbezug zum realen Leben – wird seither kritisch diskutiert. In der zeitgenössischen Medienforschung wird das Internet nicht als eigenständige Sphäre oder Parallelgesellschaft begriffen, sondern „schlicht und einfach als Kommunikationsmedium“ (Funken 2005: 217). Ein Medium, das – wie Medien generell – auf Körper, Identitäten und Interaktionen einwirkt. Um den Körper in der digitalen Welt zu simulieren, würden – so schrieb die Soziologin Christiane Funken – Habitus, Mimik, Stellungen, körperliche Verfasstheit oder gar komplette Handlungsabläufe durch restringierte Beschreibungen ritualisiert. Diese Körpermetaphern würden ein materielles Substrat aufrufen, wodurch sich reale und digitale Alltagswelt miteinander verweben. Diese Verwobenheit

macht eine Trennung von online- und offline-Realität empirisch unhaltbar (vgl. Funken 2004; 2005; Mangelsdorf 2017).

D.h. selbst wenn sich benachteiligte gesellschaftliche Gruppen im Internet leichter austauschen und organisieren können, liegt die tatsächliche Gestaltung der digitalen Welt – nicht anders als in offline-Realitäten – in der Hand einer geringeren Zahl an Akteur*innen. Die große gesellschaftliche Mehrheit sind höchstens passive Anwender*innen und nimmt nur geringen Einfluss auf technische Innovationsprozesse, Programmierung und Entwicklung von Algorithmen vor allem auch kommerziellen Nutzen aus der Digitalisierung. Die Autorinnen **Tanja Carstensen** und **Bianca Prietl** in diesem Band leisten mit ihrer Aufarbeitung der bestehenden Traditionslinien feministischer Auseinandersetzung mit der Digitalisierung einen wertvollen Übersichtsbeitrag zu diesen Diskursen – insbesondere auch vor dem technikhistorischen Hintergrund der Entstehung und Entwicklung von modernen Informationstechnologien.

Lenken wir jedoch, bevor wir auf die Beiträge in diesem Band näher eingehen, den Blick für einen kurzen Moment noch auf das Themenfeld Chancen und Herausforderungen der Partizipation. In ihrem *Cyborg Manifesto* wies die feministische Wissenschafts- und Technikforscherin Donna Haraway bereits Mitte der 1980er Jahre – d.h. zu Hochzeiten eines Feminismus, der sich nicht durch die Auseinandersetzung mit technologischen Fragen, sondern mit solchen der Friedens- und Ökobewegung auszeichnete – auf die Chancen und Risiken der digitalen Revolution hin: Mit durchaus provokantem Gestus forderte sie Verantwortungsbewusstsein und Teilhabe – nicht zuletzt bei ihren feministischen Mitstreiter*innen – an einer „Informatik der Herrschaft“ (Haraway 1995 [1985]: 48) ein. Wie bewegen wir uns innerhalb dieser Strukturen? Gestalten wir sie aktiv mit oder werden passiv durch diese vereinnahmt? Was bedeutet es, dass *cybernetic organism*, d.h. sich selbststeuernde Organismen, kurz „Cyborgs“ unsere Ontologie sind, wie es Haraway im *Cyborg Manifesto* betonte (ebd.: 34)? Sie begründete damit die sogenannte Cyborg Anthropologie an der Schnittstelle von Wissenschafts- und Technikforschung, Science (and) Fiction sowie spekulativer (Zukunfts-)Forschung. Es ist dies ein Ansatz, der eine Generation von Cyber- und Cyborgfeminist*innen der späten 1990er Jahre inspirierte (vgl. Gray/Mentor/Figueroa-Sarriera 1995). Ironie und Aktivismus an der Schwelle zwischen Wissenschaft und Kunst wurde zum Markenzeichen dieser Bewegung, die sich mit postmodern ironischen Antithesen ins kollektive Bewusstsein hackte. Die Technikphilosophin und Gendertheoretikerin Jutta Weber gibt in ihrem Aufsatz „Ironie, Erotik und Techno-Politik: Cyberfeminismus als Virus in der neuen Weltunordnung?“ (2001) einen Einblick in die Geschichte dieser Bewegung, die mit der „First Cyberfeminist International“ 1997 im Rahmen der Documenta X in Kassel und der Verkündigung der vom *old boys network* (www.obn.org) formulierten 100 Antithesen ihren Höhepunkt feierten. Weber betont, dass es bei den Aktivitäten dieser unterschiedlichen Denk- und Aktionskollektive, um „die Ausgestaltung des Netzes und den Entwurf von neuen (Geschlechter)Repräsentationen“ gegangen sei. Dabei einig sei man sich gewesen, dass „Technologieproduktion [...] immer auch Bedeutungsproduktion [ist].“ (ebd.: 87)

Mit Blick auf das 21. Jahrhundert und aktuelle Bewegungen lässt sich festhalten, dass es, wie auch Corinna Bath mit ihrem Ansatz des *Diffractive Design* in Rekurs auf Donna Haraway und Karen Barad formulierte, darum geht – fern ab von Technikeuphorie oder -Optimismus – die spannungsreichen Ambivalenzen einer Teilhabe am Prozess der Digitalisierung multidirektional auszuloten: Wie können die Digitalisierung (geschlechter-)gerecht ausgestaltet sowie feministische Anliegen, bzw. Geschlechterrepräsentationen in Hinblick auf den digitalen Raum neu ausgehandelt werden? Eine Frage, die auch Vertreter*innen des Xenofeminismus, sowie Alexandra Pirici und Raluca Voinea in ihrem 2015 publizierten „Manifest für das Gynozän“ stellen. Hier geht es darum, nicht nur einem „vorherrschenden neoliberalen Lifestyle-Feminismus zu begegnen“ (Avanessian/Hester 2015: 7), sondern in Rückbezug auf den Cyberfeminismus der 1990er Jahre eine Art linken Futurismus mit voranzubringen, der davon ausgeht, dass: „[n]ur auf der Basis der vorhandenen technologischen und wissenschaftlichen Plattformen und nur mit Rücksicht auf Inklusion [...] genderpolitischer Agenden eine emanzipatorische Transformation unserer Wirklichkeit möglich [ist].“ (Avanessian/Hester 2015: 13f.)

Dies bedeutet jedoch, sich – wie bereits zu Beginn ausgeführt – mit dem Spannungsfeld von Utopien der Teilhabe und Dystopien allumfassender Kontrollsysteme im *World Wide Web* auseinanderzusetzen, d.h. mit den Ambivalenzen, die Jan-Hinrik Schmidt 2013 in seinem Buch *Social Media* als „Teilhabe paradox“ bezeichnete. Wenden wir uns diesem Paradox näher zu:

Geschlechtersensible und intersektionale Gestaltung digitaler Räume?

Digitale Medien verändern soziale Praktiken. Seit dem Web 2.0 ermöglichen sie Teilhabe und vernetzen Gesellschaften global miteinander. Es ist ein Wandel, der nicht nur bei einer *Generation Social Media*, die seit dem Millennium aufwächst, sondern inzwischen generations-, schicht- und kulturübergreifend zu beobachten ist. Da die dynamischen Seiten des Web 2.0 zu Kommentierungen und Bewertungen einladen, befördern sie bereits durch die Infrastruktur explizit Praktiken der Teilhabe und gehen weit über den Unterhaltungs- und Informationscharakter der Printmedien hinaus. Dieser Mitmach-Kultur des Internets wurde mit Beginn des 21. Jahrhunderts zunächst einmal euphorisch emanzipatorisches Potenzial zugesprochen. Auf diesem Wege sind auch neue Formen des Erwerbs und der industriellen Innovationsstrategien entstanden. Während mehr und mehr Menschen dezentral über digitale Plattformen auftragsbasiert anstatt in Normalarbeitsverhältnissen beschäftigt sind, nutzen viele privatwirtschaftliche Unternehmen Mitmach-Formate wie Hackathons und Userfeedback über Soziale Medien, um kostspielige Innovationsprozesse auszulagern.

In diesen Zusammenhängen betont Jan-Hinrik Schmidt (2013) das „Teilhabe paradox“, das der Infrastruktur des Internets zugrunde läge. Der Mitmach-Kultur einerseits stünden andererseits Befürchtungen gegenüber, die Privatsphäre erodiere – *Big Data* lade zum Missbrauch ein (ebd.: 81–94). Doch

trotz dieser kritischen Positionen stehen nicht zuletzt (queer)feministische Blogger-Aktivist*innen für das emanzipatorische Potenzial der Sozialen Medien ein. Bestärkt werden sie beispielsweise durch Twitter-Aktionen wie die Hashtags #metoo, #actout oder zuvor #aufschrei in Deutschland, #stoprapenow in Indien oder #sendeanlat in der Türkei, die nicht nur Millionen von Menschen zu Onlinepetitionen gegen sexuelle Gewalt gegen Frauen, sondern auch weltweite Straßenproteste in Gang gesetzt haben.

Mit Schmidt können wir einen differenzierten Blick auf solche Formen der Teilhabe werfen: Er unterscheidet zwischen einer Teilhabe *in* den sozialen Medien, die sich durch Kundgabe äußern würde – beispielsweise durch Tweets unter thematisch zusammengefassten Hashtags. Dadurch entsteht für die Einzelnen eine „persönliche Öffentlichkeit“ und die „Erfahrung von sozialer Einbindung“ kann gepflegt werden (ebd.: 83f.). Darüber hinaus ließe sich eine Teilhabe *mit Hilfe* der sozialen Medien beobachten: Online-Petitionen ließen sich per Klick unterstützen, was inzwischen auch als *Slacktivismus* oder *Klicktivismus* bezeichnet werde. Des Weiteren hat die enorme Vernetzungsmöglichkeit ebenso dazu geführt – wie es sich im genannten Beispiel in Indien und der Türkei oder aber auch während der sogenannten ‚Facebook-Revolution‘ in Kairo gezeigt hat – gezielt zu Demonstrationen zu mobilisieren. Während diese Formen der Teilhabe punktuell zur Mobilisierung weiterer Bevölkerungsgruppen beigetragen hat, steht hingegen eine Teilhabe, die *an* den sozialen Medien, das heißt an der Mitgestaltung der Infrastruktur selber partizipieren kann, einer weitaus kleineren Gruppe von Menschen offen, da sie vertiefter Programmierkenntnisse bedarf (vgl. Mangelsdorf 2017).

Ziehen wir also ein Fazit: Digitale Medien haben verändert, wie sich Menschen individuell zur Darstellung bringen, auf ihren Körper referenzieren, ihre Lebenswelt ausformen und sich durch die Sozialen Medien vernetzen. Sie interagieren auf der Grundlage medialisierter Leiblichkeit, dabei dreht es sich on- und offline um das Thema der *connectedness*: Wie und auf welche Weise bin ich ‚connected‘? Zu fragen bleibt, um welche Form der Verbindung und Verbundenheit es dabei gehen soll: Geht es um eine transhumanistische Lesart, die Mensch-Computer-Verbindungen und -Schnittstellen fokussiert, um dem Imperfekten der Menschen – insbesondere ihrer körperlichen Hinfälligkeit und Sterblichkeit – zu begegnen? Oder wird eine *connectedness* im Sinne einer Verbundenheit zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen in den Blick genommen, wie es etwa die posthumanistisch- (und xeno-)feministischen Theoretiker*innen Donna Haraway und Rosi Braidotti verfolgen? Nach dieser Lesart stehen Verbindungen zur Diskussion, die rassifizierenden, sexistischen und speziezistischen Diskriminierungen zu begegnen versuchen (vgl. Schinzel 2016; Braidotti 2013; 2015; 2019; 2021).

Zu den Beiträgen des Bandes:

Sigrid Schmitz und **Göde Both** stellen in diesem Band der *fzg* erstmals ihre neue Rubrik des Positionenportfolios vor. Dieses Publikationsformat besteht aus einer Kompilation prägnanter Stellungnahmen führender Forscher*innen aus demjenigen Forschungs- und Themenfeld, das der aktuelle themenzentrierte Band der *fzg* behandelt. Unter „Gender Studies Digital: Positionen“ sind in diesem Heft einige Erfahrungsberichte vereint, in denen Akteur*innen der Gender Studies ihre Perspektiven auf digitale Lehrformate in den digitalen Gender Studies darlegen. Vorgestellt und reflektiert werden konkrete digitale Lehrangebote und deren Rahmenbedingungen, die Lehrende insbesondere während der Covid-19-Pandemie und dem daraus resultierenden digitalen Fernunterricht entwickelten.

Eine grundständige Einführung in die Technik- und Sozialgeschichte neuer digitaler Technologien und der feministischen Auseinandersetzung mit diesen liegt mit dem Beitrag „Digitalisierung und Geschlecht: Traditionslinien feministischer Auseinandersetzung mit neuen Technologien und gegenwärtige Herausforderungen“ von **Tanja Carstensen** und **Bianca Prietl** vor. Die Autor*innen befassen sich mit den gegenwärtig besonders dringlichen Themen im Zusammenhang von Gender und Digitalisierung aus intersektionaler Perspektive, so etwa Digitalisierung von Arbeitswelten, feministische Netzpolitik und die tentative Verschiebung struktureller Ungleichheit der Geschlechter zwischen *online* und *offline* Welten. Entlang dieser thematischen Linien skizziert der Beitrag die bestehende akademische Landschaft in Geschlechterforschung und feministischen Studien, die übersichtlich in ‚Traditionslinien‘ strukturiert und referiert werden. Eine weitere wertvolle Übersicht in diesem Band über feministische Diskurse in den Datenwissenschaften bietet **Bianca Prietl** in ihrer Rezension „Für eine engagierte datenwissenschaftliche Praxis“ zur Neuerscheinung „Data Feminism“ von Catherine D’Ignazio und Lauren Klein.

Mit einem künstlerisch-forschenden Ansatz setzen sich **Claudia Amsler** und **Levent Pinarci** in ihrem Artikel „Augmented Othering. Projektionsmapping als kulturelle Aneignung?“ mit einem konkreten Fallbeispiel aus der musealen Ausstellungspraxis auseinander, welches für das Problem der kulturellen Aneignung vor dem Hintergrund postkolonialen Wissens steht. Die kritische Analyse der dreidimensionalen Video Mapping Show ‚Illuminarium‘, die 2018 als Lichtprojektion am Zürcher Landesmuseum zu sehen war, zeigt die Prozesse von kultureller Alterisierung und Aneignung im Zusammenhang mit neuen digitalen Medien der Ausstellungspraxis auf. Als Dreh- und Angelpunkt der Untersuchung dient das Maskottchen namens Yuki, das als Videoprojektion Besucher*innen durch die interaktive Installation führt und der Ausstellung als repräsentatives Symbolbild dient. Als eklektische *patchwork*-Konstruktion, bedienen sich die Gestalter*innen verschiedener mythologischer Traditionen und Sagen von nordamerikanischen *First Nations* und Japans, die zu einem

verniedlichten Maskottchen westlicher, postkolonialer Winterästhetiken dekontextualisiert und appropriiert werden.

Elgen Sauerborn stellt in ihrem organisationssoziologischen Artikel „Die diskursive Herstellung von Geschlecht durch Crowdfunding-Plattformen“ die Frage, ob neuere digitale Formen der Erwerbsarbeit wie *Crowdfunding* ein emanzipatives Potential hinsichtlich mehr Geschlechtergerechtigkeit bergen. Sie kommt zu dem Schluss, dass dies nicht der Fall ist und dass diese Formen der Erwerbsarbeit im Zuge der Digitalisierung die strukturelle Ungleichheit der Geschlechter eher reproduzieren und festigen. So erweisen sich diese neuen Technologien keinesfalls als geschlechtsneutral und wie die empirische Diskursanalyse mit Onlinedaten zeigt, klafft auch in diesen digitalen Erwerbswelten eine *gender pay gap* ebenso wie bei analogen Arbeitsverhältnissen. Die im Diskurs vielfach erwartete vergleichsweise hohe Vereinbarkeit von Beruf und Familie im *Crowdfunding* hält der Überprüfung durch die Autorin ebenfalls nicht stand.

Eine kritische feministische Analyse KI-basierter Servicetechnologien im Bereich der Spracherkennung liegt in diesem Band mit dem Artikel „Siri, warum kannst Du nicht wütend werden? Strategien der Spekulation als Instrument feministischer Praxis“ von **Natalie Sontopski** vor. *Siri* und *Alexa*, die wohl bekanntesten Spracherkennungs- und Steuerungstechnologien, erweisen sich unter der Lupe eines kreativen Methodenmixes mit Anleihen u.a. aus Designsoziologie und Judy Wajcmans *TechnoFeminismus* als problematische, vergeschlechtlichte Konstrukte. Die Autorin verweilt allerdings nicht nur auf der Ebene der Kritik an der Vergeschlechtlichung neuer digitaler Technologien, sondern führt mit der Software *MiauMiau* ein Beispiel dafür an, wie eine weniger problematische sprachbasierte Servicesoftware gestaltet werden kann.

Nino Zulier ergründet in seinem Artikel „Conceptualization of a Queer Cyberspace: ‘Gay Twitter’“ das emanzipative Potential der sozialen Medienplattform Twitter im Speziellen für die Vernetzung der *Gay Community* und bezüglich Handlungsspielräumen queerer und homosexueller Aktivistinnen. Der Autor lotet dabei unter Berücksichtigung queerer, kulturwissenschaftlicher Konzeptionen aus, inwiefern sich über Semantiken, Bildästhetiken und Kontextualisierungen eine queere, virtuelle Gemeinschaft formiert, um gemeinsam gegen rigide Geschlechternormen, Diskriminierung und Ausschluss von LGBTQIA* zu wirken.

Das Interview mit **Judy Wajcman** sowie die Fotoserie von **Johanna Reich** mit einem kurzen Gespräch mit der Künstlerin runden den Digitalisierungsschwerpunkt des Bandes ab. Judy Wajcman verdeutlicht, wie sich die ‚Culture of Masculinity‘, die sie in ihrem 2004 veröffentlichten Klassiker der *Science and Technology Studies (STS) TechnoFeminism* beschrieben hat, insbesondere im Silicon Valley, der Hochburg der Computertechnologie, bis heute weiter ausgestaltet. Ihrem Befund nach setzt sich diese männlich dominierte Kultur noch immer

trotz aller Versuche, rassistischen und sexistischen *biases* in der Technikgestaltung, und -Nutzung entgegenzuwirken, durch. Sie verweist auf das Spektrum der Geschlechterforschung, das sich über eine kritische Auseinandersetzung mit Hackerkulturen, Geschlechterrepräsentationen etwa bei Facebook oder sexualisierter Gewalt im Netz erstreckt. Dabei argumentiert Judy Wajeman dezidiert feministisch ebenso wie Johanna Reich, zu deren künstlerischer Arbeit „Resurface I: Stolen History“ Fotos auf S. 22-25 zu sehen sind. Die Künstlerin setzt sich diskursiv ebenso wie mit einem eigens für das Heft gestaltetem Bild mit ihrer Haltung zum Cyber- und Xenofeminismus auseinander. Sie betont, dass es ihr in ihrem Werk wichtig sei, eine Teilhabe an aktiven gesellschaftlichen Gestaltungsprozessen auszuformen, hegemoniale Systeme anzuzweifeln und gleichzeitig Mut zur Veränderung voranzutreiben.

Ein weiterer Beitrag aus dem dauerhaft offenen Call der *fzg* beschäftigt sich mit Genderverhältnissen in der klinisch-medizinischen Praxis und insbesondere mit den widersprüchlichen Leistungs- und Karrierenarrativen, denen Frauen* sich in der alltäglichen Interaktion ausgesetzt sehen. Der kritische Artikel „Meritokratie in der Universitätsmedizin? Habilitandinnen zwischen Leistungskriterien, ‚Gemocht-Werden‘ und akademischem Feudalismus“ von **Marina Ginal** ermöglicht detaillierte Einblicke in den Alltag der klinischen Universitätsmedizin und seinen Geschlechterverhältnissen und -hierarchien. Die empirischen Einsichten und Rekonstruktionen mithilfe der *Grounded Theory* Methodologie zeigen die Widersprüche zwischen der rhetorischen Modernisierung auf, derer sich die Selbstdarstellung der Organisationen bedient und der gelebten Realität, die durch einen erheblichen *bias* und Benachteiligung von Frauen* aufgrund von vergeschlechtlichten Zuschreibungen von Leistung geprägt sind.

Marlene Pieper und **Eva Tolasch** sind ebenfalls dem offenen Call gefolgt und veröffentlichen in diesem Band ihre Rezension zum Sammelband „Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Methodologische Fragen, Forschungsfelder und empirische Erträge“, herausgegeben von Lotte Rose und Elke Schimpf. Die Autor*innen greifen die Teilhabeproblematik für das Forschungsfeld der Sozialarbeitswissenschaften auf und gehen insbesondere der Frage nach den adressierten Subjekten feministisch informierter Sozialarbeit im Spannungsfeld von akademischer Forschung und Praxis nach.

Eine weitere lesenswerte Rezension liegt in diesem Band mit **Johanna Ullmanns** Reflexionen zur Monografie „Economic Citizenship: Neoliberal Paradoxes of Empowerment“ von Amalia Sa’ar (2018) vor. Die rezensierte Fallstudie wirft ein Licht auf arbeitsmarktpolitische Programme im gegenwärtigen Israel, die im Speziellen marginalisierte Frauen als Zielgruppe adressieren und besticht durch eine nuancierte Kritik an der neoliberalen Umstrukturierung des zeitgenössischen Wohlfahrtsstaats, die sich durchaus auf andere Länder übertragen lässt.

Anmerkungen

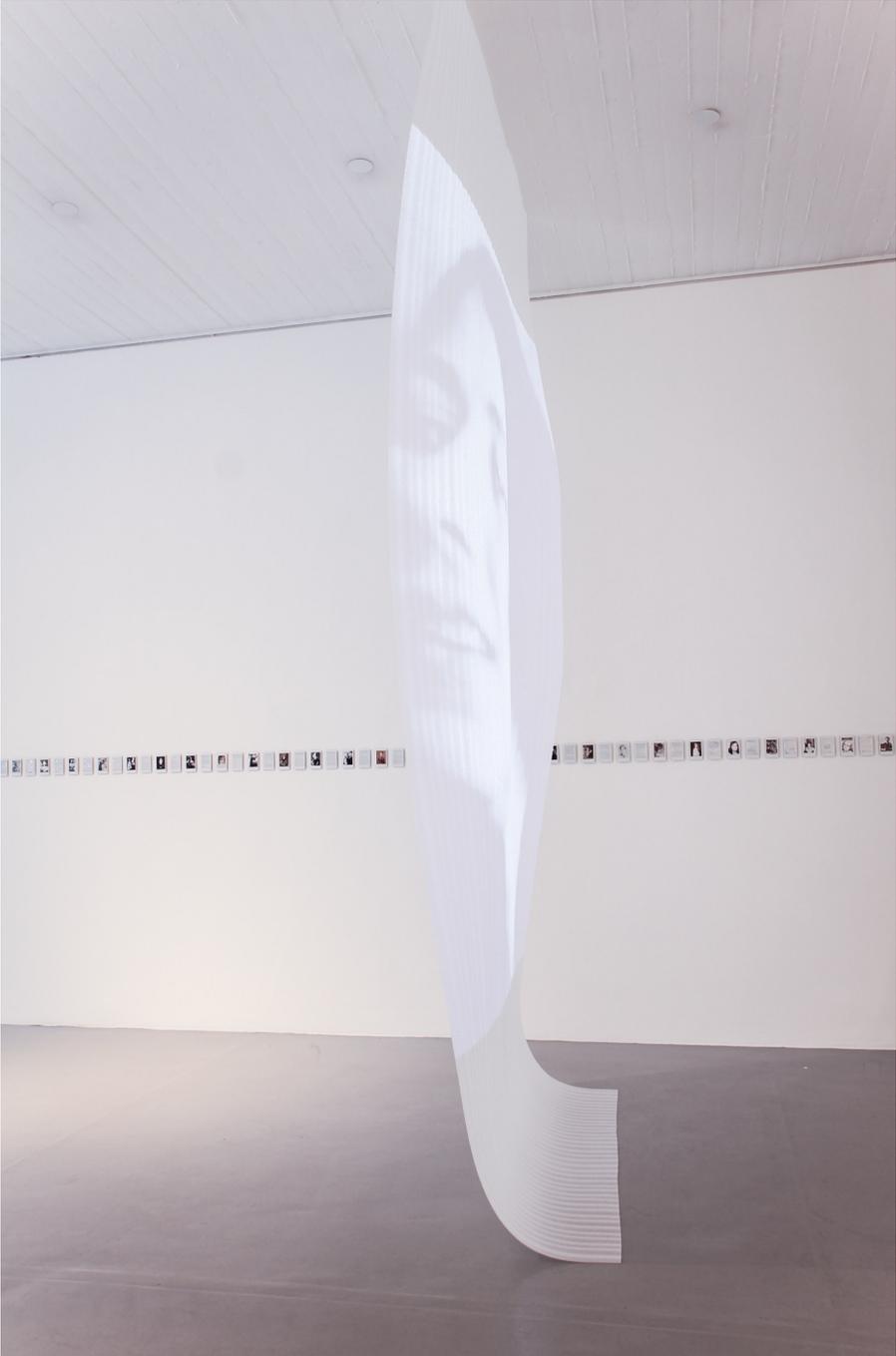
- 1 Diese frühen Rechnergenerationen sind benannt nach ihrem Erfinder Konrad Zuse (1910 – 1995).
- 2 Eine ausführliche Technikgeschichte findet sich bei Herbert Bruderer 2020.
- 3 Kritisch(-feministische) Auseinandersetzungen mit den anscheinend egalitären Strukturen der Computerindustrie, insbesondere des Silicon Valley finden sich u.a. bei: Einer Insider*in, der ehemaligen Autorin des Computer-Szene-Magazins *Wired* Paulina Borsock (2001); rund um den Gamer Gate-Skandal, in den die feministische Videospiele-Entwicklerin Anita Sarkeesian verwickelt war (vgl. Campbell 2019) sowie bei den sogenannten radikalen Ingenieuren, die mit *Dynamicland* eine alternative Internetkultur zu entwickeln versuchen (vgl. <<https://dynamicland.org>> (Zugriff: 11.02.2021) sowie Bachmann 2019).
- 4 An dieser Stelle sei auch auf den Vortrag von Britta Schinzel „Vom Lochstreifen zur Cloud – Wissenskulturen und Erlebnisse in MINT-Fächern“ hingewiesen, in dem sie die digitale Entwicklung und ihre Erfahrungen damit als Professorin im Fach Informatik aus geschlechtersensibler Perspektive reflektiert, abrufbar unter: <<https://www.videportal.uni-freiburg.de/audio/Vom-Lochstreifen-zur-Cloud-Wissenskulturen-und-Erlebnisse-in-MINT-Faechern/ae5c1cc989715995fb912cbb4e19a6e>> (Zugriff: 12.02.2021).
- 5 Vgl. Webauftritt des Projekts, abrufbar unter <<http://genderedinnovations.stanford.edu>> (Zugriff: 12.02.2021).

Literatur

- Avanessian, Armen/Hester, Helen (Hrsg.) (2015): *dea ex machina*. Berlin: Merve Verlag.
- Bachmann, Götz (2019): Medientheoretiker. SWR2-Beitrag Götz Bachmann im Gespräch mit Dietrich Brants. <<https://www.swr.de/swr2/programm/SWR2-Zeitgenossen-Goetz-Bachmann-Medientheoretiker,broadcastcontrib-swr-22810.html>> (Zugriff 11.02.2021).
- Bath, Corinna (2009): *De-Gendering informatischer Artefakte. Grundlagen einer kritisch-feministischen Technikgestaltung*. Universität Bremen.
- Bath, Corinna (2014): *Diffractive Design*. In: Marsden, N./Kempf, U. (Hrsg.): *Gender-UseIT. HCI, Usability und UX unter Gendergesichtspunkten. Leitlinien für die Praxis*. Berlin/München/Boston: De Gruyter, S. 27-36. <https://doi.org/10.1515/9783110363227.27>.
- Bødker, Keld/Kensing, Finn/ Simonsen, Jesper (2004): *Participatory IT Design: Designing for Business and Workplace Realities*. Cambridge: MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/5249.001.0001>.
- Borsock, Paulina (2001): *Schöne neue Cyberwelt. Wie die digitale Elite unsere Kultur bedroht*. München: dtv.
- Braidotti, Rosi (2013): *The Posthuman*. Cambridge: Polity.
- Braidotti, Rosi (2015): *Cyberfeminismus mit einem Unterschied*. In: Avanessian, A./Hester, H. (Hrsg.): *dea ex machina*. Berlin: Merve Verlag, S. 107-144.
- Braidotti, Rosi (2019): *Posthuman Knowledge*. Cambridge: Polity.
- Braidotti, Rosi (2021): *Posthuman Feminism*. Cambridge: Polity.
- Bruderer, Herbert (2020): *Analog- und Digitalrechner, Automaten und Roboter, wissenschaftliche Instrumente, Schritt-für-Schritt-Anleitungen*. Berlin/München/Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110669664>.

- Campbell, Colin (2019): The Anita Sarkeesian story. <<https://www.polygon.com/features/2019/6/19/18679678/anita-sarkeesian-feminist-frequency-interview-history-story>> (Zugriff: 11.02.2021).
- Funken, Christiane (2004): Female, Male, Neuter, Either: Gibt es ein Geschlecht im Cyberspace? In: Thiedeke, U. (Hrsg.): *Soziologie des Cyberspace: Medien, Strukturen und Semantiken*. Wiesbaden: VS, S. 193-214. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80482-2_8.
- Funken, Christine (2005): Der Körper im Internet. In: Schroer, M. (Hrsg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 215-240.
- Gray, Chris Hables/Mentor, Steven/Figueroa-Sarriera, Heidi (1995): *The Cyborg Handbook*. New York/London: Routledge.
- Greenbaum, Joan/Kyng, Morten (Hrsg.) (1991): *Design at Work. Cooperative Design of Computer Systems*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Hagner, Michael/Hörl, Erich (Hrsg.) (2008): *Die Transformation des Humanen Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Kuhn, Sarah/Müller, Michael J. (1993): Participatory design. *Communications of the ACM* 36, 6, S. 24-29. <https://doi.org/10.1145/153571.255960>.
- Mangelsdorf, Marion (2017): Geschlechtersensitive und partizipative Ethnografie im Kontext Digitaler Medien. In: Friese, H./Gala R./Nolden, M./Schreiter, M. (Hrsg.): *Handbuch Soziale Praktiken und Digitale Alltagswelten*. Wiesbaden: VS, S. 1-9. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08460-8_50-1.
- Mangelsdorf, Marion/Vonau, Victoria (2020): Monarchfalter-Werden – Symbio(gene)se als intersoziologische Dimension. In: Schetsche, M./Anton, A. (Hrsg.): *Intersoziolegie: Menschliche und nichtmenschliche Akteure in der Sozialwelt*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 43-59.
- Philpott, Zoe (2017): Ada Lovelace: The Original Woman in Tech. TED-Talk. <<https://www.youtube.com/watch?v=1QQ3gWmd20s>> (Zugriff: 11.02.2021).
- Schinzel, Britta (2016): Trans- und Post-Humanismus – Trans- und Post-Humanities. In: FIF-Kommunikation 3, 16 – Transhumanismus und Gender, S. 27-31.
- Schinzel, Britta (2017): Vom Lochstreifen zur Cloud – Wissenskulturen und Erlebnisse in MINT-Fächern. <<https://www.videoportal.uni-freiburg.de/audio/Vom-Lochstreifen-zur-Cloud-Wissenskulturen-und-Erlebnisse-in-MINT-Fachern/ae5c1cc989715995fb912cbb4e19a6e>> (Zugriff: 11.02.2021).
- Schmidt, Jan (2013): *Social Media (Medienwissen kompakt)*. Wiesbaden: Springer.
- Sengers, Phoebe/Boehner, Kirsten/David, Shay/Kaye, Joseph ‚Jofish‘ (2005): Reflective Design. In: Bertelsen O. W./Bouvin, N. O./Krogh, P. G./Kyng, M. (Hrsg.): *Critical Computing – Between Sense and Sensibility*. Red Hook, N.Y: Curran, S. 49-58. <https://doi.org/10.1145/1094562.1094569>.
- Wajcman, Judy (2004): *TechnoFeminism*. Cambridge: Polity.
- Weber, Jutta (2001): Ironie, Erotik und Techno-Politik: Cyberfeminismus als Virus in der neuen Weltunordnung? Eine Einführung. In: *Die Philosophin: Forum für feministische Theorie und Philosophie* 12, 24, S. 81-97. <https://doi.org/10.5840/philosophin2001122423>.
- Weibel, Peter (Hrsg.) (2016): *Lynn Herschman Leeson: Civic Radar*. zkm Ausstellungskatalog Ostfildern: Hatje Cantz.

Fotostrecke mit Interview





Resurface I: Stolen History

Ein Gespräch zwischen Johanna Reich und Marion Mangelsdorf

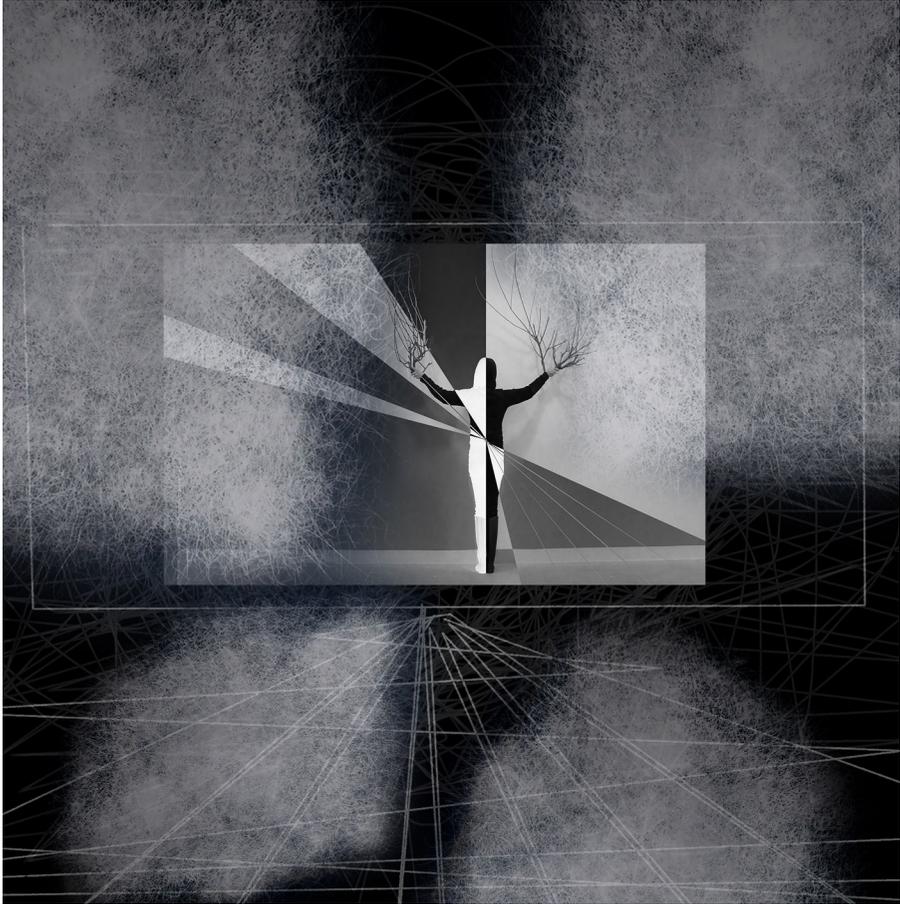
Marion Mangelsdorf: *Von 2018-2020 habe ich Lehr- und Symposiumsreihen zum Thema Digitalisierung gestalten angeboten.¹ 2019 hast Du im Rahmen dessen einen Vortrag gehalten, in dem Du näher auf Deine künstlerischen Arbeiten eingegangen bist und Du Dich intensiv mit Freiburger Studierendenprojekten auseinandergesetzt hast. Ebenso wie ein Jahr später, als Du Teil eines Workshop warst. Du beschäftigst Dich u.a. mit der fortschreitenden Digitalisierung und zunehmend medialen Vereinnahmung unseres Alltags, untersuchst deren Einfluss auf unser Denken, unser Rollenverständnis und unsere Wahrnehmung. Dabei befasst Du Dich ebenso mit Frauen*geschichte(n) wie auch mit der Gegenwart, bspw. wenn Du jungen Mädchen* bei ihrer Identitätssuche unter dem Einfluss sozialer Netzwerke zum Ausdruck verhilfst. Deine Arbeiten, wie die hier auf den beiden Fotos abgebildeten zum Thema Resurface I: Stolen History, bezeichnest Du als feministisch. Was bedeutet das für Dich und wie äußert sich das in diesem Werkzyklus?*

Johanna Reich: Für mich bedeutet Feminismus eine Haltung: eine Teilhabe an aktiven Formen der Gesellschaft, ein Anzweifeln hegemonialer Systeme und gleichzeitig der Mut zur Veränderung. Im Falle von *Resurface I: Stolen History* bedeutete dies, dass ich den Blick zurück auf die Vergangenheit richte und

hinterfrage, wie und anhand welcher Variablen (Kunst-)Geschichtsschreibung entstanden und heute zu verstehen ist. Mein Projekt handelt von Künstlerinnen* des 19. und 20. Jahrhundert, die zu Lebzeiten erfolgreich waren, heute jedoch nahezu unbekannt sind. Für mich als Künstlerin war es eine unglaublich spannende Entdeckung, all diese Künstlerinnen* in verschiedenen Archiven ausfindig zu machen – herausragende Künstlerinnen*, die trotz erswerter Bedingungen ein eindrucksvolles Werk erschaffen und gelebt haben. Durch demokratische Tools der Digitalisierung wie Wikipedia können wir den Blick auf Geschichtsschreibung erweitern und eine nicht sichtbare Vergangenheit zurückerobern, indem diese Künstlerinnen* bei Wikipedia eingespeist werden. Aber mich interessiert nicht nur, die Digitalisierung aktivistisch zu nutzen, sondern es geht mir darum, einen künstlerischen Zugang zur Thematik zu finden: Kunst ist eine eigene Sprache, ihre Präsenz kann uns innehalten lassen, verwirren, verzaubern – und mit ihrer Kraft der Motor sein, Dinge anders zu sehen und zu denken. Deshalb reicht es mir auch nicht aus, nur im Internet präsent zu sein, sondern ich möchte digitales Erleben mit dem physisch erfahrbaren Ausstellungsraum verbinden. In der Installation sieht man, wie die Umrisse der einzelnen Künstlerinnen* langsam aus dem weißen Nichts einer Projektion entstehen. Geisterhaft, immer präsenter werden die Bilder. Es handelt sich um Polaroidfotos der Künstlerinnen*portraits, die ich während der Entwicklung abgefilmt habe. Diese Künstlerinnen* gab es – wenn auch heute nicht mehr sichtbar. In diesem Sinne bedeutet Feminismus für mich auch immer: sichtbar machen.

MM: *In der Einleitung zu diesem Heft gehen wir auf den Cyberfeminismus an der Schnittstelle von Kunst und Wissenschaft sowie auf neuere Positionen des Xenofeminismus ein. Dies sind Positionen, die zunächst in den 1990er Jahren, nun im 21. Jahrhundert Variationen des Feminismus betonen, die vor allem Partizipation und Diversität im digitalen Zeitalter zu fördern versuchen. Dadurch setzen sie sich dezidiert „mit dem Spannungsfeld von Utopien der Teilhabe und Dystopien allumfassender Kontrollsysteme im World Wide Web“ (vgl. S. 13) auseinander. Dabei geht es um die Frage: „Wie kann die Digitalisierung (geschlechter-) gerecht ausgestaltet sowie feministische Anliegen, bzw. Geschlechterrepräsentationen in Hinblick auf den digitalen Raum neu ausgehandelt werden?“ (vgl. S. 13) Der Xenofeminismus gibt vor, dem „vorherrschenden neoliberalen Lifestyle-Feminismus zu begegnen“ (Avanessian/Hester 2015: 7) und behauptet, dass „[n]ur auf der Basis der vorhandenen technologischen und wissenschaftlichen Plattformen und nur mit Rücksicht auf Inklusion [...] genderpolitischer Agenden eine emanzipatorische Transformation unserer Wirklichkeit möglich [ist].“ (Avanessian/Hester 2015: 13f.) Es geht darum, Formen der connectedness auszugestalten, die weniger die Vernetzung von einzelnen Individuen in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit stellt, sondern vor allem die Verbundenheit von Menschen untereinander, aber auch zu ihrer Umwelt. Technik und Medien sind dann keine Selbstläufer, sondern Mittel zum Zweck, um dieser Verbundenheit Ausdruck zu geben. Wie positionierst Du Dich zu solchen Ansätzen? Würdest Du Dich als Cyber- oder Xenofeministin bezeichnen?*

JR: Ich habe sehr lange über Deine beiden Fragen nachgedacht, sie treffen einen ganz wichtigen Punkt bzw. Diskurs für mich. Ich habe sowohl zum Cyber- als auch zum Xenofeminismus eine ambivalente-begeisterte-aber-auch-kritische-Haltung. Es ist so ein vielschichtiger Diskurs, als Künstlerin kann ich meine Antwort dazu besser in ein Bild fassen.



Die ersten beiden Fotos sind Abbildungen aus: Resurface I, Ausstellung "Female Heroes", Courtesy Galerie Priska Pasquer. Bonn 2021. © Johanna Reich/VG Bild-Kunst.

Das Bild auf dieser Seite ist von der Künstlerin für diesen Beitrag gestaltet worden © Johanna Reich.

Weitere Informationen finden sich auf der Website der Künstlerin: <https://johannareich.com/mies_portfolio/resurface> (Zugriff: 11.02.2021).

Anmerkungen

1 Angebunden waren die Veranstaltungen an das BMBF-Verbundprojekt *Gendering MINT digital. Open Science aktiv gestalten* (vgl. BMBF 2018-20). Ebenso kann hier ein Mitschnitt des Vortrags von Johanna Reich (2019) abgerufen werden.

Mediografie

Avanessian, Armen/Hester, Helen (Hrsg.) (2015): *de a ex machina*. Berlin: Merve Verlag.

BMBF (2018-2020): <<https://www.genderingMINT.de>> (Zugriff: 11.02.2021).

Reich, Johanna (2019): <<https://www.genderingmint.uni-freiburg.de/digitalisierung-gestalten/symposium-digitalisierung/johanna-reich/>> (Zugriff: 11.02.2021).

Aufsätze

Tanja Carstensen/Bianca Prietl

Digitalisierung und Geschlecht: Traditionslinien feministischer Auseinandersetzung mit neuen Technologien und gegenwärtige Herausforderungen¹

Zusammenfassung: Dieser Beitrag begibt sich auf die Spur feministisch-geschlechterforscherischer Auseinandersetzungen mit neuen (digitalen) Technologien. Damit verfolgt er ein zweifaches Ziel: Erstens die gegenwärtig mit Blick auf Digitalisierung aus Geschlechterperspektive aufgeworfenen Fragen – nach den Effekten der Digitalisierung der Arbeitswelt, nach der Vergeschlechtlichung digitaler Artefakte sowie nach den Potenzialen digitaler Technologien für feministische Politik – einzuordnen in eine längere Tradition der Entwicklung und des Einsatzes neuer Technologien sowie deren kritische Begleitung durch Frauen- und Geschlechterforschungen; zweitens Lehren aus den dabei errungenen Einsichten zu ziehen und ausgehend hiervon zu reflektieren, wie aktuelle Digitalisierungsschübe aus feministischer, insbesondere intersektionaler, Sicht einzuschätzen sind und wo Konfliktlinien und Potenziale liegen.

Schlagwörter: Digitalisierung; neue Technologien; Frauen- und Geschlechterforschung zu Arbeit; feministische Wissenschafts- und Technikforschung; Internetforschung

Digitalization and Gender. Lines of Tradition and Current Challenges in Feminist Discussions on New Technologies

Abstract: This paper is concerned with the long-standing tradition of feminist engagement with new (digital) technologies, in order to pursue two aims: Firstly, we want to situate the questions regarding the digital transformations currently being raised from a gender perspective in the larger context of the development and use of new (digital) technologies and their critical appraisal by gender studies, including the effects of digitalization of work, the gendering of digital artefacts, and the potential of digital technologies for feminist politics; secondly, we want to draw lessons from the insights gained and reflect on how to assess current advances in digitalization from a feminist, especially intersectional, point of view. We trace the lines of conflict and uncover potential for change.

Keywords: digitalization; new technologies; internet; gender and work; feminist science and technology studies

Digitalisierung revisited

„Digitalisierung“ steht im Zentrum so manch utopischer wie dystopischer Zukunftsszenarien und ist in den vergangenen Jahren zum Angelpunkt diverser politischer Programmatiken geworden. So verabschiedete die Bundesregierung Deutschlands – ähnlich vergleichbaren Initiativen anderer Länder – 2018 eine neue Umsetzungsstrategie „Digitalisierung gestalten“, um ein „klares politisches Leitbild zur Gestaltung des digitalen Wandels“ zu formulieren.² In Einklang damit werden neue Lehrstühle und Forschungszentren für Digitalisierung eingerichtet; und auch die rasant steigende Zahl an Publikationen zum Thema zeugt davon, dass sich gegenwärtig kaum jemand *nicht* zur sog. digitalen Transformation verhalten kann.

Deutungsmächtige Schlagworte wie Disruption oder gar Revolution suggerieren dabei, dass wir es zum einen mit etwas ‚Brandneuem‘ und zum anderen mit einer einheitlichen (Fortschritts-)Entwicklung zu tun haben. Die unter dem Stichwort Digitalisierung aktuell verhandelten Phänomene wie Big Data und Industrie 4.0 oder Internet of Things und Künstliche Intelligenz stellen jedoch eine umkämpfte soziotechnische Dynamik³ dar, die nicht nur höchst heterogene Technologien und soziokulturelle Praktiken umfasst, sondern deren Ursprünge zumindest bis zu den biotechnologischen und informationstechnischen Innovationen der 1980er Jahre zurückreichen.

Deshalb begeben wir uns im vorliegenden Beitrag auf die Spur feministisch-geschlechterforscherischer Auseinandersetzungen, die diese Entwicklungen seit gleichfalls mehreren Jahrzehnten begleiten. Damit verfolgen wir ein zweifaches Ziel: Zum einen wollen wir die gegenwärtig mit Blick auf Digitalisierung gerade auch aus Geschlechterperspektive erneut aufgeworfenen Fragen – etwa, ob mit dem Technikwandel eine Veränderung der asymmetrischen Arbeitsverhältnisse zugunsten von Frauen⁴ einhergeht⁵, ob Technik sexistisch sein kann⁶, und inwiefern die neuen Technologien emanzipatorische Potenziale für feministische Politik eröffnen⁷ – einordnen in eine längere Tradition der Entwicklung und des Einsatzes digitaler Technologien sowie deren kritische Begleitung durch Frauen- und Geschlechterforschungen. Zum anderen wollen wir Lehren aus den dabei errungenen Einsichten ziehen und vor deren Hintergrund reflektieren, wie aktuelle Digitalisierungsschübe aus feministischer, insbesondere intersektionaler, Sicht einzuschätzen sind, wo Konfliktlinien, aber auch Potenziale liegen.

Bereits in den 1980er Jahren wurden intersektionale Perspektiven auf (neue) Technologien entwickelt und Technikgestaltung wie -nutzung in einen Zusammenhang mit patriarchalen, (post-)kolonialen und kapitalistischen Herrschaftsverhältnissen gestellt. Gleichsam früh finden sich aber auch Hoffnungen, dass neue Technologien etablierte Machtrelationen abbauen könn(t)en und damit verbunden die Forderungen, Verantwortung für die Gestaltung neuer Technologien zu übernehmen und sich in konkrete Technikentwicklungsprozesse einzumischen (prominent: Haraway 1985). In der Vergangenheit wurden die transformativ-emanzipatorischen Potenziale neuer Technologien für die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse jedoch kaum ausgeschöpft; vielmehr war immer wieder eine Reproduktion etablierter Geschlechterordnungen oder gar

eine Verschärfung von Ungleichheitsverhältnissen zu verzeichnen (Berscheid/Horwath/Riegraf 2019: 241).

Die nachfolgende Skizzierung feministisch-geschlechterforscherischer Auseinandersetzungen mit neuen (digitalen) Technologien kann selbstredend keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben; noch ist die vorgenommene Sortierung der Forschungs- und Diskussionsstränge die einzig mögliche. Die Fokussierung auf Beiträge zu den Themenfeldern (1) Arbeit(sverhältnisse), (2) Technik i.S.v. technische Artefakte und (3) (Netz-)Politiken erlaubt es u.E. aber, zentrale Einsichten und Thesen in Erinnerung zu rufen und dahingehend zu befragen, wie sie gegenwärtige Debatten informieren können.

Traditionslinien feministisch-geschlechterforscherischer Auseinandersetzung mit neuen (digitalen) Technologien

Arbeit(sverhältnisse)

In der zurzeit viel diskutierten Frage nach den Chancen für Frauen in einer digital(isiert)en Arbeitswelt wird die grundsätzlichere Frage nach dem Zusammenhang von Technikentwicklung und Wandel der vergeschlechtlichten Arbeitsverhältnisse erneut virulent. Ob und wie sich die entlang von Geschlechter-, aber auch Klassen- und rassifizierten Grenzen hierarchisch strukturierte Arbeitsteilung mit der Einführung neuer Technologien verändert, bildet ein zentrales Thema, das sich durch die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Technik, Arbeit und Geschlecht zieht und zunächst sowohl mit Blick auf Industrialisierung und Maschinisierung (Robak 1992; Zachmann 1993) als auch im Kontext von Computerisierung und Informatisierung, insbesondere von (Büro-)Arbeit (Schinzel 1992), analysiert wurde.

Dabei machte die frühe Frauen- und Geschlechterforschung die Auseinandersetzung mit der geschlechtstypischen Arbeitsteilung im Kapitalismus zum Ausgangspunkt einer „Kritik an der Blindheit des Marxismus in Bezug auf *gender*“ (Wajcman 2002: 271; H.i.O.). Bedeutsam war dabei nicht zuletzt die These, dass Technik das Geschlechterverhältnis als Herrschaftsverhältnis stabilisiere:

Es ist überall das gleiche – und alte – Bild: Frauen finden sich zuhauf in der Maschinenbedienung. [...] Die Konstrukteure und Entwickler der neuen Systeme, diejenigen, die die Anlagen vermarkten und verkaufen, installieren, verwalten und warten, sind, mit nur wenigen Ausnahmen, Männer. Frauen dürfen zwar die Knöpfe drücken, in den Geräten aber haben sie nichts zu suchen. (Cockburn 1988: 21)

Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern entlang der Grenze von (aktiver) Technikentwicklung (und -beherrschung) und (passiver) Techniknutzung gründet – so eine frühe Einsicht – auf der historisch etablierten und strukturell-symbolisch verankerten Verbindung von Technik mit Männlichkeit. Diese

realisiert sich etwa in dem prominent von Judy Wajcman (1994: 137) problematisierten androzentristischen Technikbegriff der Moderne. Dieser assoziiert(e) Technik vornehmlich mit großen, lauten und schmutzigen Maschinen oder aber mit teuren und prestigeträchtigen ‚cutting-edge‘-Technologien, die beide primär in männerdominierten Bereichen anzutreffen sind. Cynthia Cockburn (1983) arbeitete zudem heraus, dass das strukturell-symbolische Dominanzverhältnis von Technik und Männlichkeit gerade ob seiner inhaltlichen Flexibilität und Variabilität von struktureller Stabilität ist und demonstrierte dabei zugleich die Verschränkung von Geschlechter- und Klassenunterscheidungen entlang des Körper/Geist-Dualismus: Während Technik im Kontext industriell-gewerblicher Arbeit vornehmlich unter Verweis auf Muskelkraft und ein inkorporiertes Technikgefühl mit einer *blue collar*-Männlichkeit verknüpft werde, würden im Kontext von technischer Wissensarbeit die ebenso als männlich gedachten, analytisch-mathematischen Denkfähigkeiten betont und Ingenieurarbeit mit einer *white collar*-Männlichkeit verbunden.⁸

Die Dominanz von Männern in technisch-gewerblichen und ingenieurwissenschaftlichen Berufs- und Ausbildungszweigen hält sich bis heute hartnäckig⁹. Gerade in den als zukunftssträftig beworbenen informationstechnischen Studiengängen dokumentieren Statistiken regelmäßig äußerst geringe Frauenanteile. Hoffnungen auf eine Neuordnung der gesellschaftlichen Technik-/Geschlechterverhältnisse angesichts eines vorgeblich weniger männlichen, weil immateriellen Charakters digitaler Technologien, die als ‚semiotische‘ Artefakte konträr zur modernen Industrietechnik als rein, leise und leicht erscheinen und anstatt mit (schwerer) körperlicher Arbeit eher mit Kommunikation, Vernetzung und Interaktion assoziiert werden (Schelhowe 2006), haben sich nicht erfüllt. Vielmehr zeigen sich gerade auch in intersektionaler Hinsicht bedeutsame Hierarchisierungen in den Arbeitsverhältnissen: So wird die Entwicklung digitaler Technologien in den Zentren der sog. New Economy primär von einer *virtual class*, bestehend aus überwiegend jungen, gut ausgebildeten, sozio-ökonomisch privilegierten, ‚weißen‘ Männern kaukasischer oder asiatischer Herkunft, vorangetrieben, während ein Großteil der Weltbevölkerung, insbesondere im sog. Globalen Süden, keinen Zugang zu den Sphären der Technikgestaltung hat (Hagerty/Rubinov 2019); sehr wohl finden sich am anderen Ende der globalen Wertschöpfungskette aber ungleich weniger beachtete Arbeitnehmende, die etwa als Content Moderators auf den Philippinen täglich unter schlechtesten Arbeitsbedingungen Gewalt, Pornographie u.v.m. aus dem Internet löschen (Roberts 2019).

Professionssoziologisch orientierte Studien betonen zudem, dass mit der Einführung neuer Technologien einerseits eine Rekonfiguration in der gesellschaftlichen Organisation und Verteilung von Arbeit zu beobachten sei – inklusive der Verschiebungen von geschlechtstypischen Berufsbildern, der Redefinition von Fachkompetenzen und einer Neuverortung im gesellschaftlichen Hierarchiegefüge –, dass dabei jedoch andererseits stets aufs Neue die hierarchische Struktur zwischen Männer- und Frauenarbeit aufrecht erhalten bleibt (Wetterer 2002). So führte die Einführung der Schreibmaschine etwa zu einer Dequalifizierung und Abwertung des vormalig hoch angesehenen Männerberufs des Sekretärs

und dessen gleichzeitigem Wandel hin zu einem Frauenberuf (Janshen 1984: 152); umgekehrt wurde die Tätigkeit des Programmierens – wie so oft in Pionierphasen der Technikentwicklung – zunächst primär von Frauen ausgeübt, bevor dieses Beschäftigungsfeld mit seiner Etablierung und einem prestigemäßigen Aufstieg zu einer Männerdomäne wurde (Schinzel 1992: 259). Wie diese Analysen zum Geschlechtswechsel von Berufen besonders deutlich demonstrieren, dient(e) gerade der Verweis auf als technisch gerahmte Arbeitsinhalte und Kompetenzen immer wieder dazu eine Arbeit als ‚professionell‘ und dabei Männern vorbehalten auszuweisen.

Heute steht die sog. Plattformarbeit paradigmatisch für die Digitalisierung von Arbeit. Während Prognosen zu Beschäftigungseffekten uneinheitlich ausfallen, erweist sich diese Form der Arbeit ungeachtet oder gerade ob aller Flexibilisierung insgesamt als hochgradig prekär (Hensel 2020). Während Lieferdienste und deren Arbeitskämpfe im Zentrum öffentlicher und forschersicher Aufmerksamkeit stehen, werden auch Sorgearbeiten und haushaltsnahe Dienstleistungen zunehmend digital vermittelt (Bor 2018). Hier werden v.a. Aufgaben der Arbeitsorganisation und -steuerung, die vormals beim mittleren Management angesiedelt waren, digitalisiert, nicht aber die ausführenden (Putz-)Tätigkeiten selbst, die weiterhin zeit-räumlich gebunden von vornehmlich Frauen erledigt werden. Verschränkt mit Herkunfts- und Klassenungleichheiten werden als Kund*innen primär Mittelschichtshaushalte angesprochen, während die Bezahlung der Auftragnehmer*innen sich eher im Niedriglohnbereich bewegt.

Der Frauen- und Geschlechterforschung verdankt sich außerdem die stete Betonung, dass verbreitete Vorstellungen von Arbeit diese auf Lohnarbeit engführen, und so sowohl die überwiegend von Frauen unbezahlt geleistete Reproduktionsarbeit ausblenden als auch den unhintergehbaren Zusammenhang von Produktions- und Reproduktionsarbeit (u.a. Becker-Schmidt 1980). Vor diesem Hintergrund reflektierten frühe Forschungen zu den vergeschlechtlichten Arbeits- und Technikverhältnissen, dass der Umgang von Frauen mit bspw. Haushaltstechnologien gar nicht als technisches Tun aufgefasst, geschweige denn als Nachweis von Technikkompetenz angesehen wird (Wajcman 1994: 137); auch reduzierte sich im Zuge der Technisierung des Haushalts der zeitliche Umfang gar nicht, den Frauen mit Reproduktionsarbeiten verbrachten (Cowan 1983). In den 1990er Jahren formierte sich darüber hinaus vor dem Hintergrund der Verbreitung des Internets und politischer Debatten um die Informationsgesellschaft sowie soziologischer Debatten zum Wandel der Arbeit im Kontext von Flexibilisierung, Subjektivierung und Entgrenzung ein Forschungsstrang zu sog. Vereinbarkeitsfragen. Im Zentrum dieser Forschungen – zunächst zu Telearbeit, später zu Homeoffice – steht die Frage, inwiefern mit den neuen Technologien der Vernetzung und damit verbundenen Möglichkeiten der flexiblen Gestaltung von Arbeitszeit und -ort neue Chancen für eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie und zugleich für den Abbau hierarchischer Arbeitsteilungen im Privathaushalt sowie der Erwerbssphäre verbunden sind (Winker 2001).

Wie zuletzt eindrücklich im Kontext der COVID 19-Pandemie demonstriert, ermöglichen mobile Technologien und die digitale Vernetzung gegenwärtig

zumindest bestimmte, tendenziell in Wissensberufen anzutreffende und entsprechend klassenförmig strukturierte Formen von Erwerbsarbeit (noch stärker) zeit-räumlich unabhängig auszuüben. Dabei entstehen für Menschen mit Sorgeverpflichtungen in der Tat Möglichkeiten der flexibleren Alltagsgestaltung, die es insbesondere Frauen mit Kindern erlauben, mehr Erwerbsarbeit zu leisten. Aktuelle Ergebnisse verweisen aber auch auf die Gefahr, dass sowohl die ungleiche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit als auch Doppelbelastungen und Anforderungen von Sorgearbeit dabei (erneut) unsichtbar gemacht werden. Verschiebungen in Richtung einer gleichberechtigteren Arbeitsteilung zeigen sich meist nur, wenn ausschließlich der Mann im Homeoffice arbeitet und dadurch mehr Zeit mit den Kindern verbringt (Samtleben/Lott/Müller 2020; Carstensen 2019).

In jüngsten, postmarxistisch inspirierten Debatten um *digital labor* und die Bedeutung von sog. Prosumenten werden weitere, noch weniger beachtete Bereiche gesellschaftlichen Tuns als Arbeit untersucht (Terranova 2013). Diskutiert wird v.a., wie User*innen mit ihren zumeist unbezahlten Tätigkeiten, etwa Bloggen oder Postings, das Netz und seine Inhalte mitproduzieren. Feministische Perspektiven thematisieren dabei die Parallelen zur Hausarbeit, da beide schlecht oder unbezahlt sind, als Arbeit bzw. Aufwand unsichtbar bleiben und gleichzeitig für Unternehmen Profit generieren bzw. gesellschaftlich notwendig sind. Kylie Jarrett bemüht daher die Figur der Hausfrau, um den Charakter dieser Arbeit zu verdeutlichen:

The term, the Digital Housewife, describes the actor that emerges from the structures and practices of the ostensibly voluntary work of consumers as they express themselves, their opinions and generate social solidarity with others in commercial digital media while, at the same time, adding economic value to those sites. (Jarrett 2016: 4)

Technische Artefakte

Vor dem Hintergrund auch öffentlich-medial diskutierter Fälle algorithmischer Diskriminierung (aus feministisch-intersektionalen Perspektiven: Noble 2018; Gebru 2019; D'Ignazio/Klein 2020) wird aktuell immer wieder die Frage laut, ob Technik sexistisch oder rassistisch sein könne. Zur Disposition gestellt wird damit das aufs Engste mit der modernen Vorstellung von Wissenschaft(lichkeit) verknüpfte Neutralitäts- und Objektivitätsversprechen von Technik. Dieses wird in der Feministischen Wissenschafts- und Technikforschung wie auch in weiten Teilen der Science and Technology Studies spätestens seit den 1980er Jahren konsequent zurückgewiesen (Weber 2017).

Pioniercharakter haben dabei die zum einen an materialistisch-kapitalismuskritische Positionen anschließenden und zum anderen rationalitätskritisch und wissenschaftstheoretisch perspektivierten Arbeiten Donna Haraways. In ihren Analysen der in den 1980er Jahren aufstrebenden Informations- und Kommunikationstechnologien einerseits sowie Reproduktionstechnologien anderer-

seits postulierte Haraway (1985) nicht nur einen Wandel wissenschaftlicher Rationalität im Kontext der zunehmenden Verschmelzung von Wissenschaft, Technik, Natur, Kultur, Mensch und Maschine zu sog. *technosciences*, sondern betonte auch die unauflösliche Verflochtenheit von (neuen) Technologien mit patriarchalen, (post-)kolonialen und kapitalistischen Herrschafts- und Ausbeutungsstrukturen. Dabei, so Haraway (1988), sind schon die epistemologischen und ontologischen Prämissen technowissenschaftlicher Praxis nicht neutral, sondern wie alle Wahrheitsansprüche gesellschaftlich „situieret“. Gleichzeitig zeigte sich Haraway aber hoffnungsvoll, dass (neue) *Cyborg*-Technologien mit den abendländischen Dualismen und ihren Ausbeutungs-, Abwertungs- und Ausgrenzungseffekten brechen könnten, und rief dazu auf, Verantwortung für die Gestaltung neuer Technologien zu übernehmen und sich in konkreten Technikentwicklungsprozessen zu engagieren. Bis heute inspirieren ihre Arbeiten neomaterialistische und postsoziale Perspektiven (u.a. Barad 2003), die Technik, Natur und Gesellschaft, Semiotik und Materialität als unauflöslich verwoben und zugleich ontologisch symmetrisch verstanden wissen wollen und den Menschen nicht als alleinig handlungsfähig betrachten, sondern *agency* als Effekt des Zusammenwirkens unterschiedlicher, auch nicht-menschlicher, Akteur*innen verstehen.

Zuletzt informierten Haraways Thesen auch Analysen der erkenntnisleitenden Prämissen im Kontext der Entwicklung Künstlicher Intelligenz und Robotik: So wurde Intelligenz etwa zu Beginn der KI-Entwicklung in Fortführung des in der ‚abendländischen‘ Geistesgeschichte hochgradig vergeschlechtlichten, eurozentristischen Dualismus von Körper und Geist sowie unter Ausblendung ihrer Körpergebundenheit und sozialen Situiertheit auf formalisierbares Wissen eingeführt (Suchman 2008). Jüngere machtanalytische Untersuchungen von Big Data und algorithmischen Entscheidungssystemen diskutieren wiederum, wie diese unter Rekurs auf die symbolische Autorität von Zahlen beanspruchen, mehr und besseres, i.S.v. neutral-objektives, Wissen zu produzieren, dabei jedoch tendenziell Gefahr laufen, bestehende soziale Ungleichheiten und kulturelle Hierarchien als positivistischen Ausdruck von Wahrheit zu verkennen und derart unhinterfragt fortzuschreiben (Prietl 2019; Weber/Prietl i.E.).

Mit der sog. konstruktivistischen Wende wurde innerhalb der Feministischen Technikforschung der 1990er Jahre zunehmend eine Konzeption des Zusammenspiels von Technik und Geschlecht als „Ko-Konstruktion“ paradigmatisch (Wajcman 2002: 285). Ausgehend von antideterministischen Perspektiven auf Technik sowie postessentialistischen Zugängen zu Geschlecht gelten demnach „weder Männlichkeit, Weiblichkeit noch Technologie [als] feststehende, einheitliche Kategorien [...]; vielmehr enthalten sie vielfältige Möglichkeiten und werden in Relation zueinander konstruiert“ (ebd.). Damit wird die schon länger erkenntnisleitende Einsicht formuliert, dass Technik für Geschlechterverhältnisse ebenso konstitutiv ist wie umgekehrt Geschlecht für gesellschaftliche Technikverhältnisse.

Thematisch rücken nun technische Artefakte und die Frage, wie diese gesellschaftlich gemacht und dabei vergeschlechtlicht werden, in den Vordergrund. Mit der zunächst noch fragend formulierten These, „Do Artifacts Have

Gender?“ (Berg/Lie 1995: 332), ging es v.a. darum zu zeigen, dass Konstruktionsentscheidungen keineswegs ausschließlich funktionalen Sachlogiken folgen, sondern dass auch strukturelle Geschlechterverhältnisse und kulturelle Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit Designentscheidungen zugrunde liegen und Eingang in technische Artefakte finden (Bath 2009; Rommes/Van Oost/Oudshoorn 1999). Eine frühe Studie von Jeanette Hofmann (1997) zu Textverarbeitungsprogrammen demonstriert etwa, wie hochgradig vergeschlechtlichte Vorstellungen von potenziellen Nutzer*innen zu höchst unterschiedlichen Technikentwürfen führen: So gewährt ein Programmformat, das sich an die vermeintlich technisch unversierte und lernunfähige ‚weibliche‘ Schreibkraft wendet, seinen Nutzer*innen kaum Autonomie und strukturiert den Arbeitsprozess strikt vor, damit es zu keinen Fehlbedienungen kommt; ein anderes Programm, das für die lernwillige und -fähige professionelle Schreibkraft beworben wird, erlaubt seinen Nutzer*innen hingegen höhere Autonomiegrade als auch eine effizientere Arbeitsausübung. Technik(entwicklung), so die zentrale Einsicht aus dieser und vielen weiteren Fallstudien, ist also nicht (geschlechts-)neutral, sondern technische Artefakte sind selbst vergeschlechtlicht und derart auch an der Hervorbringung von Geschlecht, etwa in Gestalt der technik(in)kompetenten Schreibkraft, beteiligt. Gegenwärtig werden sowohl die Vergeschlechtlichtung technischer Artefakte bspw. mit Blick auf die hochgradig (geschlechter-)stereotype Gestaltung humanoider Roboter (Kubes 2019), die Entwicklung autonomen Fahrens als Herausforderung für die männlich codierte Figur des Fahrers (Weber/Kröger 2018) oder heteronormative Apps für Schwangere (Lupton/Thomas 2015) diskutiert als auch Möglichkeiten der feministischen Intervention in Technikgestaltung im Sinne eines Abbaus von in Technik verobjektivierten hierarchischen Strukturen der Ungleichheit und der Reduktion dichotomisierender Zuschreibungen in einer hierarchisch verfassten Geschlechterordnung (u.a. Paulitz/Prietl 2019: 13).

Angesichts einer primär von Männern dominierten Technikentwicklung wandte sich die feministische Technikforschung zudem schon früh dem *Nutzungskontext* als relevantem Ort soziotechnischer Aushandlungen zu, in dem i.d.R. mehr Frauen anzutreffen sind (Oudshoorn/Pinch 2003: 4). Dabei wurde deutlich, dass der konkrete Technikeinsatz von vielfältigen kontextspezifischen Faktoren wie soziokulturellen, politisch-ökonomischen und organisationalen Rahmenbedingungen abhängt und nicht durch das Design eines Artefakts vorgegeben ist. Auch strukturieren technische Artefakte ihre Nutzung zwar vor, determinieren diese aber nicht; vielmehr müssen sie von Nutzer*innen aktiv angeeignet und in alltägliche Praktiken integriert werden. Dabei kann es zu nicht-intendierten, subversiven oder auch Nicht-Nutzungsformen kommen. Mitunter erfahren Technologien im Kontext ihrer Nutzung so eine grundlegendere Rekonfiguration. Vor diesem Hintergrund wurde bereits früh gefordert, nicht nur die Vorstellung von passiven Nutzer*innen, sondern auch grundsätzlicher die strikte Unterscheidung von Technikentwicklung und Techniknutzung zu hinterfragen (Cockburn/Ormrod 1993; Zachmann 2008).

(Netz-)Politiken

Dass mit digitalen Technologien auch Chancen für feministische Politik verbunden sein können, zeigten in den letzten Jahren prominente Netzkampagnen wie #metoo oder #aufschrei ebenso wie diverse Vernetzungsbemühungen über feministische Mailinglisten, Weblogs und Gruppen in sozialen Netzwerken. Die Potenziale neuer (digitaler) Technologien für feministische (Netz-)Politiken werden aber nicht erst seit dem Aufstieg des sog. Web 2.0 diskutiert (Carstensen 2009). Bereits mit den ersten Mailboxen begannen Überlegungen, wie die neuen Informationstechnologien für feministische Anliegen genutzt werden könnten (Dlugosch et al. 1995; Paulitz 1997).

So gab es schon anlässlich der Weltfrauenkonferenz in Peking 1995 Versuche einer weltweiten digitalen Frauenvernetzung. Während es für Frauenprojekte schnell selbstverständlich wurde, mit eigenen Homepages im Internet präsent zu sein, wurden die interaktiven Möglichkeiten des Internets, wie Chats, Foren und Mailinglisten, für Meinungsbildung, politische Aktionen und die Entwicklung kritischer Gegenöffentlichkeiten zunächst hingegen kaum genutzt (Carstensen/Winker 2005). Auch gab es eine Reihe begründeter Annahmen, das Internet könne zu einer Verschärfung bestehender Ungleichheiten führen, z.B. durch androzentrische Nutzungskontexte, Inhalte und Kommunikationsstrukturen (Spender 1995). Demgegenüber standen allerdings ebenso begründete Hoffnungen auf eine Stärkung der Solidarität und Vernetzung von Frauen weltweit. Manche argumentierten in essentialistischer Manier, dass das Netz ‚weiblichen‘ Interessen und Fähigkeiten wie Kommunizieren, Vernetzen und Weben entspreche (Plant 2000); andere setzten ihre Hoffnungen auf die Herausbildung einer Welt jenseits binärer Geschlechterverhältnisse, in der (Geschlechts-)Identitäten losgelöst von materieller Körperlichkeit frei entworfen werden könnten (Turkle 1998). Empirische Studien sensibilisierten wiederum dafür, wie die Nutzung und Gestaltung von digitalen Vernetzungstechnologien mit Aufforderungen, Aktivierungen und Adressierungen der Nutzer*innen als aktive, sich zu vernetzende Subjekte einhergehen, sodass Netz und Subjektivitäten in einem machtproduktiven Wechselverhältnis (ent-)stehen (Paulitz 2005).

In den 2000er Jahren entspannte sich mit den Web 2.0-Technologien und dem sog. Hashtag-Aktivismus eine neue Dynamik. Insbesondere Twitter ist längst, so Ricarda Drüeke und Elisabeth Klaus (2014: 64), zu einem „eigenständigen Diskursraum“ geworden, der es ermöglicht, marginalisierte Themen wie Sexismus oder Gewalt gegen Frauen zu diskutieren, kritische Positionen zu entwickeln und größere Öffentlichkeiten zu erreichen und zu mobilisieren. Auch unterstützen die technischen Eigenschaften des Web 2.0 das Anliegen aktueller feministischer Auseinandersetzungen, weniger in klaren kollektiven Identitäten, sondern stärker in spontanen, temporären und anliegenbezogenen Bündnissen zu agieren (Carstensen 2009). Viele der jüngeren feministisch-netzpolitischen Kampagnen thematisieren dabei die Verschränkung verschiedener Herrschaftsstrukturen, so etwa die Vernetzungen von Frauen im Arabischen Frühling (Newsom/Lengel 2012) oder die Kampagne #ausnahmslos, die sich gegen sexualisierte Gewalt *und* Rassismus wendet, und sind damit in ihrem

Kern intersektional angelegt. Dennoch zeigen sich auch Grenzen: Zum einen gibt es fundamentale Ungleichheiten im Zugang zu und den Gestaltungsmöglichkeiten von digitalen Technologien (Stichwort: digital divide) (Carstensen/Winker 2012; Ganz 2013); zum anderen dominieren mitunter auf ‚westliche‘ Feminismen beschränkte Perspektiven. So zeigen Analysen zum Hashtag #metoo nicht nur Ausschlüsse gegenüber den Erfahrungen von *Women of Color*, ja eine „invisibility of race in the #metoo movement“ (Onwuachi-Willig 2018: 15), sondern auch eine Rezeptionsgeschichte, die die Tatsache, dass #metoo bereits 2006 von der Schwarzen Aktivistin Tarana Burke kreiert wurde, zunächst kaum beachtete (Trott 2020). Shenila Khoja-Moolji (2015) weist zudem auf problematische Verallgemeinerungen und Vereinfachungen im Hashtag-Aktivismus hin. Am Beispiel des Hashtags #BringBackOurGirls argumentiert sie, wie über die Figur des Mädchens und unter Rückgriff auf antimuslimische Stereotype kollektive Ängste bedient werden. Über die Nutzung des Hashtags würden die Beteiligten zu einem Teil einer Gemeinschaft, die sich bestimmter Gewissheiten versichert und über diese Ein- und Ausschlüsse herstellt.

Schließlich war die netzfeministische Auseinandersetzung früh auch von künstlerisch-aktivistischen Praxen geprägt. Aktuell werden solche Perspektiven unter dem Stichwort „Xenofeminismus“ (Hester 2018) neu aufgegriffen. Im Anschluss an techno-materialistische, anti-naturalistische und geschlechterabolitionistische Positionen sollen hier cyberfeministische Diskussionen wiederbelebt werden, nun jedoch unter explizitem Einbezug von queer-feministischen und anti-rassistischen Perspektiven und Ansätzen. Es scheint diese breite inklusive Ausrichtung zu sein, die gegenwärtige feministisch-netzpolitische Initiativen auszeichnet (auch: Sollfrank 2018).

Fazit: Lehren, Herausforderungen und offene Fragen

Rund vier Jahrzehnte der feministisch-geschlechterforscherischen Befassung mit neuen (digitalen) Technologien und ihrer Bedeutung für gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse zeigen, dass keine einfachen Antworten auf die Frage erwartet werden dürfen, wie die Digitalisierung aus feministischer, gerade auch intersektionaler, Perspektive einzuschätzen ist; auch ist man klug beraten, der Versuchung zu widerstehen, mit der Digitalisierung eine tiefgreifende Gesellschaftstransformation schon als ausgemacht zu unterstellen. Historisch haben sich mit der Einführung neuer Technologien nur selten Prozesse des Abbaus oder der Auflösung von Herrschaftsstrukturen realisiert; vielmehr zeigten sich Technisierungsprojekte als soziotechnische Prozesse *selbst* als zutiefst herrschaftsförmig und dabei uneinheitlich und mitunter disparat. Gleichzeitig eröffne(te)n neue Technologien gerade dort, wo sie das etablierte Zusammenspiel von Arbeit, Technik und Geschlecht herausforder(te)n, Räume für dessen Verhandlung und Rekonfiguration. Hier liegen die großen Potenziale auch der Digitalisierung – und damit auch die Ansatzpunkte für feministische Interventionen.

Betrachtet man die aktuellen Diskussionen, so zeigt sich, dass die ‚alten‘ Fragen der frühen Frauen- und Geschlechterforschung zu Technik, Arbeit und Internet erneut bzw. immer noch virulent sind und teils eine intersektionale Aktualisierung erfahren haben. Dies dürfte zuvorderst daran liegen, dass die diesen Fragen zugrundeliegenden *gesellschaftlichen* Probleme nicht gelöst sind. Denn aller (neuer) Techniken zum Trotz übernehmen Frauen immer noch den größten Teil der Reproduktionsarbeit, findet Care-Arbeit in entwerteten, mitunter inoffiziellen, und prekären Bedingungen statt, ist Frauenarbeit von Dequalifizierung betroffen, wird Technikkompetenz Männern vorausweisend attestiert und kann von diesen als Zugangsticket zu einflussreichen Positionen eingelöst werden, gelten technische Artefakte als neutral und wird ausgeblendet, dass sie nicht losgelöst von der Gesellschaft existieren (können) – genauso wenig wie die Personen, die sie entwerfen, produzieren, ver/kaufen und nutzen. Es sind entsprechend diese gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse in ihrer Verschränkung mit anderen Ungleichheitsrelationen, auf die digitale Technologien transformierend wirken muss(t)en, sollen sie feministische Potenziale entfalten.

Die Sondierung feministisch-geschlechterforscherischer Traditionslinien der Auseinandersetzung mit neuen (digitalen) Technologien demonstriert weiter, dass Verschränkungen verschiedener Ungleichheits- bzw. Herrschaftsverhältnisse schon in frühen Arbeiten untersucht wurden. Für die feministisch-marxistisch geprägten Forschungen war eine Analyse des Zusammenhangs von Klasse und Geschlecht geradezu konstitutiv. Arbeits- und Technikverhältnisse wurden als Teil gesellschaftlicher Macht-, Ausbeutungs- und Ungleichheitsverhältnisse in den Blick genommen, und in der strukturell-symbolischen Verbindung von Technik mit Männlichkeit wurde ein zentrales Moment gesellschaftlicher Geschlechter- und Klassenungleichheiten erkannt.

Im Kontext der sog. konstruktivistischen Wende innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung sind aber auch analytische Verschiebungen (in) der Aufmerksamkeit festzustellen. Insbesondere das bis dahin zentrale Zusammenspiel von Arbeit und Technik geriet tendenziell aus dem Fokus. In der feministischen Technikforschung wird nun stärker auf die Materialisierung gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse und -symboliken in und durch technische Artefakte fokussiert, während die Frauen- und Geschlechterforschung zu Arbeit zwar nach Veränderungen in Arbeitsteilung und -organisation fragt, dabei aber Technik selbst nicht länger zu einem Analysegegenstand macht. In der sich parallel entfaltenden Internetforschung rücken nicht nur die Potenziale der Netztechnologie für feministische Politik und (globale) Vernetzung ins Zentrum; hier lassen sich auch stärker Ansatzpunkte erkennen, inwiefern mit digitalen Technologien geschlechterpolitische Anliegen verwirklicht und Ungleichheiten mindestens sichtbar gemacht, wenn nicht sogar verringert werden können.

Unter dem Stichwort Intersektionalität ist in den letzten Jahren in all diesen Forschungssträngen eine analytische Erweiterung um v.a. queertheoretische, postkoloniale und antirassistische Perspektiven zu beobachten. Diese weisen allzu einfache Konzeptionen des gesellschaftlichen Zusammenspiels von Technik, Arbeit und Geschlecht entlang binär-dualistischer Geschlechterkonzeptionen zurück und verdeutlichen unter Verweis auf weitere Macht- und

Ungleichheitsachsen die Notwendigkeit, neue Technologien im Kontext komplexer, globaler Machtrelationen zu betrachten. Zusammen genommen sind diese jüngeren Entwicklungen innerhalb der feministischen Theoriebildung ebenso wie die Erkenntnisse aus den frühen Arbeiten nicht nur eine Chance – und zugleich Herausforderung – für differenziertere Forschung; sie bergen darüber hinaus auch das Potenzial, die Frauen- und Geschlechterforschung zu einer wichtigen Stimme gegen komplexe Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse und für neue Solidaritätsbeziehungen jenseits von etablierten gesellschaftlichen Unterscheidungen zu machen.

Korrespondenzadressen

Tanja Carstensen
Universität Hamburg, Sozialökonomie
Welckerstraße 8, 20354 Hamburg
tanja.carstensen@uni-hamburg.de

Bianca Prietl
Johannes Kepler Universität Linz, Institut für Soziologie
Altenberger Straße 69, 4040 Linz/Österreich
bianca.prietl@jku.at

Anmerkungen

- 1 Für konstruktives Feedback und wertvolle Überarbeitungshinweise bedanken wir uns bei den anonymen Gutachter*innen.
- 2 Siehe das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie unter <https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Dossier/digitalisierung.html> (Zugriff: 2.1.2020).
- 3 Hinter der Formulierung „soziotechnisch“ steht kein einheitliches Konzept. In der Arbeitssoziologie werden damit v.a. die Arbeiten von Trist und Bamforth (1951) verbunden, die insbesondere auf die gegenseitige Bedingtheit technischer und sozialer Faktoren in Arbeitsprozessen abheben. Techniksoziologische und -historische Diskussionen beziehen sich häufig auf die Untersuchungen von Hughes (u.a. 1979; hierzu auch Schulz-Schaeffer 2000: 92f.), die zeigen, dass technologischer Wandel sich nicht in der Erfindung einzelner Geräte oder Verfahren erschöpft, sondern als ein komplexer Prozess zu verstehen ist, in dem eine Vielzahl heterogener, auch sozialer, Komponenten zusammenwirken. In der feministischen Technikforschung sind es u.a. die Arbeiten von Wajcman (1994), die die gegenseitige Bedingtheit von Technik und Geschlecht als kokonstruiert herausgearbeitet haben, sowie Haraways (1985) Kritik an den Dualismen und Unterscheidungen der Moderne, die ein Verständnis für die Nichttrennbarkeit von Kultur und Natur bzw. Sozialem und Technischem geschaffen hat. Im Anschluss an letztere verwenden wir den Begriff, um deutlich zu machen, dass die Entwicklungen sozialer und technologischer Wandlungsprozesse untrennbar miteinander verwoben sind.

- 4 Die Kategorie Frau verstehen wir wie auch (Zwei-)Geschlecht(-lichkeit) nicht als Apriori sondern als Konstrukte, deren Herstellungsprozessen die geschlechterforscherische Aufmerksamkeit gilt.
- 5 So im Handelsblatt unter <https://www.handelsblatt.com/unternehmen/beruf-und-buero/leaderin/zukunft-der-arbeit-bringt-die-digitalisierung-mehr-frauen-in-den-chefsessel/14475532.html?ticket=ST-4862584-x4YqkjbD2GRF9OdoTLq-ap5> (Zugriff: 9.3.2020).
- 6 Siehe etwa <https://www.e-recht24.de/news/sonstige/11741-sexismus-apple.html> (Zugriff: 9.3.2020).
- 7 Siehe etwa <https://laboriacuboniks.net/de/index.html> (Zugriff: 9.3.2020).
- 8 Für im Zeitverlauf variierende, eurozentristische Männlichkeitskonstruktionen in den frühen Technikwissenschaften und sich einhergehend damit verändernden Vorstellungen von ‚dem Ingenieur‘ siehe Paulitz 2012.
- 9 Für eine differenzierte Analyse der Arbeitsmarktlage von Frauen mit einem Hochschulabschluss in einem sog. Männerfach (insbesondere Ingenieurwissenschaften) siehe Schreyer 2008; auch Prietl 2018.

Literatur

- Barad, Karen (2003): Posthumanist Performativity. Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs* 28, 3, S. 801-831. <https://doi.org/10.1086/345321>.
- Bath, Corinna (2009): De-Gendering informatischer Artefakte: Grundlagen einer kritisch-feministischen Technikgestaltung. Dissertation: Universität Bremen.
- Becker-Schmidt, Regina (1980): Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen in Fabrik und Familie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4, S. 80-102.
- Berg, Anne-Jorunn/Lie, Merete (1995): Feminism and constructivism: Do artifacts have gender? In: *Science, Technology, & Human Values* 20, 3, S. 332-351. <https://doi.org/10.1177/016224399502000304>.
- Berscheid, Anna Lena/Horwath, Ilona/Riegraf, Birgitt (2019): Einleitung. Cyborgs revisited: Zur Verbindung von Geschlecht, Technologien und Maschinen. In: *Feministische Studien* 37, 2, S. 241-249. https://doi.org/10.1007/978-3-658-28636-1_1.
- Bor, Lisa (2018): Wisch und weg? Welche Chancen bietet die Online-Plattform Helpling für eine gerechtere Verteilung von Hausarbeit? <<https://www.zeitschrift-luxemburg.de/wisch-und-weg-welche-chancen-bietet-die-online-plattform-helpling-fuer-eine-gerechtere-verteilung-von-hausarbeit/>> (Zugriff: 7.3.2020).
- Carstensen, Tanja (2009): Gender trouble in web 2.0: Gender relations in social network sites, wikis and weblogs. In: *International Journal of Gender, Science and Technology* 1, 1. <<http://genderandset.open.ac.uk/index.php/genderandset/article/view/18>> (Zugriff: 7.3.2020).
- Carstensen, Tanja (2019): Verunsichtbarung von Geschlechterungleichheiten? Digitalisierte Arbeit zwischen Rhetoriken neuer Möglichkeiten und der Reorganisationen alter Muster. In: Kohlrausch, B./Schildmann, Chr./Voss, D. (Hrsg.): *Neue Arbeit – neue Ungleichheiten? Folgen der Digitalisierung*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 69-87.

- Carstensen, Tanja/Winker, Gabriele (2005): A tool but not a medium – practical use of the internet in the women’s movement. In: Archibald, J./Emms, J./Grundy, F./Payne, J./Turner, E. (Hrsg.): *The gender politics of ICT*. Middlesex: University Press, S. 149-162.
- Carstensen, Tanja/Winker, Gabriele (2012): Intersektionalität in der Internetforschung. In: *M&K* 60, S. 3-23. <https://doi.org/10.5771/1615-634x-2012-1-3>.
- Cockburn, Cynthia (1983): *Brothers: Male Dominance and Technological Change*. London: Pluto Press.
- Cockburn, Cynthia (1988): *Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how*. Berlin/Hamburg: Argument.
- Cockburn, Cynthia/Ormrod, Susan (1993): *Gender & Technology in the Making*. London: Thousand Oaks.
- Cowan, Ruth Schwartz (1983): *More work for mother*. New York: Basic Books.
- Dlugosch, Monika/Paulitz, Tanja/ Stampfel, Sabine/Tiling, Nicola (1995): Frauen auf der Infobahn. In: *Das Argument* 210, S. 567-570.
- Drüeke, Ricarda/Klaus, Elisabeth (2014): Öffentlichkeiten im Internet: Zwischen Feminismus und Antifeminismus. In: *Femina Politica* 23, 2, S. 59-70. <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v23i2.17614>.
- D’Ignazio, Catherine/Klein, Lauren F. (2020): *Data Feminism*. Cambridge/MA: MIT Press.
- Ganz, Kathrin (2013): *Feministische Netzpolitik. Perspektiven und Handlungsfelder*. Studie im Auftrag des Gunda-Werner-Institut. Berlin 2012. <<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-59852-5>> (Zugriff: 08.03.2021).
- Gebru, Temnit (2019): *Oxford Handbook on AI Ethics Book Chapter on Race and Gender*. <<https://arxiv.org/abs/1908.06165>> (Zugriff: 17.08.2020).
- Hagerty, Alexa/Rubinov, Igor (2019): *Global AI Ethics: A Review of the Social Impacts and Ethical Implications of Artificial Intelligence*. <<https://arxiv.org/abs/1907.07892>> (Zugriff: 4.11.2019).
- Haraway, Donna (1985): *Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s*. In: *Socialist Review* 80, S. 65-108.
- Haraway, Donna (1988): *Situated Knowledge: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies* 14, 3, S. 575-599. <https://doi.org/10.2307/3178066>.
- Hensel, Isabell (2020): *Genderaspekte von Plattformarbeit: Stand in Forschung und Literatur. Expertise für den Dritten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung*.
- Hester, Helen (2018): *Xenofeminism*. Cambridge/Medford: Polity.
- Hofmann, Jeanette (1997): *Über Nutzerbilder in Textverarbeitungsprogrammen – Drei Fallbeispiele*. In: Dierkes, M. (Hrsg.): *Technikgenese*. Berlin: Edition Sigma, S. 71–97.
- Hughes, Thomas P. (1979): *The Electricification of America. The System Builders*. In: *Technology and Culture* 20, S. 124-161. <https://doi.org/10.2307/3103115>.
- Janshen, Doris (1984): *Technik im Patriarchat*. In: Berghahn, S./Aaroe, K./Tappester, B./Schuchalter-Eicke, G. (Hrsg.): *Wider die Natur? Frauen in Naturwissenschaft und Technik*. Berlin: Elefant Press, S. 152-157.
- Jarrett, Kylie (2016): *Feminism, labour and digital media. The digital housewife*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315720111>.
- Khoja-Moolji, Shenila (2015): *Becoming an “intimate publics”: Exploring the affective intensities of hashtag feminism*. In: *Feminist Media Studies* 15, 2, S. 347-350. <https://doi.org/10.1080/14680777.2015.1008747>.
- Kubes, Tanja (2019): *Sexroboter – Queerfeministisches Potential oder materialisierte Objektifizierung?* In: *Feministische Studien* 37, 2, S. 351-362. <https://doi.org/10.1515/fs-2019-0033>.

- Lupton, Deborah/ Thomas, Gareth Martin (2015): Playing pregnancy: the ludification and gamification of expectant motherhood in Smartphone apps. In: *M/C Journal* 18, 5, o.S. <<http://journal.media-culture.org.au/index.php/mcjournal/article/viewArticle/1012>> (Zugriff: 27.2.2021) <https://doi.org/10.5204/mcj.1012>.
- Newsom, Victoria A./ Lengel, Lara (2012): Arab women, social media, and the Arab Spring: Applying the framework of digital reflexivity to analyze gender and online activism. In: *Journal of International Women's Studies* 13, 5, S. 31-45.
- Noble, Safiya U. (2018): *Algorithms of Oppression: How Search Engines Reinforce Racism*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1pwt9w5>.
- Onwuachi-Willig, Angela (2018): What about #UsToo? The Invisibility of Race in the #MeToo Movement. In: *Yale Law Journal Forum* 128, S. 105–120.
- Oudshoorn, Nelly/Pinch, Trevor (2003): Introduction. How Users and Non-Users Matter. In: Oudshoorn, N./Pinch, T. (Hrsg.): *How Users Matter*. Cambridge/MA: MIT Press, S. 1-25. <https://doi.org/10.7551/mitpress/3592.003.0002>.
- Paulitz, Tanja (1997): Aneignung oder Ablehnung? Zum feministischen Internetdiskurs. In: Bath, C./Kleinen, B. (Hrsg.): *Frauen in der Informationsgesellschaft. Fliegen oder Spinnen im Netz?* Mössingen-Talheim: Talheimer-Verlag, S. 64-74.
- Paulitz, Tanja (2005): Netzsubjektivitäten. Konstruktionen von Vernetzung als Technologien des sozialen Selbst. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Paulitz, Tanja (2012): *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850-1930*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839418048>.
- Paulitz, Tanja/Prietzl, Bianca (2019): Feministische Innovationstheorien. In: Blättel-Mink, B./Schulz-Schaeffer, I./Windeler, A. (Hrsg.): *Handbuch Innovationsforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-16. https://doi.org/10.1007/978-3-658-17671-6_21-1.
- Plant, Sadie (2000): *nullen + einsen. Digitale Frauen und die Kultur der neuen Technologien*. München: Goldmann.
- Prietzl, Bianca (2018): Ingenieurinnen, die es geschafft haben!? Symbolische Marginalisierungen prekärer Subjekte. In: *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien* 24, S. 123-138. <https://doi.org/10.3224/fzg.v24i1.09>.
- Prietzl, Bianca (2019): Algorithmische Entscheidungssysteme revisited: Wie Maschinen gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse reproduzieren können. In: *Feministische Studien* 37, 2, S. 303-319. <https://doi.org/10.1515/fs-2019-0029>.
- Robak, Brigitte (1992): Schriftsetzerinnen und Maschinenführungsstrategien im 19. Jahrhundert. In: Wetterer, A. (Hrsg.): *Profession und Geschlecht*. Frankfurt/M.: Campus, S. 83-100.
- Roberts, Sarah T. (2019): *Behind the Screen: Content Moderation in the Shadows of Social Media*. Yale University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvhrzc0v>.
- Rommes, Els/Van Oost, Ellen/Oudshoorn, Nelly (1999): Gender and the design of the digital city. In: *Information Technology, Communication and Society* 2, 4, S. 476-495. <https://doi.org/10.1080/136911899359510>.
- Samtleben, Claire/Lott, Yvonne/Müller, Kai-Uwe (2020): Auswirkungen der Ort-Zeit-Flexibilisierung von Erwerbsarbeit auf informelle Sorgearbeit im Zuge der Digitalisierung. Expertise für den Dritten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. <<https://www.dritter-gleichstellungsbericht.de/kontext/controllers/document.php/102.1/3/be94fc.pdf>> (Zugriff: 27.2.2021)
- Schelhowe, Heidi (2006): Informatik. In: Braunmühl, C. von/Stephan, I. (Hrsg.): *Gender-Studien. Eine Einführung*.

- Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, S. 201-210. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05047-2_12.
- Schinzel, Britta (1992): Informatik und weibliche Kultur. In: Coy, W./Nake, F./Pflüger, J.-M./Rolf, A./Seetzen, J./Siefkes, D./Stransfeld, R. (Hrsg.): Sichtweisen der Informatik. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg+Teubner, S. 249-275. https://doi.org/10.1007/978-3-322-84926-7_18.
- Schreyer, Franziska (2008): Akademikerinnen im technischen Feld. Der Arbeitsmarkt von Frauen aus Männerfächern. Frankfurt/M.: Campus.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2000): Sozialtheorie der Technik. Frankfurt/M.: Campus.
- Sollfrank Cornelia (2018): Die schönen Kriegerinnen: Technofeministische Praxis im 21. Jahrhundert. Wien: transversal texts.
- Spender, Dale (1995): 1. Auffahrt Cyberspace. Frauen im Internet. München: Frauenoffensive.
- Suchman, Lucy (2008): Feminist STS and the Sciences of the Artificial. In: Hackett, E. J./Amsterdamska, O./Lynch, M./Wajcman, J. (Hrsg.): The Handbook of Science and Technology Studies. Cambridge/MA/ London: MIT Press, S. 139-165.
- Terranova, Tiziana (2013): Free Labor. In: Trebor Scholz (Hrsg.): Digital Labor. The Internet as Playground and Factory. New York: Routledge, S. 33-57.
- Trist, Eric/Bamforth, Ken (1951): Some social and psychological consequences of the long wall method of coal getting. In: Human Relations, 4, S. 3-38. <https://doi.org/10.1177/001872675100400101>.
- Trott, Verity (2020): Networked Feminism: Counterpublics and the Intersectional Issues of #MeToo. In: Feminist Media Studies, 20, S. 1-18. <https://doi.org/10.1080/14680777.2020.1718176>.
- Turkle, Sherry (1998): Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek: Rowohlt.
- Wajcman, Judy (1994 [1991]): Technik und Geschlecht: Die feministische Technikdebatte. Frankfurt/M.: Campus.
- Wajcman, Judy (2002): Gender in der Technologieforschung. In: Pasero, U./Gottburgsen, A. (Hrsg.): Wie natürlich ist Geschlecht? Wiesbaden: Springer VS, S. 270-289.
- Weber, Jutta (2017): Einführung. In: Bauer, S./Heinemann, T./Lemke, T. (Hrsg.): Science and Technology Studies. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 339-368.
- Weber, Jutta/Kröger, Fabian (2018): Introduction. Autonomous Driving and the Transformation of Car Cultures. In: Transfers 8, 1, S. 15-23. <https://doi.org/10.3167/TRANS.2018.080103>.
- Weber, Jutta/Prietl, Bianca (i.E.): AI in the Age of Technoscience. On the Rise of Data-Driven AI and its Epistem-Ontological Foundations. In: Elliott, A. (Hrsg.): The Routledge Social Science Handbook of AI. London/New York: Routledge.
- Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. Köln: Halem Verlag.
- Winker, Gabriele (2001) (Hrsg.): Telearbeit und Lebensqualität. Zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Frankfurt/M.: Campus.
- Zachmann, Karin (1993): Männer arbeiten, Frauen helfen. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Maschinisierung in der Textilindustrie des 19. Jahrhunderts. In: Hausen, K. (Hrsg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 71-96.
- Zachmann, Karin (2008): Konsum und Geschlecht – Nutzer/innen als Akteur/innen in Technisierungsprozessen. In: Lucht, P./Paulitz, T. (Hrsg.): Recodierungen des Wissens. Frankfurt/M.: Campus, S. 69-86.

Claudia Amsler/Levent Pinarci

Augmented Othering. Projektionsmapping als kulturelle Aneignung?

Zusammenfassung: Der Beitrag beschäftigt sich künstlerisch forschend mit kultureller Aneignung als Prozess des Andersmachens im postkolonialen digitalen musealen Kontext. Anhand einer Fallanalyse der 3D-Videomapping Show *Illuminarium* (2017-2020) am Zürcher Landesmuseum wird dafür argumentiert, dass kulturelle Aneignung durch digitale Visualisierungstechnologien wie dem Video-/Projektionsmapping ungreifbar gemacht werden kann, indem das Digitale selbst zum Andersartigen konstituiert, das begehrt und bestaunt wird.

Schlagwörter: Postkolonial; Künstlerische Forschung; Kulturelle Aneignung; Projektionsmapping; Yuki.

Augmented Othering. Projection mapping as cultural appropriation?

Abstract: Taking an artistic research perspective, this article discusses cultural appropriation as a process of othering in the context of the postcolonial digital museum. A case study of the 3D video mapping show *Illuminarium* supports the argument that cultural appropriation can be made intangible by digital technology such as video/projection mapping. The digital itself becomes constituted as 'the other', to be desired and marvelled at.

Keywords: Keywords: postcolonial; artistic research; cultural appropriation; projection mapping; Yuki.

„Yuki ist da! Wer? Yuki?“

Yuki ist in Zürich angekommen und versüsst mit magischen Lichtern und Klängen die kommende Weihnachtszeit. Man staunte nicht schlecht gestern Morgen. Am Sonntag, 29. Oktober 2017 – genau zwei Tage vor Halloween – kam Yuki in Zürich an. Wer? Yuki? Genau, die Rede ist vom knapp 100 Meter grossen Fabelwesen, welches sich in der Morgendämmerung für einige Sekunden im Glanze des Prime Tower Zürich zeigte. Yuki und ihre Freunde [...] beschenken der Schweiz in diesem Jahr ein weltweit einzigartiges Weihnachtsfestival: ILLUMINARIUM. (Illuminarium 2017)

Mit dieser Aktion wurde 2017 das „monstermässige musikalische Lichtfestival“ im Innenhof des Zürcher Landesmuseums während der Weihnachtszeit angekündigt. Bereits zum dritten Mal konnte diese interaktive digital erweiterte 3D-Videomapping Show¹ besucht werden, wobei das Lichtfestival 2018 auch im

Innenhof des Museums der Kulturen in Basel zu sehen war. Die Protagonistin der computergenerierten erweiterten „fantastischen Winterwunderwelt“ ist „Yuki“, die als „Fabelwesen zwischen pazifistisch-weissfelliger Zyklopin und geweihter Hirschkuh-Göttin“, „Dirigentin“ und/oder „Schneeflocke“ bezeichnet wird (Illuminarium 2017). „Wer? Yuki?“ fragten wir uns im doppelten Sinne als wir diese Beschreibungen lasen, denn Yuki ist ein Xenonym und übergeordneter Name für unterschiedliche indigene Gemeinschaften in Nordkalifornien, deren Sprache denselben Namen trägt, wobei sich die größte Gemeinschaft selbst mit „Ukmo’no’“ bezeichnet (Madley 2008: 308). Gleichzeitig findet sich Yuki auch in der japanischen Sprache: 雪 (u.a. Schnee) und wird oft als Vor- und Familiennamen verwendet. Diese Mehrfachbesetzung und Mehrdeutigkeit von „Yuki“ schmälerte unser Unbehagen jedoch nicht, denn weshalb sollte für ein digital animiertes Fabelwesen eine bereits vorhandene Bezeichnung verwendet werden? Und wie können und sollen wir diese Namensaneignung in einer globalisierten postkolonialen Welt deuten? Unser Unbehagen vergrößerte sich, als während des diesjährigen *Illuminariums* im Nordamerika Native Museum (NONAM) die Ausstellung *CURTIS. The North American Indian. Ein Fotograf und sein Mythos* zu sehen war, in der Fotografien der indigenen Bevölkerung der Yukis *gezeigt* wurden. Wie konnte in derselben Stadt, an einer Außenfassade eines Museums Yuki als ein Fabelwesen agieren und 4,4 Kilometer davon entfernt, eine digitalisierte und bearbeitete Fotografie mit dem Titel „old woman in mourning – Yuki“ *gezeigt* werden (Abb. 1)?

Diese Gleichzeitigkeit beunruhigt und ist für uns ein Paradebeispiel dafür, wie stark museale Praktiken in postkoloniale Konstruktionen ‚des Anderen‘ verflochten sind und wie sie sich in diesem „Spannungsfeld postkolonialer Debatten“ (Karentzos 2012: 249) positionieren müssten. Im Kontext dieses Spannungsfeldes interessiert uns, inwiefern kulturelle Aneignung als mögliche postkoloniale Repräsentationsstrategie mit digitalen Technologien der Projektion verflochten und ungreifbar gemacht werden kann. Das ‚monströse Fabelwesen Yuki‘ dient uns dabei als Fallanalyse, derer wir uns *künstlerisch_forschend*² aus einer feministischen postkolonialen Perspektive mit dem Begriff der Aneignung als theoretisches, methodisches und analytisches Tool annähern.

App...ropriation als Theorie, Methode und Analysetool

Im Fokus unserer *künstlerisch_forschenden* Auseinandersetzung steht die Praxis der kulturellen Aneignung – sie ist unsere App – im Kontext von digitalen Visualisierungs- und Projektionstechniken. In diesem Artikel dient uns das Lichtfestival *Illuminarium* als Fallanalyse. Basis für unsere theoretischen und methodischen Überlegungen sind wissenschaftliche, aktivistische Texte und Posts, die über Soziale Medien auffindbar sind und unsere eigenen künstlerischen Praktiken. Dadurch wollen wir einerseits, das, was als theoretisches Wissen und zitierfähig gilt, in Bewegung bringen und andererseits nicht die Unterschiede, sondern die Ähnlichkeiten zwischen Theorie und Praxis hervor-

heben, indem wir auf ihre Kontextgebundenheit verweisen (Henke et al. 2020: 24) und sie als verkörpertes Wissen verstehen.

Aneignung als ein theoretisches Konzept wie auch als eine Praxis nimmt stets auf etwas Vorhandenes Bezug und arbeitet dieses um. Diese Umarbeitung findet in wissenschaftlichen, künstlerischen wie auch aktivistischen und alltäglichen Kontexten statt. Wir orientieren uns hierbei an der Definition von Antke Engel (2007), die Aneignung im Kontext von queerer Widerstandspraxis diskutiert, und Aneignung als eine Umarbeitung von Machtverhältnissen fasst. Aneignen als eine mögliche widerständige Handlung, die vorherrschende Machtverhältnisse hinterfragt, bleibt jedoch der Logik des Besitzes und Identitätsprinzips verhaftet (Engel 2002: 163). Das Konzept der Aneignung kann somit Prinzipien des Ein- und Ausschlusses wie auch Privilegien perpetuieren (Engel 2007). Ob es sich um eine gewaltvolle oder ermächtigende Aneignung handelt, entscheidet der jeweilige Gebrauch und aus welcher Position heraus angeeignet wird (hooks 1992: 11).

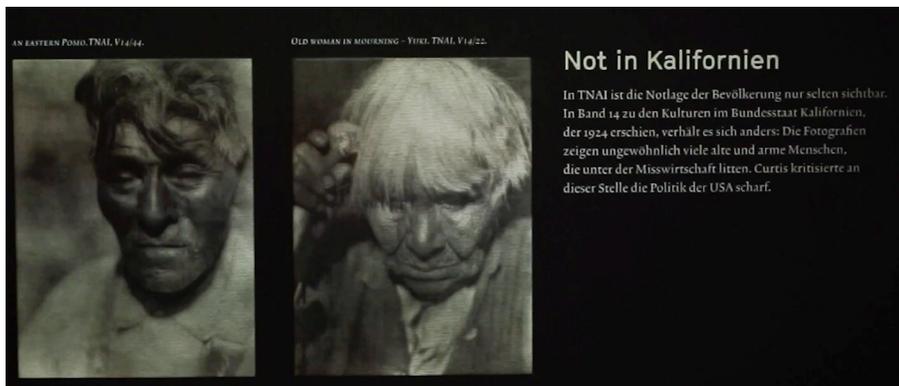


Abb. 1: Ausstellungsansicht von CURTIS. The North American Indian. Ein Fotograf und sein Mythos (2020), digitalisierte Fotografie rechts „Old Woman in Mourning - Yuki“.

Damit wir beurteilen können, ob es sich bei der Namensaneignung und Ausgestaltung des Fabelwesens, um eine gewaltvolle und systemstabilisierende Aneignung handelt, sind wir dazu angehalten, den digitalen musealen Raum zu kontextualisieren. Dafür ist eine feministische postkoloniale Perspektive zentral, da sich das Museum als Institution im Kontext von kolonialen, klassistischen und patriarchalen Blick- und Repräsentationsregimen konstituiert(e). Wenn wir den Begriff postkolonial verwenden, bezieht sich das Präfix *post-* nicht primär auf das formale Ende des Kolonialismus, sondern vielmehr auf das Weiterexistieren kolonialer Strukturen und Repräsentationen (Purtschert/Lüthi/Falk 2013: 17). Postkoloniale Theorien liefern unterschiedliche Instrumente, um diese noch wirkmächtigen kolonialen Herrschaftsformationen, deren Episteme und die Widerstände gegen diese Herrschaftsordnungen zu analysieren, ohne eine „kohärente theoretische Schule zu repräsentieren“ (Castro Varela/Dhawani 2009: 9).

Eine postkoloniale Analyse verhilft Herrschaftskritik an „Europa als stillschweigender Bezugsgröße (silent referent)“ (Chakrabarty 1992: 2 zit. n. Castro Varela/Dhawan 2009: 14) zu üben und herauszuarbeiten, mit welchen Praktiken dieses unmarkierte Zentrum ‚das Andere‘ hervorbringt und stimmlos macht.

Das Andersmachen – das so genannte *Othering* – als eine zentrale Herrschaftspraxis in (post-)kolonialen Gesellschaften, wurde als theoretisches Konzept von Gayatri Chakravorty Spivak (1985) eingeführt. Der Prozess des Andersmachens ist eine Identitätsformation, die mit einer gewalt- und machtvollen Unterwerfung von Subjekten einhergeht und sie als minderwertig und fremd, vom Machtdiskurs Ausgeschlossene konstruiert (ebd.). Ausgehend vom hegemonialen Zentrum wird eine symbolische Grenze gezogen, die alles ausschließt, was nicht zur „mythischen Norm“⁴³ (Lorde 2019: 112; Hall 2019: 158) gehört, um das Eigene zu affirmieren. ‚Das Andere‘ ist dabei nicht nur das Minderwertige und Fremde, das außerhalb der Norm platziert wird, sondern es kann gleichzeitig auch begehrt werden und faszinieren (Hall 2000; hooks 1992). Insbesondere in der Warenkultur werden Körper und Subjekte von spezifischen Gruppen zu einem alternativen Spielplatz für imperialistische Phantasien der Entführung durch ‚das Andere‘. In diesem „Spektakel des Anderen“ (Hall 2019) wird *Race* und Ethnizität zu einem Gewürz kommodifiziert, „that can liven up the dull dish that is mainstream white culture“ (hooks 1992: 366-369).

Das *Othering* durchdringt dabei auch weitere Dimensionen der Differenz (Hall 2019: 155) und ist als ein multidimensionaler Prozess zu verstehen (Spivak 1985). Demzufolge ist dem Konzept des *Otherings* das Intersektionalitätskonzept inhärent, auch wenn der Begriff erst 1989 von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Williams Crenshaw (1989) eingeführt wurde. Intersektionalität ist jedoch „so alt wie die Kämpfe gegen Versklavung und Kolonialismus“ (Kelly 2017). Diese Kämpfe zeigten auf, dass die Erfahrungen von Schwarzen Frauen sich weder mit den Erfahrungen von *weißen* Mittelschichtsfrauen noch mit denen von Schwarzen Männern deckten. Intersektionalität interveniert in das Narrativ der *weißen* Frauenbewegung, die „ihr angeborenes Privileg des *Weißseins* ignorieren und *Frau* nur auf der Basis ihrer (*weißen*) Erfahrung definieren“ (Lorde 2019: 114; Herv. im Orig.) und dadurch Frauen of Color erneut zu ‚den Anderen‘ machen. Intersektionalität bezeichnet die Verschränkung rassistischer, klassistischer und (hetero-)sexistischer Unterdrückungssysteme, die gleichzeitig erlebt werden und nicht trennbar voneinander sind (The Combahee River Collective 2019: 50). Das Konzept der Intersektionalität wurde und wird auf weitere Differenzlinien übertragen, wobei diese Ausweitung Gefahr läuft, dass die Erfahrungen von Schwarzen Frauen und ihre Analysen aufs Neue ignoriert werden und das Grundanliegen des Ansatzes in Vergessenheit gerät (vgl. Mohamed 2020). Intersektionale und postkoloniale Perspektiven liefern somit kritische Analyseinstrumentarien, um kulturelle Aneignung als multidimensionalen Prozess ‚des Andersmachen‘ zu untersuchen und die Partikularität der *mythischen Norm* aufzuzeigen, die „fälschlicherweise universalisiert“ (Purtschert/Meyer 2010: 134) wurde.

In den letzten Jahren wurde viel aktivistische on_offline Arbeit betrieben, um für kulturelle Aneignung zu sensibilisieren. Es gibt eine Reihe von Youtube-Videos, Hashtags wie auch wissenschaftliche und kulturjournalistische Texte, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit der Thematik befassen. Auf Sozialen Medien wurde insbesondere mit dem Hashtag #MyCultureIsNotYourCostume und/oder #CultureNotCostume aufgezeigt, inwiefern kulturelle Aneignung eine machtvolle Praxis ist, die nicht mit kulturellem Austausch gleichzusetzen ist und Kultur nicht *Etwas* ist, das nach Belieben an- und ausgezogen und kommodifiziert werden kann. Dabei aktualisieren sich immer wieder dieselben Fragen: Wer eignet was an und in welchem Kontext? Wer profitiert von der Aneignung? Wer erhält Credits? Und welche Besitz- und Ungleichheitsverhältnisse werden durch diese Prozesse perpetuiert oder herausgefordert?

Im künstlerischen und musealen Bereich haben Aneignungsstrategien eine lange, vielfältige, gewalt- wie auch lustvolle und widerständige Geschichte. Wir möchten gerne drei Kategorisierungen der Aneignung im Kontext von künstlerischen und musealen Praktiken vorschlagen, wobei es sich um analytische Trennungen handelt: 1.) *Aneignung im Sinne von „Culture Collecting“* (Clifford 1993 zit. n. Karentzos 2012; Herv. CA/LP). Hierbei liegt der Fokus auf Museen, die Kunst aus ‚anderen‘ Kulturen sammelt und diese abgrenzt von der *unmarkierten* europäischen Kunst, indem sie als ‚primitive‘ oder ‚Stammeskunst‘ bezeichnet wird, oder die Objekte in den so genannten Museen der Kulturen oder Völkerkundemuseen ausgestellt werden. Die Aneignung entsteht hier durch ein Besitzen, das nur möglich ist aufgrund postkolonialer Machtgefälle. Die Dekontextualisierung der Objekte und deren Statusaberkennung als Kunst führt zu einer weiteren Ebene der gewaltvollen Aneignung, indem die Inhalte und Subjekte als Inspirationsquellen oder Musen verstanden werden und nicht als Kunst oder Künstler*innen auf Augenhöhe (vgl. Foster 1985: 191-219). 2.) *„Das Andere“ als Thema der Kunst*. Faszination und Begehren auf der einen Seite, Schrecken und Angst auf der anderen markieren die beiden Extrempunkte hinsichtlich der künstlerischen Konstruktion und Repräsentation ‚des Anderen‘ und können auch als Strategien verstanden werden, um ‚das Fremde‘ zu ‚zähmen‘ und anzueignen. Kocój (2013) bespricht anhand der Ausstellung *Us and Them. An Intricate History of Otherness* die unterschiedlichen Repräsentationsformen, die von Künstler*innen angewandt wurden, um ‚das Andere‘ herzustellen. Darunter finden sich insbesondere Repräsentationen von monströsen, mythischen Mischwesen wie Tier-Mensch-Hybriden. Bei diesem Typus basiert die Aneignung insbesondere auf einem exotisierenden Begehren ‚des Anderen‘, welches die einzelnen repräsentierten Subjekte oder kulturellen Praktiken depersonalisiert bzw. dehumanisiert und fragmentiert. Die Aneignung entsteht durch das Umarbeiten von Realitäten durch ein imperialistisches Begehren des Besitzes. 3.) *Aneignung als Kunst*. Die Aneignung von anderen künstlerischen Werken durch Techniken der Collage, Assemblage oder Mash-Ups mit und ohne erkennbare Referenzen kann ein eigenes Kunstgenre bilden, das der so genannte Appropriation Art, und ist gleichzeitig in Musik wie auch Literatur eine gängige Praktik. Anders als bei 1.) und 2.) basiert die Umarbei-

tung nicht *per se* auf einem asymmetrischen Machtverhältnis, auch hier ist wiederum ausschlaggebend, aus welcher Position heraus angeeignet wird. Bei allen drei Kategorien spielt Digitalisierung eine Rolle, wobei das Digitale nicht ein zusätzlicher Faktor ist, sondern bei 3.) die Möglichkeit der digitalen Aneignung von vorhandenem Material einen veränderten Zugang und eine andere Explorationsebene ermöglicht, indem durch digitale Copy & Paste-, Collage- und Montagepraktiken aus einem Bild, Text oder Track mehrere Serien oder Kombinationen erprobt werden können. Im musealen Kontext stellt sich unter anderem die Frage, inwiefern die Institution ihre Sammlungen außerhalb des Museumkontextes auffindbar und zugänglich machen möchten, indem beispielsweise Sammlungen digitalisiert werden. In diesem Zusammenhang zeigt sich, welche große Macht den Museen zukommt, indem sie entscheiden, wer in welcher Form Zugang zu kulturellen Daten hat. Digitale Techniken können im Zusammenhang mit *Culture Collecting* auch als Interventionsstrategien benutzt werden. So hat beispielsweise die Künstlerin Nora Al-Badri den Kopf der Nofretete im Neuen Museum in Berlin ohne Erlaubnis gescannt und öffentlich zugänglich gemacht (Al-Badri 2016). Digitale Techniken der Reproduktion, Repräsentation und Sammlung drängen somit Fragen im Hinblick auf Autor*innenschaft, Besitz, Plagiat und Aneignung nicht neu auf, sondern arbeiten diese um. Digitale Techniken und Ästhetiken finden zudem auch selbst thematisch als eine Faszination und als ‚das Andere‘ in der Kunst ihren Platz, indem künstliche Intelligenz als „Inspirationsquelle“, ja sogar als „Muse“ für die Kunst dient (Buri 2019).

Künstlerisch_forschend...ist es denn wissenschaftlich genug?

Aneignung ist unsere App, sie dient uns als theoretisches Gerüst wie auch als intervenierende Praxis, um unsere Problemstellung anzugehen. Als Methode ist sie ein Bindeglied zwischen theoretischen Überlegungen und unserer künstlerisch_forschenden Methode. Durch eine transdisziplinäre Kooperation arbeiten wir unsere Disziplinierung um, indem wir uns in die unterschiedlichen angelernten Denk- und Analyseweisen hineinversetzen, sie nachvollziehen, ihnen widersprechen und versuchen die eigenen Disziplinierungen zu verlernen. Wir hadern, wir stolpern – ist das denn noch wissenschaftlich und/oder künstlerisch genug? Passt das in dieses Format? Muss es denn passend gemacht werden? Dürfen wir scheitern? Wir versuchen diese Unsicherheiten zu nutzen, denn sie scheinen ein Indiz für die Normen des wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens zu sein, die wir über Jahre an Universitäten und Hochschulen lernen und gelernt haben und wir stoßen in unserer Problemstellung an disziplinäre Grenzen.

Künstlerische Forschung hat sich seit den 1990er Jahren begonnen zu etablieren und institutionalisieren, wobei sie sich gerade auch im deutschsprachigen Raum immer noch gegenüber universitärer Forschungspraktiken behaupten muss (Henke et al. 2020: 7). So wird der Begriff der Forschung vorrangig mit

wissenschaftlicher Arbeit in Verbindungen gebracht, obwohl sie auch in anderen gesellschaftlichen Kontexten wie beispielsweise in den Künsten vorzufinden ist (Gau/Schlieben 2009: 52). Zudem bediente sich künstlerisches Arbeiten „historisch schon immer wissenschaftlicher Verfahren und die Wissenschaften künstlerischer Darstellungs- und Visualisierungstechniken“ (ebd.). Eine strikte Trennung zwischen Wissenschaft und Kunst scheint deswegen nicht haltbar zu sein. Das breite Spektrum von künstlerischer Forschung kann grob in drei Idealtypen unterteilt werden: 1) *Forschung über die Kunst*. Hier dient Kunst als Untersuchungsgegenstand. 2) *Forschung für die Kunst*, wobei das Ziel des Forschungsprozesses eine künstlerische Arbeit ist. 3) *Forschung in der Kunst*. Dieser Typus geht davon aus, dass Kunst immer schon reflexiv ist und Wissen produziert. Forschung in der Kunst zielt darauf ab, dieses implizite Wissen, das im kreativen Prozess oder dem Kunstwerk enthalten ist, zu artikulieren (Borgdorff 2009: 44).

Unsere Vorgehensweise ist eine Mischform dieser Typen: Einerseits ist unser Untersuchungsobjekt eine künstlerische, digital erweiterte Lichtshow, andererseits versuchen wir mittels künstlerischer Praktiken das implizite Wissen, das in der Lichtshow verborgen ist, herauszuarbeiten. Um dieses implizite Wissen sichtbar zu machen, bedarf es einer kritisch engagierten Wissenschaft, die Technologie und Kultur als miteinander verflochten und Technologie nie als neutral, sondern als durch Machtverhältnisse strukturiert versteht. Die Critical Technocultural Discourse Analysis (CTDA) von André Brock (2018) liefert eine multimodale technokulturelle Diskursanalyse, die digitale Phänomene auf ihre semiotischen und materiellen Verbindungen untersucht und die Einbindung von intersektionalen, feministischen und queeren Theorien einfordert (ebd.: 1012). Die Kombination eines künstlerisch_forschenden Zugangs mit einer CTDA scheint aufgrund der Einbindung von postkolonialen theoretischen Ansätzen und dem Fokus auf digitale Technologien äußerst fruchtbar zu sein. Analyse-kategorien, die für unsere künstlerisch_forschende Untersuchung zentral sind, sind die der Nomination, also wie Akteur*innen, Objekte, Phänomene, Handlungen und Ereignisse benannt und ergänzt sowie durch eine multimodale Analyse digital visualisiert werden.

Der Ausgangspunkt und das Herzstück für die Fallanalyse des *Illuminariums* sind zwei künstlerische digitale Aneignungsmethoden: die Videomontage und die von uns bezeichnete *Reversed Character Moodboard* Methode (Abb. 1). Bei beiden Aneignungen wird das Netz als ein Kulturarchiv verstanden und auf dieses zurückgegriffen. Hierbei arbeiten wir bewusst mit großen Suchmaschinen und Plattformen wie Google und Youtube, die durch Werbung finanziert sind und folglich von Firmen und ihrem Marketing mitgestaltet werden, wie auch diskriminierende Algorithmen besitzen (Noble 2018). Wir arbeiten mit diesen Suchmaschinen, weil wir veranschaulichen wollen, dass auch diese Algorithmen genutzt und angeeignet werden können, um postkoloniale Denk- und Repräsentationsmuster in der digital erweiterten Lichtshow sichtbar zu machen. Die Methode des *Reversed Character Moodboard* arbeitet mit der umgekehrten Suchbildfunktion von Google. Diese Funktion wird genutzt, um herauszufin-

den, in welchen weiteren Kontexten das hochgeladene Bild oder ähnliche Bilder verwendet werden, oder, um überhaupt in Erfahrung zu bringen, was oder wen dieses Bild zeigt und welche kulturellen Repräsentationen im digitalen Kulturarchiv vorzufinden sind.

Metadaten spielen bei der umgekehrten Suchbildfunktion eine untergeordnete Rolle, jedoch kann sie auch Resultate anzeigen, die mit der Dateibezeichnung des hochgeladenen Bildes übereinstimmen. Die umgekehrte Suchbildfunktion orientiert sich an einer inhaltsbasierten Bildabfrage, die Datenbanken nach ähnlichen Bildern mittels Indikatoren wie Farbschema, Farbwert oder Motiv durchsucht. Bei der Methode des *Reversed Character Moodboards* geht es darum die unterschiedlichen Kontexte, in denen ähnliche Bilder vorkommen, in einer Montage sichtbar zu machen, dabei werden die Zusammenhänge der Bilder durch die Positionierung im Moodboard und visuelle Gegenüberstellungen ersichtlich. Bei der zweiten Aneignungsstrategie, haben wir uns der Methode der Montage in einer anderen Form bedient: Dabei wurden zwei bereits publizierte Youtube-Videos durch Überlappung in Dialog setzt. Das Video wurde mit dem Namen *Landexmuseum (2019) – Yuki* am 25.02.2019 auf Youtube publiziert. Das eine Video ist eine Dokumentation einer anonymen Besuchenden des *Illuminariums* und das zweite Video ist eine Dokumentation von *Bubonic News* mit dem Titel „Sanctioned Slaughter: The Genocide of the Yuki People“. Im Erstellen des Moodboards und des Youtube-Videos findet sich die sinnliche Erkenntnis, dass die digitale Ausgestaltung des Fabelwesens keine unschuldige ist, sondern sich kultureller Aneignung und postkolonialer Repräsentationspraktiken bedient. Diese sinnliche Erkenntnis war die Grundlage für unsere These, dass digitale Animationstechniken wie das Projektionsmapping kulturelle Aneignung durch die Faszination am Digitalen ungreifbar machen kann. Im Folgenden möchten wir nun für diese anhand des Fallbeispiels argumentieren.

Die Außenmauern des Museums als Projektionsfläche für das Wunderbare

ILLUMINARIUM ist ein Projekt der Zürcher Medienkünstler Projekttil, in Zusammenarbeit mit den Machern des Zürcher Weihnachtsdorf. Leute, die wissen, wie man Stimmungen erzeugt, Leute in Staunen versetzt, sie für eine Weile in eine andere Welt entführt. Diese andere Welt beginnt schon beim Betreten des Landesmuseums, allen Besuchern frei zugänglich, ein Winterwunderland des 21. Jahrhunderts, keinen Moment lang abgeschmackt. Buden, Tische, Zuckerwatte, und Lichter, Lichter, Lichter. Wie ein Weihnachtsmarkt, bloss viel schöner. Doch ein paar Schritte weiter, hinter ein paar Mauern, wird es noch bunter. Denn da ist Yuki. (Illuminarium 2017)

Das *Illuminarium* wird durch Nominationen wie „Stimmung“ oder „Staunen“ als ein Spektakel des Schauens konstruiert, das in „eine andere Welt entführt“ (ebd.). Diese „andere Welt“ präsupponiert, dass es auch eine Welt gibt, die nicht anders ist, wobei es sich folglich um die Welt handelt, in der sich die Besuchenden gerade befinden würden, wären sie nicht am *Illuminarium*. Wenn wir den Kontext genauer anschauen, wo und wann dieses „Winterwunderland des 21. Jahrhunderts stattfindet“, ist es der Innenhof des Landesmuseums in Zürich wie auch der Innenhof des Museums der Kulturen in Basel während der Weihnachtszeit. Diese ‚andere‘ 3D-Welt wird auf „altherwürdigen Mauern“ (ebd.) projiziert, die, wie im zweiten Abschnitt diskutiert, als Institutionen eine lange Tradition in der Konstruktion und dem Zeigen ‚des Anderen‘ haben. Der Kontext, in dem „Yuki“ somit imaginiert und gezeigt wird, ist kein neutraler Ort des Imaginierens, sondern das „monstermässige musikalische Lichtfestival“ ist in eine kolonialen Geschichte des Zeigens eingebettet.⁴

Bei dem Lichtfestival handelt es sich um eine interaktive 360° 3D-Videomapping Show. Das Videomapping ist eine Projektionstechnologie, welche die jeweiligen Projektionen an unebene Projektionsflächen anpassen kann. Um dies zu ermöglichen, muss in einem ersten Schritt die Projektionsfläche (beispielsweise eine Gebäudefassade) digitalisiert werden, um ein digitales Modell der Fassade nachbauen zu können. Auf diesem Modell können dann die Bildinhalte pixelgenau angepasst werden. Mithilfe einer virtuellen Lichtberechnung wird eine „Illusion räumlicher Tiefe“ erzeugt, ohne dafür eine 3D Brille benutzen zu müssen (Wikipedia 2019). Der Vorteil des Videomappings liegt also darin, dass eine erweiterte digitale Realität wie auch Immersion erzeugt werden kann, ohne auf Hilfsmittel wie 3D-Brillen oder eine App angewiesen zu sein. Durch die Technologie des Projektionsmappings wird es somit möglich, eine „andere Welt“ auf die Museumsmauern zu projizieren.

Entgegen diesem Potential einer erweiterten Realitätswahrnehmung möchten wir dafür argumentieren, dass keine andere oder neue Welt mithilfe des Projektionsmappings geschaffen wird, sondern so passgenau wie sich die Pixel des Projektionsmappings an die Fassaden legen, so eng sind die Visualisierungen

von „Yuki“ mit postkolonialen Repräsentationsmustern verbunden. Eine neue Technologie reicht nicht aus, um andere Welten zu denken, visualisieren oder animieren zu können und sich von der postkolonialen Geschichte der hiesigen Welt zu lösen. Jede Technologie, die ein Imaginieren einer anderen Welt visuell ermöglicht, ist an die konkreten Kontexte der Produktion zurückgebunden. Der große kommerzielle Erfolg des *Illuminariums*⁵ zeigt aber, wie groß einerseits das Begehren und die Lust auf das Entführen in eine „andere Welt“ ist und welcher Attraktionsmagnet die Technologie selbst ist, die die Menschen zum Staunen bringt. Auch wenn das Projektionsmapping visuell den Eindruck ermöglicht, dass eine „andere Welt“ auf den Mauern des Museums entstanden ist und diese für die Besuchenden nicht mehr *für sich* sichtbar sind, ist sie die Grundlage für die Projektion – sie ist nicht auslöschar, sie kann aber ignoriert und nicht sichtbar gemacht werden. Die Grundidee des *Landexmuseum*-Videos ist es, genau diese Untrennbarkeit von postkolonialen transnationalen Verflechtungen aufzuzeigen und wie diese durchaus mit digitalen Technologien sichtbar gemacht werden kann und auch im digitalen kommerzialisierten Kulturarchiven wie Youtube vorzufinden ist. Die gewaltvolle koloniale Aneignung der indigenen Bevölkerung der Yukis, der Ukomno'm – die Zwangsprostitution von Frauen, das Entführen von Kindern, das Töten von unzähligen Hirschen durch Siedler und schließlich der Genozid an der indigenen Bevölkerung (Madley 2008) – ist über die großen Suchmaschinen auffindbar. Die indigenen Bevölkerungsgruppen, die als Yuki fremdbezeichnet wurden und mit diesem Namen auf Suchmaschinen zu finden sind, werden durch das *Illuminarium* als ‚unentdecktes Terrain‘ konstituiert. Dadurch wird ihr Dasein wie auch die koloniale Gewalt nicht nur überschrieben, sondern behauptet, nicht existent zu sein.⁶ Eine solche Behauptung weist auf die Macht der *mythischen Norm* hin, denn obwohl sich die indigene Gemeinschaft der Yuki im digitalen Kulturarchiv sichtbar macht, indem sie sich beispielsweise in einer Facebook Gruppe organisiert und Sprachkurse anbietet (vgl. Round Valley – Yuki Tribe 2020), finden wir im Wikipedia-Eintrag (2018) die Aussage, dass die Yuki-Sprache nicht mehr gesprochen wird. Diese konstruierte Absenz macht sich auch im NONAM bemerkbar, da die einzige Präsenz eine Fremdrepräsentation in Form einer digitalisierten Fotografie einer namenlosen „old woman in mourning – Yuki“ von 1924 ist. Die Ausstellung ist dem Blick des Fotografen und nicht den unterschiedlichen indigenen Gemeinschaften gewidmet. Durch das wiederholte Zeigen dieser Fotografien ohne stärkere Problematisierung des postkolonialen Blicks und/oder der Gegenüberstellung zu Selbstrepräsentationen von heute werden die porträtierten Subjekte durch den Blick des*der Fotograf*in zu Objekten, die symbolisch in den Besitz genommen werden (vgl. Sontag 1977: 10). Diese Ausstellungspraktiken sind mitverantwortlich dafür, dass in einer zeitgenössischen Lichtshow eine Aneignung und Anrufung eines besetzten Namens in dieser Form überhaupt möglich ist, weil sie postkoloniale Blicke und Repräsentationen aufs Neue durch Wiederholung normalisieren. Inwiefern postkoloniale Aneignungen und Repräsentationen im *Illuminarium* reproduziert werden und wie diese durch das Spektakel des Projektionsmappings ungreifbar gemacht werden, diskutieren wir nun anhand der Protagonistin des *Illuminariums*, „Yuki“, detaillierter.

Auf „Yuki“ wird mit dem Pronomen *sie* referiert – sie wird als „Dirigentin, Fabelwesen zwischen pazifistisch-weissfelliger Zyklopin und geweihter Hirschkuh-Göttin“ (Illuminarium 2017) bezeichnet. Dass dieses Fabelwesen durch die Pronomensetzung und die weiblichen Genusendung vergeschlechtlicht wird, scheint vielleicht arbiträr zu sein, jedoch ist dies eine bedeutsame Setzung, wenn es um das Konstruieren, Imaginieren, Abgrenzen und Vorstellen ‚des Anderen‘ geht. Denn Frauen wurden seit der frühen Neuzeit als *andersartig* und in Abgrenzung zur Norm – dem *weißen* Mann – konstruiert. Um die hegemoniale männliche *weiße* Ordnung zu bewahren, wurde im europäischen Kontext seit dem 18. Jahrhundert Weiblichkeit mit dem Monströsen verbunden wie auch ethnisiert (Sykora 1997: 133-144). Diese Überschneidung von Alterität im Monströsen äußerte sich in visuellen Repräsentationen, indem Frauen als Halb-Tier und Halb-Mensch dargestellt wurden, um ihre Nähe zur Natur zu verdeutlichen. Diese konstruiert ethnisierte monströse Weiblichkeit und tierische Wildheit wurde auch auf Jahrmärkten oder Wanderzirkussen ausgestellt, ein Beispiel dafür sind die so genannten „Haarfrauen“, die als „half monkey – half woman“ bezeichnet wurden und gleichzeitig aber auch eine Uneindeutigkeit des Geschlechts aufwiesen (Molitor/Schlingmann 2006: 4f.). Das Ausstellen und die Blicke der Besuchenden stellen dieses monströse Andere her und konstruieren ein Spektakel des Fremden. Wenn „Yuki“ als „one-eyed, hairy she-Cyclops“ (Illuminarium 2018) wie auch als monströses Fabelwesen, das eine geweihte Hirschkuh-Göttin ist, bezeichnet wird, bedient sie all diese Repräsentationsstereotype. „Yuki“ ist demzufolge nicht ‚eindeutig‘ vergeschlechtlicht, da sie eine *geweihte*⁷ Hirschkuh darstellen soll. Sie ist haarig und ein Mischwesen zwischen Tier, das an bereits vorhandenen Fabelwesen wie den Yeti, und anthromorphe Gestalten erinnert. „Yukis“ weißes Fell erscheint bei näherer Betrachtung und im Vergleich mit anderen Repräsentationen von Yetis eher wie ein Kostüm, denn einerseits kann sich „Yuki“, wie auf der Startseite des *Illuminariums* ersichtlich, in einen Schneemann verwandeln, andererseits fällt auf, dass ihr Gesicht im Gegensatz zu anderen animierten Yetis schwarz ist, die Hände bläulich und der Fuß weiß. Diese Verschiedenheit der Körperteile kann dem Mischwesen „Yuki“ geschuldet sein, jedoch irritiert in einem postkolonialen Kontext das starke Hervorheben des Weißsein bei den unterschiedlich ausgewählten Identitäten als Yeti, Schneemann* und weißfellige Hirschkuh. Im Kontext der Mehrfachbedeutung des Namens „Yuki“, erinnert jedoch dieses Hervorheben von Weißsein in Kombination mit einem Schwarzen Gesicht und roten großen Lippen an die rassistische Praxis des *Blackfacing*. Wenn „Yuki“ dann noch in einem animierten Dschungel mit dem Fernrohr zu Trommelmusik tanzt, scheinen sich wiederum die Macher von *Illuminarium* stereotypisierender und exotisierender Vorstellungen ‚des Fremden‘ zu bedienen und nicht eine neue, „andere Welt“ herzustellen, sondern eine vergeschlechtlichte, postkoloniale Alltagskultur digital zu reproduzieren.

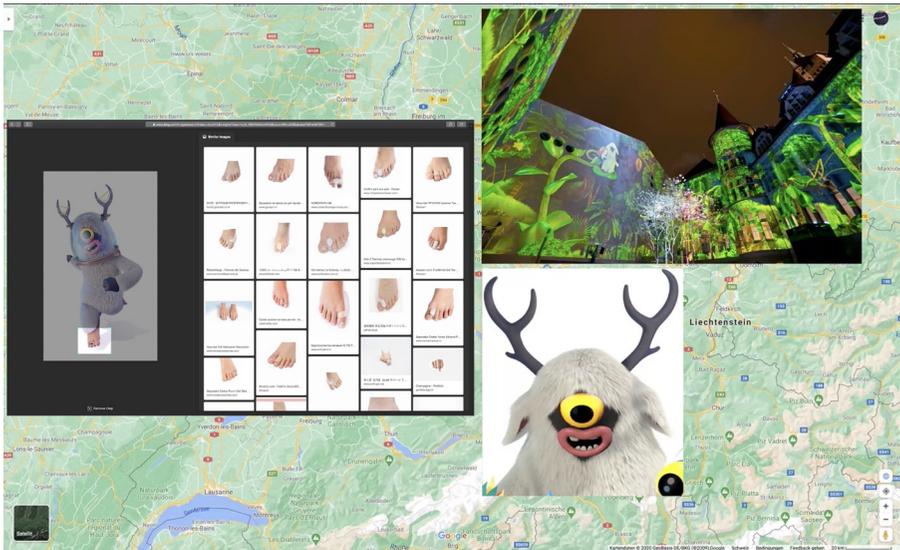


Abb. 2: Ausschnitt eines Reversed Character Moodboards

Hierbei kann nicht oft genug hervorgehoben werden, wie ausschlaggebend der Kontext und die Namensgebung dieser digitalen Lichtshow für die Interpretation ist: Denn würde „Yuki“ anders heißen und würde der postkoloniale, institutionelle und kommerzialisierte Museums- und Eventkontext kritisch reflektiert werden, könnte das haarige, einäugige Fabelwesen vielleicht sogar eine widerständige Aneignung des weiblichen, rassifizierten Monströsen sein, das über feministische Zukunftsvisionen spekulieren könnte. Die digitale Technologie des Projektionsmappings spielt dabei keine Nebenrolle, sondern ermöglicht einerseits erst, die Illusion einer Kontextlosigkeit zu gestalten und das Begehren nach dem wunderbaren, fabelhaften, exotischen ‚Anderen‘ visuell auszuleben. Andererseits ist es das Projektionsmapping selbst, das Staunen auslöst und das Spektakel ist, das Verwunderung bringt. Die Technologie wird dadurch als nicht menschlich, mythisch und wundersam zu etwas ‚Anderem‘ konstruiert, das bestaunt wird. Dieses Staunen über die Technologie und die dadurch geschaffene Illusion einer Kontextlosigkeit und Neutralität in Kombination mit der anhaltenden imperialen Nostalgie und Kommodifizierung ‚des Anderen‘ ermöglicht es überhaupt, dass die postkolonialen Aneignungen und Repräsentationen nicht greifbar waren und das Lichterspektakel drei Jahre lang ohne kritische Intervention gefeiert wurde.

Was lehrt uns die Fabel?

Lassen wir uns für einen kurzen Moment auf die Vorstellung ein, dass die Protagonistin des *Illuminariums* „Yuki“ tatsächlich nur als ein Fabelwesen zu lesen wäre. Was möchte uns dann die Fabel lehren? Denn Fabelwesen haben ja Sinn und Zweck, die „Wahrheit in sicherer Verkleidung darzubieten“ (Best 2008: 170). Was würde uns das Wesen mitteilen wollen, das sicher verkleidet werden muss, da es sonst den Status quo zu direkt hinterfragen würde? In unserem sinnlichen, ästhetischen Erkenntnisprozess, den wir während und durch das Erstellen des *Landesmuseum*-Videos und des Moodboards durchliefen, forderte uns „Yuki“ gerade aufgrund ihres mehrdeutigen Namens heraus, historische Kontexte herbeizuziehen⁸ und zu untersuchen, was diese Namensaneignung in einer postkolonialen globalisierten Welt zu bedeuten hat. „Yuki“ hat uns aufgefordert, die Gebäudefassade des Zürcher Landesmuseums, welche die Grundlage für das digitale 3D-Projektionsmapping der Lichtshow ist, nicht aus dem Blick zu verlieren, sondern die Lichter einmal kurz auszuschalten, um sichtbar zu machen, welche Bedeutungsveränderung es gibt, wenn die Museumsfassaden als Trägerinnen des postkolonialen Konstituierens und Zeigens ‚des Anderen‘ gefasst wird. Mit dieser Perspektive lehrt uns die Fabel, wie stark postkoloniale Aneignungen, Denk- und Repräsentationen mit dem Imaginieren einer ‚anderen Welt‘ verwoben sind und somit auch gleichermaßen mit den jeweiligen digitalen Technologien, die uns dazu befähigen oder verhelfen, diese Welten zu gestalten. Diese Wahrheit ist für die Produzent*innen von digitalen Projektionen gleichermaßen wie für Museen, die sich im Spannungsfeld von postkolonialen und digitalen Debatten finden, bedrohlich, denn es drängt sie dazu, ihre Praxis des Kreierens, Zeigens und Ausstellens auf mehreren Ebenen gleichzeitig radikal zu hinterfragen.

Korrespondenzadressen

Claudia Amsler, Levent Pinarci
 claudia.amsler@wbkolleg.unibe.ch;
 pinarcilevent@gmail.com

Universität Bern
 Mittelstrasse 43, 3012 Bern

Anmerkungen

- 1 Das Video-/Projektionsmapping bezeichnet eine digitale Technologie, die es ermöglicht Projektionen an strukturierte und unebene Oberflächen anzupassen. Detaillierte Ausführungen folgen unter 4.
- 2 Wir verwenden den Unterstrich zwischen künstlerisch_forschend, um die fließenden Übergänge, Überlagerungen und auch Leerstellen eines Dialogs zwischen den Künsten und Wissenschaften visuell sichtbar zu machen.
- 3 „In den USA wird diese Norm normalerweise als weiß, schlank, männlich, jung, cis-hetero, christlich und finanziell abgesichert definiert“ (Lorde 2019 [1984]: 112).
- 4 Dieses Argument könnte noch verstärkt werden, wenn die ausgewählten Zeitpunkte des Lichtspektakels – Halloween und Weihnachten – und deren gewaltvollen Geschichten der kulturellen Aneignung ‚des Anderen‘ hinzugezogen würden.
- 5 Das *Illuminarium* wurde bereits zum dritten Mal durchgeführt und von namhaften Industriepartnern wie Netflix, Porsche, Zalando, Lindt oder Panasonic finanziell unterstützt (Illuminarium 2019).
- 6 Das Projektteam des *Illuminariums* wurde per E-Mail kontaktiert und auf die Aneignung des Namens angesprochen, ihre Antwort lautete: „Unsere ‚Monster‘ sind keineswegs Indianer [sic!], sondern Fabelwesen. Yuki ist übrigens ein Elch-Monster“.
- 7 Hier im Sinne von mit Geweih.
- 8 Bei einer weiteren Analyse wäre es wichtig, die kulturelle Aneignung des japanischen Wortes „Yuki“ zu untersuchen und miteinzubeziehen.

Literatur

- Al-Badri, Nora (2016): Nefertiti Hack, 2016. <<https://www.nora-al-badri.de/works-index>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Best, Otto F. (2008): Handbuch literarischer Fachbegriffe. Definitionen und Beispiele. Frankfurt/M.: Fischer.
- Borgdorff, Henk (2009): Die Debatte über Forschung in der Kunst. In: Rey, A./Schöbi, S. (Hrsg.): Künstlerische Forschung. Positionen und Perspektiven. Institute for the Performing Arts and Film. Zürich: Hochschule der Künste, S. 23-51. <<https://www.zhdk.ch/file/live/99/996ee0fe722717763d9295dbbf9e2f4b484098fb/subtexte03.pdf>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Brock, André (2018): Critical Technocultural Discourse Analysis. In: *New Media & Society* 20, 3, S. 1012-1030. <https://doi.org/10.1177/1461444816677532>.
- Buri, Emilie (2019): Mensch, Maschine, Malerei – Von der künstlichen Muse geküsst. In: SRF, 21.03.2019. <<https://www.srf.ch/kultur/kunst/mensch-maschine-malerei-von-der-kuenstlichen-muse-gekuesst>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Castro Varela, María do Mar/Dhawana, Nikita (2009): Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie? In: *femina politica* 18, 2, S. 9-18.
- Chakrabarty, Dipesh (1992): *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton: Princeton University Press.
- Clifford, James (1993): On Collecting Art and Culture. In: During, S. (Hrsg.): *The Cultural Studies Reader*. London/New York: Routledge, S. 57-76.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimi-*

- mination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 4, 1, S. 139-167.
- Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Engel, Antke (2007): Aneignung/Umarbeitung/VerUneindeutigung. In: Linknet. Für linke Politik und Wissenschaft, 12.06.2007. <<https://www.linksnet.de/artikel/20599>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Foster, Hal (1985): Recodings. Art, Spectacle, Cultural Politics. Seattle/Washington: Bay Press.
- Gau, Sonke/Schlieben, Katharina (2009): Verbindungen zwischen einer forschenden Kunst und einer Kunst der Forschung. In: Rey, A./Schöbi, S. (Hrsg.): Künstlerische Forschung. Positionen und Perspektiven. Institute for the Performing Arts and Film. Zürich: Hochschule der Künste, S. 52-78. <<https://www.zhdk.ch/file/live/99/996ee0fe722717763d9295dbbf9e2f4b484098fb/subtexte03.pdf>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Hall, Stuart (2019 [1997]): Das Spektakel des ‚Anderen‘ (1997). In: Ziemann, A. (Hrsg.): Grundlagentexte der Medienkultur. Wiesbaden: Springer VS, S. 155-160. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15787-6_20.
- Henke, Silvia/Mersch, Dieter/Strässle, Thomas/Van der Meulen, Nicolaj/Wiesel, Jörg (2020): Manifest der Künstlerischen Forschung. Eine Verteidigung gegen ihre Verfechter. Zürich: Diaphanes. <https://doi.org/10.4472/9783035802917>.
- hooks, bell (Hrsg.) (1992): Eating the Other: Desire and Resistance. In: Dies.: Black Looks: Race and Representation. Boston: South End Press, S. 21-39.
- Illuminarium (2017): Yuki ist in Zürich angekommen, 29.10.2017. <<https://illuminarium.ch/de/yuki-ist-in-zuerich-angekommen/>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Illuminarium (2018): Yuki conquers Switzerland, 30.10.2018. <https://illuminarium.ch/en/yuki-conquers-switzerland/#pll_switcher> (Zugriff: 15.04.2020).
- Illuminarium (2019): Sponsoren, 2019. <<https://illuminarium.ch/de/sponsoren/>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Landexmuseum (2019): Yuki. Youtube 25.02.2019. <<https://www.youtube.com/watch?v=L5l4vpa90rk>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Lorde, Audre (2019 [1984]). Alter, Race, Klasse und Gender: Frauen* definieren ihre Unterschiede neu. In: Kelly, Natasha A. (Hrsg.): Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte. Münster: Unrast, S. 109-122.
- Karentzos, Alexandra (2012): Postkoloniale Kunstgeschichte. Revisionen von Musealisierung, Kanonisierungen, Repräsentationen. In: Reuter, J./Karentzos, A. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Postcolonial Studies. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 249-266. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93453-2_19.
- Kelly, Natasha A. (2017). HÄ? Was heißt denn Intersektionalität? In: Missy Magazine 03/2017. <<https://missy-magazine.de/blog/2017/05/29/hae-was-heisst-denn-intersektionalitaet/>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Kocój, Ewa (2013): European Representations of Others: Reflecting on the “Us and Them. An Intricate History of Otherness” Exhibition and Book. In: Anthropos 108, 1, S. 273-277. <https://doi.org/10.5771/0257-9774-2013-1-273>.
- Madley, Benjamin (2008): California’s Yuki Indians. Defining Genocide in Native American History. In: Western Historical Quarterly 39, 3, S. 303-332. <https://doi.org/10.1093/whq/39.3.303>.
- Mohamed, Sabine (2020): Nach Breonna Taylor: Überlegungen zur Schwarzen Feministischen Theorie und Intersektionalität. Vortrag in: Queergehört – die queere Ringvorlesung. Universität Frankfurt, 10.11.2020.
- Molitor, Noemi Yoko/Schlingmann, Marie (2006): Monströse Weibliche Fremde Monströse Weiblichkeit.

- In: Kunsttexte.de. <<https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/8356/molitor-schlingmann.PDF>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Noble, Safiya Umoja (2018): *Algorithms of Oppression. How Search Engines Reinforce Racism*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1pwt9w5>.
- Purtschert, Patricia/Meyer, Katrin (2010): Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität. In: *Feministische Studien* 28, 1, S. 131-142. <https://doi.org/10.1515/fs-2010-0113>.
- Purtschert, Patricia/Lüthi, Barbara/Falk, Francesca (2013 [2012]): *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*. 2., korr. Aufl. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839417997>.
- Round Valley – Yuki Tribe (2020): <<https://www.facebook.com/Round-Valley-Yuki-Tribe-1473983219666681>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Sontag, Susan (1977): *On Photography*. London: Penguin Books.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): *The Rani of Simur. An Essay in Reading the Archives*. In: Barker, F./Hulme, P./Iverson, M./Loxley D. (Hrsg.): *Europe and its Others*. Colchester: University of Essex Press, S. 128-151.
- Sykora, Katharina (1997): Weiblichkeit, das Monströse und das Fremde. Ein Bildamalgam. In: Friedrich, A./Haehnel, B. (Hrsg.): *Projektionen – Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur*. Marburg: Jonas, S. 132-149.
- The Combahee River Collective (2019 [1977]): Ein Schwarzes feministisches Statement. In: Kelly, Natasha A. (Hrsg.): *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte*. Münster: Unrast, S. 49-62.
- Wikipedia (2019): Projektionsmapping, 06.02.2020. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Projektionsmapping>> (Zugriff: 15.04.2020).
- Wikipedia (2018): Yuki, 06.02.2020. <[https://de.wikipedia.org/wiki/Yuki_\(Volk\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Yuki_(Volk))> (Zugriff: 15.04.2020).

Elgen Sauerborn

Die diskursive Herstellung von Geschlecht durch Crowdworking-Plattformen¹

Zusammenfassung: Crowdworking ist zwar eine rein digitale Arbeitsform, bei der Face-to-Face-Kontakte nicht stattfinden, jedoch ist auch diese Plattformarbeit nicht frei von geschlechtsdifferenzierenden Ungleichheiten. Das konfiguriert mit technikromantisierenden Narrativen und Rationalisierungsidealen, die Digitalisierungsprozesse häufig diskursiv rahmen. Der vorliegende Beitrag zeigt, dass Crowdworking-Plattformen oftmals an diesen historisch stabilisierten Diskursen über eine vermeintliche Neutralität, Körperlosigkeit und einem meritokratischen Potential von Technik und Digitalisierung festhalten. Anhand einer Diskursanalyse von Webseiten von Crowdworking-Plattformen wird offengelegt, inwiefern Plattformen mitunter auf traditionelle Geschlechterstereotype zurückgreifen und dadurch arbeitsorganisatorische Schwachstellen und prekäre Arbeitsverhältnisse im Crowdworking diskursiv legitimieren sowie unbezahlte Arbeit vermännlichen und dadurch aufwerten.

Schlagwörter: Digitalisierung; Crowdworking; Geschlechterungleichheit; Körper; Diskursanalyse.

The Discursive Construction of Gender through Crowdworking Platforms

Abstract: Although crowdworking takes place in a purely digital form without any face-to-face contacts, this kind of platform work is also not free of gender inequalities. This does not accord with narratives that romanticize technology and often discursively frame digitization processes. This article shows that crowdworking platforms nonetheless often cling to these historically established discourses concerning supposed neutrality, incorporeality and the perceived meritocratic potential of technology and digitization. Using a discourse analysis of websites of crowdworking platforms, the extent to which these adopt traditional gender stereotypes is revealed, which then legitimize organizational weaknesses and precarious working conditions in crowdworking discursively. Moreover, through the discursive representation of gendered crowdworking, unpaid work is masculinized and thereby valorized.

Keywords: Digitization; crowdwork; gender inequality; body; discourse analysis.

Einleitung

Debatten über den Einfluss der Digitalisierung der Arbeitswelt auf Geschlechterordnungen sind häufig von Ambivalenzen geprägt: Während sich manche Autor*innen eine Auflösung oder zumindest eine Reduktion von Geschlechterungleichheiten durch Digitalisierungsprozesse versprechen, diskutieren andere diese als mögliche Gefahr für eine Zunahme von Ungleichheit (Oliveira 2017; Carstensen 2008; Kutzner 2018).

Verfolgt man den ersten Strang, der die digitale Transformation als eine Chance für mehr Geschlechtergerechtigkeit erörtert, zeigt sich, dass diesem häufig zwei Argumente zugrunde liegen: Zum einen wird darauf referiert, dass technologische Möglichkeiten symbolische, auf Geschlecht bezogene Ordnungs- und Wissensbestände transformieren und zum anderen, dass die Arbeitsorganisation einem Umbruch unterliegt, der z.B. durch zunehmende Flexibilisierung bessere Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Erwerbs- und privater Sorgearbeit verspricht (Kutzner/Schnier 2017). Die Digitalisierung soll demzufolge zu einem Wandel von vergeschlechtlichten Strukturen der Erwerbsarbeit und dadurch zu mehr Geschlechtergerechtigkeit beitragen. Diese Argumentation baut auf einem Ideal von körperloser Erwerbsarbeit auf, das bereits Acker (1990) mit ihrer Erörterung des „disembodied worker doing the abstract job“ (ebd.: 149) anprangert. Anhand dieser Figur kritisierte sie organisationale Logiken, die Jobs und Hierarchien als abstrakte Kategorien verhandeln und von körper- und geschlechtslosen Arbeitenden ausgehen (vgl. ebd.: 149).

Bestandteil solcher neutralisierenden Annahmen im Rahmen der Digitalisierung ist die Verherrlichung technologischer Möglichkeiten in der Erwerbsarbeit. Diese werden z.B. als vereinfachende Lösung für Ungleichheitsfragen verklärt, was den „Rationalitätsmythos der Digitalisierung“ (Büchner 2018: 336) befeuert: Technik gilt hier als etwas Neutrales, das Diskriminierung, die auf Stereotypen und Vorurteilen beruht, naturgemäß unmöglich macht (Balsamo 2014) und den Mythos von meritokratisch organisierter Erwerbsarbeit aufrecht erhält. Zudem werden die durch die Digitalisierung ermöglichten Chancen des flexiblen Arbeitens mitunter vorschnell als Antwort auf Fragen von ungleichen Erwerbsbiographien diskutiert (vgl. Kutzner 2018).

Entsprechend dieser Annahmen müsste nun Erwerbsarbeit, die ausschließlich digital verrichtet wird, in besonderem Maße zur Verringerung von geschlechtsdifferenzierender Ungleichheit beitragen. Ein Prototyp solch rein digitaler Arbeit ist Crowdfunding: Hierbei werden Aufträge von Auftraggeber*innen wie Organisationen durch spezielle Plattformen an Crowdworker*innen vermittelt. Häufig zerlegen die Plattformen größere Aufträge in kleinere Jobs, die anschließend allein über digitale Endgeräte und online von Crowdworker*innen ausgeführt werden. Die Beschäftigten bleiben meist unbekannt und Face-to-Face-Interaktionen finden kaum statt. Crowdworker*innen werden daher auch häufig als eine „anonyme Masse“ bezeichnet (Hensel/Koch/Kocher/Schwarz 2018: 163).

Da Crowdfunding also nur digital stattfindet und die Ausführenden oftmals gar nicht bekannt sind, sollte also Diskriminierung, die aufgrund von Geschlechterstereotypen, die mit bestimmten Fähigkeiten verbunden werden, eigentlich an Bedeutung verlieren. Denn wie sollte Geschlecht auf Arbeitswirklichkeiten wirken, wenn Geschlechtsidentitäten als Bezugspunkt von Zuschreibungen oftmals gar nicht bekannt sind? Gleiches gilt auch für Erwerbsbiographien: Wenn keine langfristigen Arbeitsbeziehungen eingegangen werden, sollten Ungleichheiten im Lebensverlauf, sofern sie als Folgen von Schwangerschaft und nicht vergüteter Sorgearbeit auftreten, in der Arbeitsorganisation doch eigentlich nicht ins Gewicht fallen.

Nichtsdestotrotz zeigen Untersuchungen der letzten Jahre, dass selbst zwischen Crowdworker*innen Gender Pay Gaps vorzufinden sind (Adams-Prassl/Berg 2017; Foong et al. 2018; Dubey et al. 2017; Barzilay/Ben-David 2017). Zudem führen die flexiblen Arbeitsstrukturen zu Formen der Entgrenzung zwischen Privatheit und Erwerbsarbeit, die Risiken der Prekarisierung insbesondere für weibliche Erwerbstätige verstärken (Hunt/Samman 2019). Ungleichheitsstrukturen bestehen also auch im vermeintlich anonymen Crowdfunding – und nicht nur das: Auch die Tätigkeiten selbst, die über Plattformen vermittelt werden, sind nicht frei von kulturell und historisch gewachsenen Geschlechtsstereotypen und -zuschreibungen. Geschlechterungleichheiten werden also auch in idealtypischer, rein digitaler Arbeit wie dem Crowdfunding reproduziert und es stellt sich die Frage, wie dies vonstattengeht. Da Crowdfunding in öffentlichen Diskursen nur selten mit Geschlechterdiskriminierung in Verbindung gebracht wird, Erhebungen aber dennoch Ungleichheiten zutage treten lassen, wird in diesem Beitrag davon ausgegangen, dass Geschlecht sich hier implizit bzw. latent offenbart. Ausgangspunkt ist die Annahme von sozial und historisch tief verwurzelten Wissensbeständen über geschlechtsspezifisch erachtete Fähigkeiten und Rollen von Frauen und Männern, die sich u.a. in Diskursen ausdrücken (Bublitz 2019).

Der vorliegende Beitrag beruht auf der Annahme, dass Crowdfunding-Plattformen einen hohen Stellenwert in der diskursiven Herstellung von Geschlecht im Crowdfunding einnehmen. Obwohl einige der Plattformen explizit das meritokratische Ideal von Erfolg durch Leistung vertreten, wird nachfolgend in einer rekonstruktiv-interpretativen Analyse der Crowdfunding-Webseiten gezeigt, dass Geschlechterungleichheiten auf und durch Plattformen eher verstärkt als aufgelöst werden. Dadurch sollen Mechanismen der diskursiven Herstellung von Geschlecht im Rahmen digitaler Arbeit nachgezeichnet werden. Darüber hinaus wird dargelegt, inwiefern Geschlechterstereotype zur Legitimierung von strukturellen Aspekten, aufgrund derer solche Plattformen kritisiert werden, beitragen und inwiefern die Vermännlichung unbezahlter Arbeit dabei relevant wird.

Im Zentrum der Analyse stehen Plattformen des sogenannten komplexen Crowdfunding (Schönefeld/Hensel 2019). Diese vermitteln und koordinieren vorrangig Tätigkeiten, für die spezialisierte und fachliche Fähigkeiten vonnöten sind und deren Ergebnis von Crowdworkender zu Crowdworkender variieren kann bzw. soll. Damit unterscheiden sie sich von Plattformen, die auf ‚Clickworking‘ spezialisiert sind und besonders in öffentlichen Debatten mit Crowdfunding generell gleichgesetzt werden. Da komplexe Aufgaben im Crowdfunding eher von Frauen ausgeübt (Leimeister et al. 2016) und aufgrund der höheren Qualifikationsanforderungen und einer dementsprechend besseren Vergütung häufig als Vereinbarkeits-Ideal dargestellt werden, soll dieser Arbeitsform im vorliegenden Beitrag besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Der folgende Beitrag beruht daher auf einer Diskursanalyse von Crowdfunding-Plattformen. Nach einer kurzen Wiedergabe des Forschungsstands zu Crowdfunding und Geschlecht wird anhand empirischer Analysen aufgezeigt,

wie Plattformen zur diskursiven und technikromantisierenden Reproduktion und Restabilisierung von Geschlechterungleichheiten beitragen und dadurch oftmals kritisierte Aspekte des Crowdfunding legitimieren.

Crowdfunding und Geschlecht

Crowdfunding ist eine besondere digitale Arbeitsform, da hier in der Regel keine Face-to-Face- oder privaten Interaktionen stattfinden. Damit unterscheidet sich Crowdfunding noch einmal substanziell von anderen Formen der Plattformarbeit, die vorwiegend offline stattfinden (z.B. bei Uber oder Helpling). Crowdfunding wird über digitale Plattformen vermittelt und koordiniert (Hensel/Koch/Kocher/Schwarz 2016). Typische Dienstleistungen, bei denen Crowdfunding zum Einsatz kommt, sind Software Testing, Design oder Texterstellung. Drei Akteursgruppen sind beim Crowdfunding beteiligt: Auftraggebende, Online-Plattformen und die Crowd selbst, also die Auftragnehmer (Greef/Schroeder 2017). Die Auftraggebenden können Organisationen wie Unternehmen oder einzelne Akteur*innen sein, die Aufträge an eine anonyme, zunächst unbestimmte große Menge an Auftragnehmern – die sogenannte Crowd – auslagern (Al-Ani/Stumpp 2015; Pongratz/Bormann 2017; Schönefeld et al. 2017). Den Plattformen kommt dabei eine organisationähnliche Stellung zu, da diese die Aufgaben nicht nur vermitteln, sondern auch koordinieren (Kocher 2019).

Crowdfunding findet also ausschließlich digital statt: Das bedeutet auch, dass dabei vermeintlich allein die Qualität der Arbeit bewertet und vergütet wird, denn die Crowdfunder stehen oftmals noch nicht einmal im direkten Kontakt zu den Auftraggebern. Dieses Ideal wird durch Wettbewerbsformen, auf denen Crowdfunding mitunter beruht, unterstützt (Schönefeld/Hensel 2019). Auf Plattformen, die nach diesem Prinzip aufgebaut sind, erhält allein die oder der mit der Leistung, die als beste bewertet wird, den Auftrag und dementsprechend auch eine Bezahlung. Die Aufgaben werden als Wettbewerbe mit Preisgeldern ausgeschrieben, was dazu führt, dass ein Großteil der geleisteten Arbeit gar nicht erst vergütet wird und daher große Unsicherheit birgt (Gerber/Krzywdzinski 2017). Da Crowdfunding zudem eine mehr oder weniger ortsunabhängige Arbeitsform darstellt, existieren theoretisch keine nationalen Grenzen für die Arbeitenden: Jede Person mit Internetzugang kann grundsätzlich Crowdfunding betreiben.²

Trotz allem zeigen empirische Untersuchungen, dass Geschlecht im Crowdfunding sehr wohl auf recht unterschiedliche Art und Weise zum Tragen kommt: Dies hängt u.a. davon ab, auf welchem Kontinent, in welchem Staat oder auch in welcher Region diese Tätigkeit vollzogen wird. Hunt/Samman (2019) legen beispielsweise dar, inwiefern Frauen durch plattformvermittelte Arbeitsverhältnisse in einkommensschwächeren Ländern benachteiligt werden, da hier Männer häufiger über technische Geräte verfügen. Frauen fehlt oftmals bereits der Zugang zu dieser digitalen Arbeitswelt.

Ungleichheiten zeigen sich außerdem hinsichtlich der Motivation, Crowdfunding zu betreiben. Frauen gehen eher als Männer dieser Beschäftigung

nach, wenn sie ausschließlich von zu Hause arbeiten können und sonst über keine anderen Möglichkeiten verfügen, Erwerbsarbeit zu betreiben. Meistens wird auch dies mit der Notwendigkeit der Sorgearbeit für Kinder oder Eltern begründet (Berg 2016).

Inwiefern Geschlecht im Crowdfunding bedeutsam wird, hängt auch mit der Form des Crowdfunding zusammen. Schönefeld/Hensel (2019) unterscheiden zwischen simplem und komplexem Crowdfunding, wobei ersteres mit dem eher bekannteren Clickworking gleichzusetzen ist, das die Verrichtung oftmals äußerst monotoner Tätigkeiten, zu der Maschinen (noch) nicht fähig sind, umfasst. Im Verlauf der vergangenen Jahre entstand jedoch eine Vielzahl an Plattformen, die auch anspruchsvolle und kollaborative Arbeit vermitteln und koordinieren. Dies mündet im sogenannten komplexen Crowdfunding, das über Plattformen vermittelte Tätigkeiten bezeichnet, deren Ziel zu Beginn der Arbeit noch nicht feststeht und deren Erledigung bestimmte Fähigkeiten bzw. eine spezielle Qualifikation der Crowdfunder voraussetzt. Die fachlichen Anforderungen sind eher im mittleren oder hohen Bereich anzusiedeln; ebenso verhält es sich mit der Bearbeitungsdauer und der Bezahlung (ebd.). Innerhalb dieser anspruchsvollen Formen des Crowdfunding sind mehr Frauen beschäftigt als in simplen Crowdfunding-Arbeitsverhältnissen (vgl. Leimeister et al. 2016). Dass die Bedeutsamkeit von Geschlecht durch rein digitale Arbeit nicht einfach aufgelöst wird, zeigt sich also in recht unterschiedlichen Ausprägungen.

Methode

Der vorliegende Beitrag soll anhand einer empirischen Untersuchung von Online-Daten zeigen, wie Geschlecht in Diskursen über Crowdfunding hergestellt und bedeutsam wird. Da es dabei um die diskursive Produktion von Wissensbeständen geht, entsteht die Analyse aus der theoretischen und methodologischen Perspektive des Sozialkonstruktivismus beziehungsweise der Wissenssoziologie.

Gegenstand der diskursanalytischen Untersuchung sind die Webseiten von verschiedenen Plattformen, die komplexes Crowdfunding vermitteln und koordinieren. Durch Praktiken generierte, „überindividuelle Wissensbestände“ (Traue/Pfahl/Schürmann 2019: 572) beziehungsweise Diskurse wurden mittels einer Webseitenanalyse (Schünzel/Traue 2019) rekonstruiert. Webseiten enthalten als „Orte der Produktion von Kultur“ (ebd.: 1003) verschiedene dynamische Datenformen wie Texte, Bilder und Videos, weshalb diese in ihrer Multimedialität (Meier 2017) untersucht wurden. Dabei wurde neben einer hermeneutischen Textanalyse auch auf Techniken der Bild- und Videoanalyse (Reichert/Engler 2011) bzw. der Film- und Fernsehanalyse (Keppler/Peltzer 2018) zurückgegriffen. Der methodischen Besonderheit der Daten, die durch Elemente der Hypertextualität, des Netzwerk-Charakters und der Interaktivität (Meier 2017) der Webseiten zutage traten, wurde durch eine größtmögliche Berücksichtigung diverser diskursiver Daten Rechnung getragen.

Die Sampling-Strategie der Diskursanalyse lehnt an das theoretische Sampling im Sinne der Grounded Theory Methodologie an (vgl. Traue/Pfahl/Schürmann 2019: 573). Um eine möglichst heterogene Auswahl an Crowworking-Plattformen zur Analyse zu berücksichtigen, wurden auf der Grundlage einer Plattform-Typologie von Howcroft/Bergvall-Kareborn (2019) sieben Plattformen, auf denen komplexes Crowworking vermittelt wird, ausgewählt. Die Untersuchung beruht auf der Analyse folgender Plattformen:

Tabelle 1: Analyzierte Plattformen

Plattform	Dienstleistung
Fiverr	Diverse digitale Dienstleistungen wie Texterstellung, Graphikdesign, Programmierung, Übersetzung u.a.
Upwork	Diverse digitale Dienstleistungen wie Texterstellung, Graphikdesign, Softwareentwicklung, Datenanalyse u.a.
Jovoto	Vorrangig Leistungen aus dem Kreativbereich wie Graphikdesign, Kunst, Texterstellung
Content.de	Texterstellung
Innocentive	Unternehmenslösungen
Topcoder	Softwareentwicklung, Datenanalyse
99designs	Graphikdesign

Geschlechterdarstellungen auf Crowworking-Plattformen

Crowworking ist keine geschlechtsneutrale Arbeitsform. Neben ungleicher Bezahlung und Verteilung der Aufgaben tritt eine weitere Ausprägung von Ungleichheit durch die diskursive Darstellung von Crowworkenden zutage, die von den Plattformen selbst hergestellt wird. Dies zeigt sich besonders in dem Bruch der Figur des „disembodied worker doing the abstract job“ (Acker 1990: 149), der in Narrativen der Digitalisierung zu einem wesentlichen Bestandteil der Inszenierung des Crowworking wird. Doch dies hat durch die diskursive Herstellung von Geschlecht in Form von Texten, Bildern und Videos keinen Bestand. Hier werden die Crowworkenden beziehungsweise deren Idealdarstellungen durch die Plattformen sehr wohl zu körperlichen Figuren, deren Geschlecht nicht nur sichtbar und aus der anonymen Masse gelöst erscheint. Das Geschlecht der Crowworkenden wird darüber hinaus auch noch mit Bedeutung aufgeladen, die die Strukturen geschlechtsdifferenzierender Ungleichheit legitimiert.

Auch wenn Geschlecht nicht immer die augenscheinlichste und expliziteste Kategorie ist, die auf Plattformen hervorgebracht wird, sollen latente Darbietungen im Folgenden offengelegt werden. Anhand dreier Dimensionen wird erörtert, auf welche Art und Weise Crowworking-Plattformen zur Herstellung

von Geschlechterungleichheiten beitragen: Zunächst wird ausgeführt, wie Plattformen mitunter an einem Ideal der geschlechtlichen Neutralität, die durch Technologie bedingt ist, festhalten und Diversität verklären. Schwerpunkt der Analyse soll darauf folgend auf der Darstellung dessen liegen, wie Plattformen durch die geschlechtliche Aufladung von Work-Life-Balance, Wettbewerb und Gamification strukturelle Ungleichheiten perpetuieren und stereotype Vorstellungen von vergeschlechtlichten Fähigkeiten reproduzieren.

Verherrlichung von Neutralität und Diversität

Der „Rationalitätsmythos der Digitalisierung“ (Büchner 2018: 336) und damit zusammenhängend die Figur des „disembodied worker“ (Acker 1990: 149) werden auch durch Crowdfunding-Plattformen zementiert. Entsprechend der Selbstdarstellung einiger Plattformen spielen klassische Ungleichheitskategorien keine Rolle: allein der oder die mit der besten Leistung erhält den Auftrag. Insbesondere dem vermeintlich meritokratischen Potenzial, das durch die Anonymität und implizit auch Körperlosigkeit der Crowd gewährleistet sein soll, wird dabei großer Wert beigemessen. So warb im Jahr 2019 zum Beispiel die Softwareentwicklungs-Plattform Topcoder: „Topcoder gives you daily opportunities to work on interesting projects, prove your skills, earn money, and learn new technologies – no matter your age, gender, location, skill level, education, or experience“ (Topcoder 2019).

Im Crowdfunding erfolgt die Vergabe von Jobs häufig entsprechend einer Wettbewerbslogik, weshalb hier grundlegende Ungleichheitskategorien an Bedeutung verlieren sollen. Dieses Narrativ wird auch durch die Größe der Crowd begründet: Da jede angemeldete Crowdfunder eine potenzielle Arbeitskraft darstellt, werden Konkurrenz und Wettbewerbsstreben so sehr potenziert, dass sich letzten Endes allein die Besten durchsetzen sollen. Die „anonyme Masse“ (Hensel/Koch/Kocher/Schwarz 2018: 163) der Crowdfundernden ist prinzipiell unendlich groß und den Darstellungen zufolge auch gänzlich ortsunabhängig, weshalb Auftraggebende von dem breiten Pool einer diversen Crowd profitieren können. Diese potenzielle Diversität, die durch rein digitale Arbeit möglich gemacht werden soll, wird häufig als Nutzen für die Auftraggebenden hervorgehoben: Eine vielfältige Crowd soll den Kund*innen optimal dabei helfen, die geeignetste Leistung zu erhalten. So wirbt beispielsweise die Plattform InnoCentive explizit mit dem Werbeslogan „Diverse Perspectives and Effective Problem Solving“ (InnoCentive 2021). Dadurch werden jedoch auch stereotypische Idealisierungen von Diversität reproduziert.

Das Narrativ setzt dabei auf die Idee eines unternehmerischen Mehrwerts durch diverse und möglichst heterogene Teams und Crowdfundernde. Die abstrakte Diversität der Crowd wird dabei in teils klischeehaften Bildern illustriert: So können bunte Farben und die stereotypische Abbildung von Crowdfundernden verschiedener Professionen und ethnischer oder sexueller Zugehörigkeiten den Eindruck von kreativer Vielfalt und grenzenlosem Talent vermitteln.

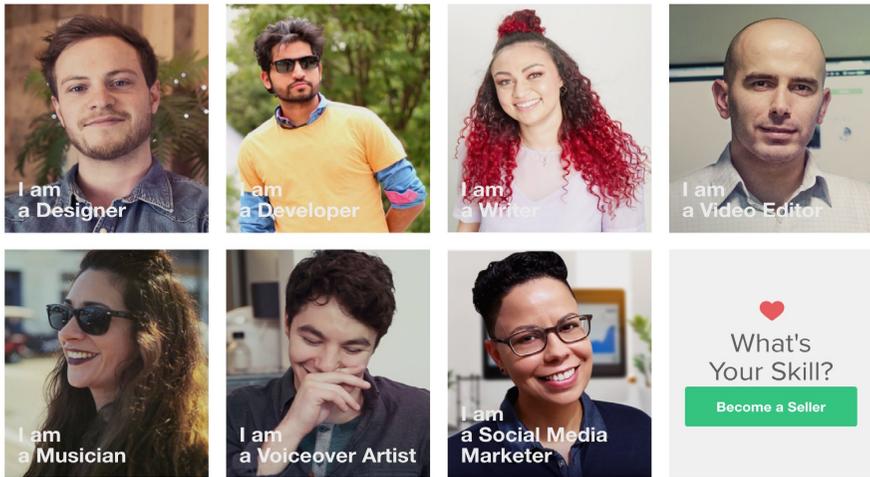


Abb. 1: Eigener Screenshot, Quelle: Fiverr (2021)



Join the Fiverr Community IRL | Fiverr

Abb. 2: Eigener Screenshot, Quelle: Youtube (2018)

Strukturelle Ungleichheitskategorien werden durch die Plattformen also nicht mehr mit Diskriminierung in Verbindung gebracht, sondern mit Wettbewerbsvorteilen, die mit einer breiteren Wissens- und dadurch Leistungsbasis der Crowd begründet wird.

*Geschlechtliche Aufladung der Selbstdarstellung von Crowdfunding:
Work-Life-Balance*

Die Plattformen stellen konstitutive Elemente des Crowdfunding in das Zentrum ihrer Selbstdarstellung, wobei diese in vielen Fällen geschlechtlich aufgeladen ist. Ein Diskursstrang, der die Selbstdarstellung der Plattformen durchzieht, ist die Möglichkeit der Vereinbarkeit von Crowdfunding mit privater Sorgearbeit.

Zweifelloso ist Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und privaten Tätigkeiten keine geschlechtsneutrale Thematik. Durch die historisch, kulturell und sozial etablierte und stabilisierte Norm der weiblichen Sorgearbeiterin ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zunächst ein Leitbild, das zumeist Frauen verfolgen (müssen). Obschon sich gesellschaftliche Diskurse und Normen bezüglich der Fürsorge – gerade für Kinder – hin zu einer größeren Akzeptanz und sogar umfassenderen Erwartungen gegenüber Vätern verschieben (Unterhofer/Welteke/Wrohlich 2017), zeigen Studien, dass das Gros der unbezahlten Sorgearbeit noch immer von Frauen geleistet wird (Statistisches Bundesamt 2019). Wenn von Vereinbarkeit gesprochen wird, sind also gemeinhin rein quantitativ vorrangig Frauen adressiert. Jedoch wird auf Crowdfunding-Plattformen das Idealbild einer tadellosen ‚work life balance‘, die durch Crowdfunding möglich ist, auch aus männlicher Perspektive verherrlicht, wenn auch auf andere Art und Weise. Eine Reihe von Videos, in denen sich Crowdfunder von Upwork, einer populären Plattform für komplexes Crowdfunding, vorstellen, veranschaulicht dies: Die Videoreihe enthält kurze Filme, in denen jeweils ein Fall von erfolgreicher Arbeit, vermittelt über Upwork, aus der Perspektive der Crowdfunder vorgestellt wird. In einigen dieser Fallbeispiele steht thematisch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Vordergrund.



Abb. 3: Zusammenstellung eigener Screenshots, Quelle: Upwork (2020)

Upwork gilt hierbei vor allem aufgrund der Möglichkeit des komplexen Crowdfunding als Mittel, um Einkommen zu erhalten ohne familiäre Pflichten zu vernachlässigen. Eine Crowdworkerin berichtet beispielsweise von der Chance, regelmäßiger Erwerbsarbeit nachgehen zu können, obwohl ihr Mann bei der Marineinfanterie tätig ist und die Familie daher häufig den Wohnort wechseln muss:

One of the biggest draws to working with Upwork is the fact that I can take it with me wherever my husband goes and he'd go anywhere worldwide. [...] My priority is my family and my passion is my career. Upwork is helping me balance that. [...] If I didn't have Upwork, I don't know that I would be working. Because it would put my kids in daycare, which is not what I want. It would take time away for my family which is not what I want. [...] I upwork because it allows me to do what I love and balance home life and work life. (Upwork 2020)

Neben der starken Betonung des Familienwohls, das hier vor allem von mütterlicher Fürsorge abhängt, ist das Bild des männlichen Familienernährers, der nicht nur den Wohnort der Familie, sondern gewissermaßen auch den Beruf seiner Ehefrau bestimmt, ein wesentlicher Bestandteil des Films. Die Flexibilität der Arbeit wird als das wichtigste Kriterium für die Berufswahl von Frauen dargestellt. Obschon die Crowdworker*innen in den Videos vergleichsweise gut ausgebildet sind, ordnen sie ihre beruflichen Ambitionen denen des Partners beziehungsweise dessen Wohnort unter.

Das Bild von Frauen als klassische Dazuverdiener*innen dominiert die Darstellung von Müttern auf Crowdfunding-Plattformen. So finden sich ähnliche Narrative auf content.de, einer auf Texterstellung spezialisierte Crowdfunding-Plattform:

Den Weg ins Büro gespart! Ich bin Mutter von drei Kindern – mit Handwerksausbildung und sehr gutem Fachhochschulabschluss. Als Autorin auf der Texterplattform content.de erarbeite ich mir einen schönen Nebenverdienst für die Familie. [...] Der Nebenjob von zu Hause ist so flexibel, dass meine Kinder jederzeit auf mich zählen können! Arbeiten zu Hause bereitet mir in diesem Umfeld Freude. (content.de 2021)

Trotz „sehr gutem Fachhochschulabschluss“ hebt die Crowdworkerin den „schönen Nebenverdienst“ in einem fachlich fremden Bereich hervor. Dies kann als Hinweis darauf interpretiert werden, wie sehr die Vorstellung von Müttern als Zuverdiener*innen mittels Crowdfunding-Plattformen, die eigentlich moderne und progressive Arbeitsformen repräsentieren wollen, reproduziert wird. Diese Narrative von Frauen, die zugunsten ihrer Familie nicht nur ihre Arbeitszeit (und damit einhergehend zahlreiche Möglichkeiten der professionellen Weiterentwicklung) anpassen, sondern sogar den Inhalt ihrer Arbeit, normalisieren gesellschaftliche Vorstellungen, die typische Frauenkarrieren als zweitklassig erachten.

*Geschlechtliche Aufladung der Selbstdarstellung von Crowdfunding:
Wettbewerb und Gamification*

Die bildliche und sprachliche Darstellung von Tätigkeiten, die auf Plattformen vermittelt werden, umfasst zahlreiche geschlechtsstereotype Zuordnungen von Arbeit. So werden auf Crowdfunding-Plattformen komplexe und gut vergütete Tätigkeiten oft als männliche Aufgabenfelder abgebildet. Dieser Eindruck entsteht besonders durch Diskursstränge solcher Plattformen, die sich auf die Vermittlung von hochspezialisierten Fähigkeiten konzentrieren.

Ein Beispiel stellt die Plattform InnoCentive dar, die Organisationen Lösungen von wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Problemen durch die Crowd verspricht. Die Webseite ist geprägt vom Narrativ des hoch spezialisierten, kompetitiven und anspruchsvollen Crowdworkers, dem sogenannten „solver“. Frauen kommen auf der Plattform kaum vor. Der dominante Diskursstrang, der auf der Webseite von InnoCentive vorzufinden ist, bezieht sich auf die vergleichsweise hohe Bildung und Qualifikation aller Beteiligten. Die Übersetzung der Probleme der Auftraggebenden, den *seekers*, in *challenges* wird von *PhD-educated challenge experts* vollzogen, wie es im Einführungsvideo auf der Plattform heißt. So wird selbst die grundlegende Funktion der Plattformen, Tätigkeiten in Teilaufgaben aufzugliedern, zu einer hoch komplexen Aufgabe stilisiert. Dies wird unterstrichen von der Bezeichnung der Crowd als „creative and smart minds“ (InnoCentive 2021).

Indem die Crowdworkenden als männlich dargestellt werden, wird die Verbindung zwischen Männlichkeit und Technologie beziehungsweise komplexen Arbeiten gefestigt. Diese Annahme eines vermeintlichen Zusammenhangs von Männlichkeit und Technologie und die als rational erachtete Arbeit an und mit Computern gilt als etablierte Prämisse der geschlechtssensiblen Technikforschung (Wajcman 1994).

Auf eine ähnliche Art und Weise werden stereotypisch vergeschlechtlichte Fähigkeiten auf der Plattform Topcoder illustriert. Auch hier werden die vermittelten Jobs als „challenges“ betitelt; Leidenschaft für Wettkampf und Konkurrenz gilt als wichtige Eigenschaft von Crowdworkenden. So berichtet ein User von seiner Motivation, für Topcoder tätig zu sein: „I am kind of person who likes to compete. Topcoder gives me this opportunity and also I can win big prizes“ (Topcoder 2019). Der ideale Topcoder-Crowdworkende ist ehrgeizig, ambitioniert, wetteifernd und vorwiegend männlich. Fotos und Videos auf der Homepage beinhalten größtenteils eine ethnisch zwar diverse, jedoch geschlechtshomogene Gruppe.

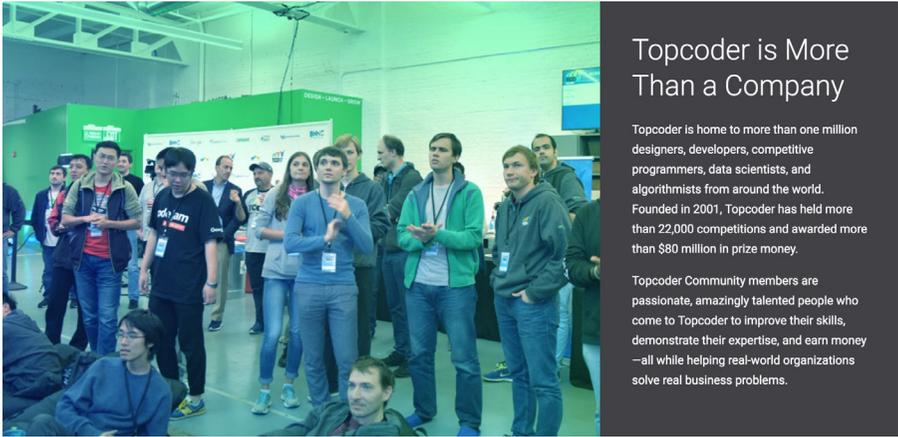


Abb. 4: Eigener Screenshot, Quelle: Topcoder (2019)

Die Männer auf den Bildern und in den Videos tragen häufig legere Kleidung und spiegeln das Stereotyp des Kapuzenpullover tragenden Nerds wider. Die Darstellung der ‚Community‘, die nur bedingt an Gewinn, sondern eher am Lernen und dem Wettbewerb interessiert ist, untermauert diese vergeschlechtlichten Rollenvorstellungen. So wird auch der für Crowdfunding typische Aspekt der Gamification (Gerber/Krzywdzinski 2017) geschlechtlich aufgeladen: Die männlichen Crowdfundern arbeiten für ihre Neugier und für den spielerischen Wettkampf. Im Gegensatz zu den oben angeführten Darstellungen von Frauen steht hier weniger die (finanzielle) Unterstützung der Familie im Vordergrund, sondern vielmehr die individuelle Selbstverwirklichung und der Drang nach geistiger Produktionsarbeit und Fortschritt. Damit wird erneut an historisch etablierte Dichotomisierungen zwischen einerseits Männlichkeit und damit einhergehenden Themenfeldern wie Geist, Produktion, Kultur und Technik und andererseits Weiblichkeit und damit verbunden Körper, Reproduktionsarbeit und Natur (vgl. Bargetz 2016: 75f.) angeknüpft.

Diskussion

Die Darstellung von Geschlecht auf Crowdfunding-Plattformen ist keineswegs neutral, sondern folgt mitunter traditionellen, sozial und kulturell etablierten Vorstellungen von Männern und Frauen. Das durch Narrative der Digitalisierung forcierte Ideal einer neutralen und körperlosen Arbeitskraft findet sich mitnichten in der diskursiven Darstellung von Geschlecht auf Crowdfunding-Plattformen wieder. Vielmehr bedienen sich Plattformen teilweise klassischer Geschlechterstereotype wie dem wettbewerbsorientierten, risikoaffinen Mann und der fürsorglichen Frau, die nur wenig arbeiten möchte, um mehr Zeit mit ihrer Familie zu verbringen. Das Bild der weiblichen Zuverdienerin wird weiter zementiert.

Auf Crowdfunding-Plattformen wird an historisch und sozial stabilisierten Diskursen über Technologien und deren vermeintliche Neutralität und Rationalität festgehalten. Diese gründen auf dem über Jahrhunderte gewachsenen „liberale[n] Trennungsdispositiv“ (Sauer 2001: 5), das auf Annahmen einer strikten Dichotomisierung von Sphären wie Männlichkeit/Weiblichkeit und damit verbunden Rationalität/Emotionalität, Technik/Kultur und Moderne/Tradition beruht. Neben diesen klassischen Reproduktionen von binären Geschlechterordnungen, die sich entlang der Polarisierungen dieses Trennungsdispositivs bewegen, finden auch gegenwärtige Diskurse von Diversität und technikbedingter Meritokratie ihren Ausdruck in den diskursiven Darstellungen jener Plattformen. So werden beispielsweise Diversitätsmerkmale der Crowd besonders stereotyp und prägnant in Szene gesetzt; sie werden mit größerem Talent und mehr Leistung verbunden und sollen dadurch Wettbewerbsvorteile stärken.

Darüber hinaus werden Schwachstellen von Plattformen über die Darstellung spezifischer Geschlechtsideale diskursiv legitimiert. Gerade prekäre und auch umfangreich kritisierte Crowdfunding-Tätigkeiten werden idealisiert dargestellt. So wird nicht nur die vielfach öffentlich formulierte Kritik, durch Crowdfunding könne kaum mehr als ein Nebenverdienst erwirtschaftet werden, dadurch entkräftet, dass dies als Vereinbarkeits-Lösung für Frauen verherrlicht wird. Auch nicht-vergütete Arbeit, die aufgrund der Wettbewerbslogik mancher Plattformen die Regel darstellt, erfährt durch die Romantisierung von Wettbewerb und männlicher Gamification Akzeptanz.

Anschließend an gegenwärtige Debatten der feministischen Organisationsforschung (Riegraf 2019) können Plattformen ähnlich wie Organisationen nicht als grundsätzlich geschlechtsneutral oder vergeschlechtlicht angesehen werden. Vielmehr müssen kontextspezifische Umstände in den Blick genommen werden, in denen Geschlecht bedeutsam und an bestehende Hierarchien angepasst wird (vgl. ebd.: 1300). Dass dies nicht immer geradlinig und eindeutig verläuft, zeigt der Umstand, dass auf manchen Plattformen mit Männlichkeit verbundene, komplexe Arbeiten zwar einerseits besser vergütet werden, andererseits der Großteil der Crowdfundern entsprechend dieser Wettbewerbslogik aber völlig umsonst arbeitet. Allerdings wird hier der unbezahlten Arbeit, die in traditionellen Geschlechterverhältnissen eigentlich eher mit Weiblichkeit konnotiert wird, als spielerischer und kompetitiver Wettbewerb eine höhere Wertigkeit beigemessen.

Wenn Plattformen beispielsweise durch die scheinbar natürliche Verbindung von komplexen Aufgaben und Männlichkeit einerseits sowie Teilzeittätigkeit und Weiblichkeit andererseits tiefliegende Asymmetrien perpetuieren, stellt sich für weitergehende Forschung die Frage, inwiefern dies mit der Arbeitswirklichkeit von Crowdfundern zusammenhängt. Denn die oben angeführten Grundannahmen über die Potenziale der Digitalisierung zur Reduktion von Geschlechterungleichheiten werden durch die diskursive Reproduktion von stereotypen Bildern und Fähigkeiten in der Arbeitswelt vielmehr in ihr Gegenteil verkehrt. Durch die Bedeutsamkeit von Technik(-wissen) und deren Verbindung mit Männlichkeit zeigen sich vielmehr neue Risiken der Stabilisierung und Ver-

stärkung von Ungleichheiten und ihrer strukturellen Allgegenwärtigkeit. Und so ist auch eine gänzlich digitale Arbeitswelt keineswegs gefeit vor geschlechtsdifferenzierenden Ungleichheiten.

Korrespondenzadresse

elgen.sauerborn@uni-hamburg.de

Anmerkungen

- 1 Das vorliegende Papier entstand im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder. Das Projekt „Koordination selbstständiger Unselbstständigkeit: Erwerbsarbeit jenseits der Organisation im Internetzeitalter“ lief von 2015-2020 und wurde gefördert von der Fritz-Thyssen-Stiftung.
- 2 Dass die oftmals verherrlichte Ortsunabhängigkeit von Crowdfunding eher als ein Mythos zu bezeichnen ist, habe ich bereits an anderer Stelle gezeigt (Sauerborn 2019).

Literatur

- Acker, Joan (1990): Hierarchies, Jobs, Bodies. A Theory of Gendered Organizations. In: *Gender & Society* 4, 2, S. 139-158. <https://doi.org/10.1177/089124390004002002>.
- Adams-Prassl, Abi/Berg, Janine (2017): When home affects pay: An analysis of the gender pay gap among crowdworkers. In: *SSRN Electronic Journal*, S. 1-22. <https://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=3048711> (Zugriff: 24.03.2021). <https://doi.org/10.2139/ssrn.3048711>.
- Al-Ani, Ayad/Stumpp, Stefan (2015): Motivation und Durchsetzung von Interessen auf kommerziellen Plattformen. Ergebnisse einer Umfrage unter Kreativ- und IT-Crowdworkern. *HIIG Discussion Paper Series*, 2015, 5, S. 1-45. <https://doi.org/10.2139/ssrn.2699065>.
- Balsamo, Anne (2014): *Designing culture. The technological imagination at work*. Durham: Duke University Press.
- Bargetz, Brigitte (2016): *Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839425398>.
- Barzilay, Arianne R./Ben-David, Anat (2017): Platform Inequality: Gender in the Gig-Economy. In: *Seton Hall Law Review* 47, 2, S. 393-431. <https://doi.org/10.2139/ssrn.2995906>.
- Berg, Janine (2016): *Income security in the on-demand economy: Findings and policy lessons from a survey of crowdworkers*. Geneva: ILO.
- Bublitz, Hannelore (2019): Diskurstheorie: zur kulturellen Konstruktion der Kategorie Geschlecht. In: Kortendieck, B./Riegraf, B./Sabisch, K. (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 369-377. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_29.

- Büchner, Stefanie (2018): Zum Verhältnis von Digitalisierung und Organisation. In: *Zeitschrift für Soziologie* 47, 5, S. 332-348. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-0121>.
- Carstensen, Tanja (2008): Verändern virtuelle Welten die alten Genderstereotypen? Thesen aus dem Vortrag auf dem Symposium „Ingenieurkultur und Geschlechterrollen“ an der FH Kiel am 20. November 2008. <http://www.fh-kiel.de/fileadmin/data/technologietransfer/institut_frauenforschung/Tagungen/3Carstensen.pdf> (Zugriff: 24.03.2021). Content.de (2021), abrufbar unter: <<https://www.content.de/nebenjob-zuhause>> (Zugriff: 14.01.2021).
- Drüeke, Ricarda (2019): Digitale Medien: affirmative Geschlechterordnungen und feministische Interventionen. In: Kortendieck, B./Riegraf, B./Sabisch, K. (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1377-1384. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_82.
- Dubey, Alpana/Abhinav, Kumar/Hamilton, Mary/Kass, Alex (2017): Analyzing gender pay gap in freelancing marketplace. In: Beimborn, D./Sharma, R./Srivastava, S. C. (Hrsg.): *Proceedings of the 2017 ACM SIGMIS conference on computers and people research*. New York: Association for Computing Machinery, S. 13-19. <https://doi.org/10.1145/3084381.3084402>.
- Gerber, Christine/Krzywdzinski, Martin (2017): Schöne neue Arbeitswelt? Durch Crowdfunding werden Aufgaben global verteilt. In: *WZB Mitteilungen*, Heft 155, S. 6-9.
- Greef, Samuel/Schroeder, Wolfgang (2017): *Plattformökonomie und Crowdfunding: eine Analyse der Strategien und Positionen zentraler Akteure*. Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Fiverr (2021), abrufbar unter: <https://www.fiverr.com/start_selling> (Zugriff: 14.01.2021).
- Foong, Eureka/Vincent, Nicholas/Hecht, Brent/Gerber, Elizabeth M. (2018): Women (Still) Ask For Less: Gender Differences in Hourly Rate in Online Labor Marketplace. In: *Proceedings of the ACM on Human-Computer Interaction-CSCW* 2, 53, S. 1-19. <https://doi.org/10.1145/3274322>.
- Hensel, Isabell/Koch, Jochen/Kocher, Eva/Schwarz, Anna (2016): Crowdfunding als Phänomen der Koordination digitaler Erwerbsarbeit – Eine interdisziplinäre Perspektive. In: *Industrielle Beziehungen* 23, 2, S. 162-186.
- Howcroft, Debra/Bergvall-Kåreborn, Birgitta (2019): A Typology of Crowdfund Platforms. In: *Work, Employment and Society*, 33, 1, S. 21-38. <https://doi.org/10.1177/0950017018760136>.
- Hunt, Abigail/Samman, Emma (2019): Gender and the gig economy. Critical steps for evidence-based policy. ODI Working paper 546, S. 1-44.
- InnoCentive (2021), abrufbar unter: <<https://www.innocentive.com/offering-overview/>> (Zugriff: 14.01.2021).
- Kepler, Angela/Peltzer, Anja (2018): Film- und Fernsehanalyse. In: Akremi, L./Baur, N./Knoblauch H./Traue, B. (Hrsg.): *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 741-774.
- Kocher, Eva (2019): Crowdfunding: Ein neuer Typus von Beschäftigungsverhältnissen? Eine Rekonstruktion der Grenzen des Arbeitsrechts zwischen Markt und Organisation. In: Hensel, I./Schönefeld, D./Kocher, E./Schwarz, A./Koch, J. (Hrsg.): *Selbstständige Unselbstständigkeit. Crowdfunding zwischen Autonomie und Kontrolle*. Baden-Baden: nomos, S. 175-215. <https://doi.org/10.5771/9783845293356-173>.
- Kutzner, Edelgard (2017): *Arbeit und Geschlecht. Die Geschlechterperspektive in der Auseinandersetzung mit Arbeit – aktuelle Fragen und Herausforderungen*. Working Paper Forschungs-

- förderung. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.
- Kutzner, Edelgard (2018): Digitalisierung von Arbeit als „Baustelle“ einer geschlechterbezogenen Arbeitsforschung. Transformationsprozesse in der Büroarbeit. In: *Arbeits- und Industriesoziologische Studien* 11, 2, S. 211-228.
- Kutzner, Edelgard/Schnier, Victoria (2017): Geschlechterverhältnisse in Digitalisierungsprozessen von Arbeit. Konzeptionelle Überlegungen und empirische Fragestellungen. In: *Arbeit* 26, 1, S. 137-157. <https://doi.org/10.1515/arbeit-2017-0007>.
- Leimeister, Jan M./Durward, David/Zogaj, Shkodran (2016): Crowdworker in Deutschland: Eine empirische Studie zum Arbeitsumfeld auf externen Crowdsourcing-Plattformen. Hans-Böckler-Stiftung, Reihe 323.
- Meier, Stefan (2017): Onlinediskurs-Analyse. In: Mikos, L./Wegener, C. (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. 2. Auflage. Konstanz: UVK, S. 484-493.
- Oliveira, Deborah (2017): Gender und Digitalisierung. Wie Technik allein die Geschlechterfrage nicht lösen wird. Working Paper Forschungsförderung. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.
- Pongratz, Hans J./Bormann, Sarah (2017): Online-Arbeit auf Internet-Plattformen. Empirische Befunde zum ‚Crowdworking‘ in Deutschland. In: *Arbeits- und Industriesoziologische Studien* 10, 2, S. 158-181.
- Reichertz, Jo/Engler, Carina Jasmin (2011): Einführung in die qualitative Videoanalyse. Eine hermeneutisch-wissenssoziologische Fallanalyse. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92053-5_6.
- Riegraf, Birgit (2019): Organisation und Geschlecht: wie Geschlechterasymmetrien (re)produziert und erklärt werden. In: Kortendieck, B./Riegraf, B./Sabisch, K. (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1299-1308. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_88.
- Sauer, Birgit (2001): Öffentlichkeit und Privatheit revisited. Grenzziehungen im Neoliberalismus und die Konsequenzen von Geschlechterpolitik. In: *Kurswechsel* 4, S. 5-11
- Sauerborn, Elgen (2019): Digitale Arbeits- und Organisationsräume. Räumliche Dimensionen digitaler Arbeit am Beispiel Crowdworking. In: *Arbeit* 28, 3, S. 241-262. <https://doi.org/10.1515/arbeit-2019-0016>.
- Schönefeld, Daniel/Hensel, Isabell (2019): Autonomie und Kontrolle – Crowdworking „im Dazwischen“. Einführung in den Sammelband. In: Hensel, I./Schönefeld, D./Kocher, E./Schwarz, A./Koch, J. (Hrsg.): *Selbstständige Unselbstständigkeit. Crowdworking zwischen Autonomie und Kontrolle*. Baden-Baden: nomos, S. 11-39. <https://doi.org/10.5771/9783845293356-9>.
- Schönefeld, Daniel/Hensel, Isabell/Koch, Jochen/Kocher, Eva/Schwarz, Anna (2017): Jobs für die Crowd. In: Koch, J./Kocher, E./Weber, K. (Hrsg.): *Arbeit | Grenze | Fluss – Work in Progress interdisziplinärer Arbeitsforschung*. Frankfurt (Oder): Europa-Universität Viadrina, S. 3-21.
- Schünzel, Anja/Traue, Boris (2019): Websites. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1001-1013. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4_71.
- Statistisches Bundesamt (2019): Beendete Leistungsbezüge für Geburtszeiträume – Länder, Geburten, Väterbeteiligung am Elterngeld. <<https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Elterngeld/Tabellen/zeitreihe-elterngeld.html>> (Zugriff: 24.03.2021).
- Topcoder (2019), abrufbar unter: <<https://www.topcoder.com/about/community>> (Zugriff: 15.08.2019).
- Traue, Boris/Pfahl, Lisa/Schürmann, Lena (2019): Diskursanalyse. In: Baur,

- N./Blasius, J. (Hrsg.): Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 565-583. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4_38.
- Unterhofer, Ulrike/Welteke, Clara/Wrohlich, Katharina (2017): Elterngeld hat soziale Normen verändert. In: DIW Wochenbericht 2017, 34, S. 659-668.
- Upwork (2020), abrufbar unter: <https://www.upwork.com/ppc/video-portal/#freelancers> (Zugriff: 09.04.2020).
- Wajcman, Judy (1994): Technik und Geschlecht. Die feministische Technikdebatte. Frankfurt/M./New York: Campus.
- Youtube (2018), abrufbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=1RclRxE9GY4> (Zugriff: 07.05.2019).

Natalie Sontopski

Siri, warum kannst Du nicht wütend werden? Strategien der Spekulation als Instrument feministischer Praxis

Zusammenfassung: Die Diskussion rund um digitale Technologien, insbesondere die um künstliche Intelligenz, ist von Spekulation geprägt, da noch niemand sagen kann, wie nachhaltig sie unsere Gesellschaft transformieren werden. Was jedoch fehlt ist ein feministischer Blickwinkel auf die Strategien der Spekulation. Das in diesem Artikel umrissene Forschungsprogramm möchte anhand der empirischen Installation *MiauMiau* eine spekulativ-feministische Methode als kritisches Instrument vorstellen, um Limitierungen aktueller Diskurs-Strategien über technologische Potenziale und soziale Ungleichheit zu analysieren. Dadurch kann dazu beigetragen werden, zukünftig Spekulation als Methode feministischer Kritik zu nutzen.

Schlagwörter: Technofeminismus; Spekulation; Künstliche Intelligenz; Technologie; Designsoziologie.

Siri, why can't you get angry? Strategies of Speculation as an Instrument of Feminist Practice

Abstract: Speculation shapes the discourses about digital technologies, notably the debate about artificial intelligence, since nobody can predict how AI will transform our society in the long term. However, what is missing in this discourse is a feminist perspective on strategies of speculation. The approach described in this article aims to introduce a speculative-feminist method as a critical instrument to analyse the limits of current discourse strategies about technological potentials and social inequality. Finally, the article aims to contribute towards the establishment of speculation as a practice-based approach for use in feminist critique.

Keywords: technofeminism; speculation; Artificial Intelligence; technology; design sociology.

Siri, warum bist Du weiblich?

Siri, Alexa, Cortana – die letzten Jahren haben einen Boom an intelligenten Sprachassistent*innen gesehen, die Unterstützung im Alltag versprechen. Es existieren auch Systeme, die für wesentlich komplexere Prozesse eingesetzt werden: So trat IBMs künstliche Intelligenz (KI) Watson in der TV-Quizshow „Jeopardy“ gegen menschliche Mitspieler*innen an, während die KI Einstein für das Unternehmen Salesforce komplexe Datenanalysen erstellt. Gilt etwa auch für KI: Frauen assistieren, Männer machen? Wird die Abwertung weiblicher Eigenschaften sowie die Objektivifizierung von Frauen bei künstlicher Intelligenz reproduziert? (vgl. Vlahos 2019: 130f)

Diese Frage war der Ausgangspunkt für *MiauMiau*: Ein Prototyp für eine fiktive feministische Sprachassistentin, mit der Nutzer*innen interagieren konnten. *MiauMiau* nutzt dafür spekulatives Design, um die Beziehung zwischen Gestaltung und Stereotypen zu beleuchten. Das Projekt war jedoch nicht nur eine künstlerische Arbeit, sondern gleichzeitig auch ein Experiment, um herauszufinden: Lassen sich Strategien der Spekulation in feministische Forschung zu KI einbinden?

Die Diskussion rund um KI ist von Spekulation geprägt, da niemand sagen kann, wie nachhaltig sie unsere Gesellschaft transformieren wird. Allerdings werden Produkte wie Siri in unseren Alltag integriert, ohne dass hinterfragt wird, warum bei ihnen Weiblichkeit mit Assistenz, Care-Arbeit und Kommunikation assoziiert wird (vgl. Sternberg 2018). Die weiblichen Voice-Interfaces von Siri & Co. spiegeln ein traditionelles Rollenverständnis wieder, bei dem vermeintlich ‚natürliche‘ Verbindungen von geschlechtsspezifischen Eigenschaften mit bestimmten Aktivitäten dafür gesorgt haben, dass Frauen vergleichsweise öfter mit *low-level jobs* assoziiert werden als Männer (vgl. Bergermann 2018: 341f).

Kritische Forschung zu KI wie die von Ruha Benjamin (2019) oder Neda Atanasoski und Kalindi Vora (2019) verdeutlicht, dass eine technofeministische Untersuchung überfällig ist, um die Schnittstellen von KI mit Gender-Macht-Strukturen vor dem Hintergrund von Gegenwarts- und Zukunftsspekulation zu untersuchen.

Dieser Artikel beginnt mit der Frage, wie sich Kritik an der genderspezifischen Entwicklung von KI darstellen lässt. Dazu sollen zunächst verschiedene Strategien der Spekulation vorgestellt und diskutiert werden. Im Anschluss daran soll anhand von *MiauMiau* beispielhaft gezeigt werden, wie spekulativ-feministische Forschung in die Praxis überführt werden kann. Dieser Artikel möchte damit einen akademischen Diskurs über spekulative Forschung zu Geschlecht und KI innerhalb der deutschen Forschungslandschaft anstoßen und ein Beitrag zur Etablierung praxisbasierter spekulativer Methoden zu diesem Thema leisten.

Lassen sich Geschlecht und KI trennen?

Technologien wie KI können als mit Kategorien verbundene Aktivitäten charakterisiert werden, durch die Individuen unterteilen und definieren: Alter, Bildung, Beruf – und Geschlecht (vgl. Lerman 2003: 3). Die Kategorie Geschlecht bietet jedoch nicht nur die Möglichkeit, Individuen und Artefakte in Kategorien zu sortieren, sondern auch die, ihnen Macht in bestimmten Kategorien zuzuschreiben (vgl. ebd.: 5). Durch eine Ordnung des Denk- und Sagbaren wird geregelt, was als (un)weiblich kategorisiert wird. Der Diskurs reguliert demnach durch die Kategorisierung in ‚weibliche‘ Attribute Zugänge und Machtpositionen (vgl. Foucault 1977). Feministische Perspektiven aus Soziologie und Science and Technology Studies (STS) setzen hier an, um die komplexen Mechanismen von Macht und Ideologie innerhalb des Diskurses nuanciert zu analysieren und zu

untersuchen, wie die hierarchisch gegenderte soziale Ordnung etabliert wird (vgl. Cockburn 1988; Leigh-Star 1990; Paulitz 2012; Ernst-Horwarth 2014; Faulkner 2014).

Feministische Perspektiven auf Technologie

Mit der Etablierung des Computers in Arbeitswelt und Gesellschaft sowie neuen digitalen Technologien begann sich ab den 1990er Jahren eine Beschäftigung mit KI aus feministischer Perspektive zu entwickeln (vgl. Adam 1998). Ebenfalls in den 1990er Jahren erlebte der Cyberfeminismus seinen Höhepunkt, wie sich in den Arbeiten von Donna Haraway, Judith Butler oder Sadie Plant widerspiegelt (vgl. Haraway 1985; Butler 1990; Plant 1998). Judy Wajcman lieferte 2004 darauf aufbauend eine Analyse der technologischen Gender-Politik: Sie argumentiert, dass technowissenschaftliche Fortschritte die Beziehung von Frau und Maschine radikal transformiert haben, aber weniger die Technologie selbst als vielmehr feministische Politik dazu beigetragen habe. Ausgehend von einem materialistischen Ansatz stellt sie fest, dass Frauen in den Sphären des Einflusses fehlen, einem Schlüsselement der Gender-Macht-Beziehungen (vgl. Wajcman 2004: 41). Das erkläre, warum selbst die visionärsten Futuristen in ihren Zukunftsszenarien Haushaltsführung und Care-Arbeit unverändert sehen. Die techno-utopischen Strategien des *space-age* scheinen lediglich für einen *technological fix* bestimmt, nicht für einen sozialen Wandel hin zu einer gleichberechtigten Geschlechterpolitik (vgl. ebd.: 118). Statt also technologische Innovation zur Priorität von Technologie zu erklären, sollten Technologien als Werkzeuge für politische Organisation und Gründung neuer feministischer Gemeinschaften re-interpretiert werden: „The promise of technofeminism, then, is twofold. It offers a different way of understanding the nature of agency and change in a post-industrial world, as well as the means of making a difference.“ (ebd.: 130)

Die Entzauberung künstlicher Intelligenz

Eine zunehmenden Beschäftigung der feministischen Techniksoziologie und STS mit KI führte in den letzten Jahren zu einer Debatte über Geschlecht und KI, bei dem drei Forschungsschwerpunkte in den Fokus rückten: Erstens Sex und KI (vgl. Devlin 2018; Gersen 2019; Nyholm 2017; vgl. Atanasoski/Vora 2019; Benjamin 2019; Bergermann 2018; Bolukbasi et al. 2016; Buolamwini/Gebru: 2018; D'Ignazio/Klein 2019), worunter die Übernahme von Diskriminierungen aus Datensätzen in Softwareprogramme verstanden wird und zweitens Darstellung und Design von KI (vgl. Buchmüller 2014; Cave/Dihal 2020; Strenger/Kennedy 2020), wobei sich die Schwerpunkte überlappen können. Insbesondere durch Werke wie „Gender Shades“ (Buolamwini/Gebru 2018) oder „Race after Technology“ (Benjamin 2019) wurde die Debatte über Reproduktion diskriminierender Strukturen und Stereotype innerhalb von KI angestoßen. Damit wird

der weit verbreitete Mythos, dass technologischer Fortschritt immer positiv für die Gesellschaft sei, entzaubert und ein in KI inhärenter Bias offengelegt.

Bislang finden sich jedoch nur wenige Forschungsprojekte in diesem Feld, welche die akademische Debatte in die Praxis überführen. Das wohl prominenteste Beispiel für solch ein Unterfangen ist die Arbeit von Charlotte Webb und Josie Young. Deren Projekt „Feminist Internet“, ein aktivistisches Kollektiv, das an der Schnittstelle von Kunst, Technologie und Gesellschaft arbeitet, macht mit Aktionen wie „fxa“, einem feministischen Chatbot, auf die Verwobenheit von Technologie und Geschlecht aufmerksam. Das „Feminist Internet“ verlässt den Raum der Theorie für einen praxisbasierten und spekulativen Ansatz feministischen Aktivismus und eröffnet dadurch neue Forschungsmethoden.

Im Folgenden soll deswegen untersucht werden, wie Spekulation als Methode feministischer Kritik eingesetzt werden kann, um ähnliche interdisziplinär-aktivistische Projekte in der soziologischen Forschung anzustoßen.

Künstliche Intelligenz neu denken

Geschlecht und KI haben nie separat existiert. Bereits Turing entwickelte die Idee für den Turing-Test (1950) auf Grundlage eines Gesellschaftsspiels, dessen Ziel es war, männliches oder weibliches Geschlecht zu imitieren (vgl. Shah/Warwick 2016). Und in Science-Fiction Filmen wie „Metropolis“ (1927), „Terminator“ (1984) oder „Ex Machina“ (2015) begegnet Zuschauer*innen eine gegenderte Darstellung von KI, sei es als muskelbepackte Kampfmaschine oder sexuell promiskuitive Verführerin. Geschlecht „schlendert“ in Zusammenhang mit KI in der angewandten Praxis sowie in Kultur, Fiktionen und Film scheinbar unweigerlich in den Diskurs herein (Bergermann 2018: 393). Finden sich Gegenentwürfe zu diesen stereotypen Repräsentationen im popkulturellen Diskurs? Spekulation im Sinne einer experimentellen und hypothetischen, über die erfahrbare Wirklichkeit hinausgehende Gedankenführung wird in Verbindung mit Technologie vor allem in der Science-Fiction verortet. Die feministische Science-Fiction zum Beispiel hat das Potenzial spekulativer Strategien schon in den 1960er Jahren aufgegriffen, um Machtverhältnisse zu kritisieren, insbesondere Ursula K. LeGuin, die in „The Left Hand of Darkness“ (1969) eine Gesellschaft der Androgynität entwirft.

Und es gibt Ansätze, Theorie und Methoden der Spekulation in der Forschung einzusetzen. Zum Beispiel bei Donna Haraway, die sich in „Staying with the Trouble“ (2016) beeinflusst von Science-Fiction, spekulativem Feminismus und Fadenfiguren, für eine kollektive, kollaborative und artenübergreifende Praxis imaginativer Revidierungen ausspricht. Es sei so möglich, durch Prozesse, Möglichkeiten oder Methodologien innerhalb der Gegenwart an einer noch ungeschriebenen Zukunft zu arbeiten. „Perhaps it is precisely in the realm of play, outside the dictates of teleology, settled categories, and function, that serious worldliness and recuperation become possible.“ (Haraway 2016: 45). In den Designwissenschaften wiederum beschränkt Dunne und Rabe 2013 mit ihrem Entwurf des spekulativen Designs neue Wege der Auseinandersetzung

mit Technologie und Gesellschaft. Lassen sich davon ausgehend Strategien der Spekulation als Möglichkeit feministischer Kritik diskutieren, um die gender-spezifische Darstellung von KI wirksam anzuzweifeln?

Strategien der Spekulation

Muss Siri mit einer weiblichen Stimme sprechen? Oder kann es sein, dass selbst eine innovative Technologie wie KI klischeehafte Geschlechterstereotype bedient? Laut Ulrike Bergermann ist unsere Vorstellung von Arbeit mit Bildern von Geschlecht verbunden (vgl. 2018: 341). Das trifft ebenfalls zu, wenn es um Arbeit geht, die Maschinen verrichten. Zum Beispiel die Vielzahl an femino-iden Interfaces, welche innerhalb des letzten Jahrzehnts den Markt erobert haben: Siri, Alexa oder Cortana – Dienstleister*innen, Kommunikationshilfen und Servicekräfte in einem, programmiert zu Hilfsbereitschaft und Höflichkeit: „Die Verdinglichung von Frauen und ihre Objektifizierung [...] diene letztlich nur weiterer Ausbeutung von realen Frauen sowie der Abwertung konventionell ‚weiblicher‘ Eigenschaften.“ (ebd.: 343) Ist es darüber hinaus nicht bedenklich, dass die Entwickler*innen dieser Assistenzprogramme bei der Programmierung eigenmächtig entscheiden, was als weiblich gilt und was nicht? (vgl. Adam 1998: 89) Muss das wirklich so sein? Oder geht es auch anders? Zum Beispiel durch den Einsatz von spekulativen Strategien zur Entwicklung von objektiveren KI-Anwendungen? Davor stellt sich jedoch erst die Frage nach geeigneten Strategien der Spekulation. Die folgende Auswahl an Strategien der Spekulation gibt einen Überblick, so dass anschließend diskutiert werden kann, welche sich für eine feministische Kritik an KI nutzen lassen.

Das Experiment

Experimentelle Gedankenführung kennt die Soziologie zum Beispiel in Form von Krisenexperimenten. Harold Garfinkels Ethnomethodologie (1967) hatte das Ziel mit Hilfe von Krisenexperimenten Praktiken der Herstellung normaler Interaktionsordnungen sichtbar zu machen. Es lässt sich ein gewisser spekulativer Charakter in dieser Methode zum Hinterfragen unausgesprochener sozialer Regeln erkennen. Der Status quo wird in den Krisenexperimenten durch unerwartete Aktionen der Forschenden wie zum Beispiel formales Benehmen im intimen Familienkreis angezweifelt (vgl. ebd.: 46f.). Ein anderes Experiment bestand darin, dass Student*innen Garfinkels in alltäglichen Interaktionen jede Äußerung wortwörtlich nahmen (vgl. ebd.: 42f.). Die uneingeweihten Teilnehmer*innen der Experimente reagierten irritiert, zuweilen fast schon aggressiv auf das Verhalten und legten so unausgesprochene soziale Normen offen (vgl. ebd.: 48). Es ging also im Kern dieser Experimente um die Frage, warum Individuen sich auf eine bestimmte Weise verhalten oder äußern.

Karin Knorr-Cetinas Studie „Die Fabrikation von Erkenntnis“ (1995) wiederum untersucht die Wissensproduktion in naturwissenschaftlichen Forschungs-

einrichtungen, in denen Experimente ein wesentlicher Bestandteil sind. Sie benutzt ein sehr spezifisches Vokabular bei ihren Beschreibungen: Das Labor, ein „virtual space“, sei ein „storage room“ für „stage props“, vergleichbar mit einer Bühne, auf der von Zeit zu Zeit Stücke aufgeführt werden (vgl. ebd.:35). Die Objekte, welche auf diese Bühne gezeigt werden, sind „players of the social form“. Aus diesem Grund vergleicht Knorr-Cetina den Bezug der Experimente zur realen Welt mit einer Aufführung: „real-time laboratory experiments bear the same kind of relationship to reality as the war game bears to real war or computer simulations to the system being modeled: they stage the action.“ (ebd: 34).

Betrachtet man Spekulation als eine hypothetische, über die erfahrbare Wirklichkeit hinausgehende Gedankenführung, so lassen sich sowohl bei Garfinkel als auch bei Knorr-Cetinas spekulative Elemente identifizieren. Zwar gehen sie nicht über die erfahrbare Wirklichkeit hinaus, sind jedoch von einer Art der experimentellen Gedankenführung, welche die erfahrbare Wirklichkeit zumindest dehnt.

Utopie als Methode

Kann Utopie als Methode einer imaginären Neuordnung der Gesellschaft dienen? Als Prozess, der sich konkreten Diskussionen und politischen Institutionen zuwendet und so in einen soziologischen Kontext integriert werden kann? Die Soziologin Ruth Levitas begreift Utopie nicht als Ziel, sondern als Methode, die sich mit Möglichkeiten und Bedingungen einer besseren Welt auseinandersetzt (vgl. Levitas 2013: 149). Ihre Methode der Utopie zur imaginären Neuordnung der Gesellschaft (IROS) fokussiert Utopie als einen Prozess und umfasst die folgenden drei Modi: Im Mittelpunkt des *archäologischen Modus* steht die Überprüfung politischer Diskurse. Welches sind zum Beispiel Modelle für eine gerechte und nachhaltige Gesellschaftsordnung? Im Mittelpunkt des zweiten, *architektonischen Modus* stehen dagegen holistische Modelle, die Alternativen zu Ergebnissen und Befunden des ersten Modus darstellen. Diesen beiden Modi wiederum liegt der *ontologische Modus* zugrunde, der durch die essenzielle Fähigkeit begründet ist, eine imaginäre Neuordnung von Gesellschaft zu leisten:

Imagine ourselves otherwise is not an impossible project; we do it all the time. We play routinely with narratives of self that place us in other relationships, with better bodies and more money, in smarter houses, as more effective operators in the world. (Levitas 2010: 544)

IROS eignet sich laut Levitas vor allem für Kritik an sozialen oder kulturellen Prozessen und den Anstoß von Veränderungen auf dieser Grundlage. Aktuelle Missstände können auf diese Weise kritisch evaluiert werden. Durch IROS kann sich zukünftigen Entwicklungsprozessen der Gesellschaft diskursiv angenähert

werden, um darauf aufbauend mögliche Zielvorgaben für diese zu entwickeln (vgl. Levitas 2007: 57).

Das Wizard-of-Oz Experiment

Akteur*innen in den Bereichen Design oder Informatik stehen oftmals vor dem Problem, Prototypen auf Nutzer*innenfreundlichkeit und Bedienbarkeit testen zu müssen, ohne jedoch die entsprechende Software zur Verfügung zu haben. Daher rührte die Idee, Software durch eine*n versteckte*n menschliche*n Operator*in zu simulieren. Das sogenannte Wizard of Oz-Experiment ist inspiriert von der Geschichte „The Wonderful Wizard of Oz“ (Baum 2003 [1900]), in der der Zauberer Oz die Stadt Emerald City in Gestalt eines gigantischen Kopfes regiert – dieser wird allerdings von einem alten Mann bedient, der, versteckt von der Öffentlichkeit, Fäden zieht, um Augen oder Mund des Kopfes zu öffnen. Nach diesem Prinzip funktionieren auch die gleichnamigen Experimente: Subjekte, welche an dem Experiment teilnehmen, interagieren mit einem scheinbar autonomen Computersystem, das aber in Wirklichkeit teilweise oder ganz von einem versteckten Menschen, dem *wizard*, operiert wird. Der Vorteil dieser Methode ist die Authentizität der gesammelten Daten (vgl. Petrik 2004: 7): Da der Versuchsaufbau eine realistische Situation für die teilnehmenden Nutzer*innen darstellt, kann dasselbe Verhalten beobachtet werden wie gegenüber einem tatsächlich implementierten System (vgl. Hajdinjak/Mihelic 2003; Law et al. 2017). Prototypen können mit Hilfe dieses Experiments schnell und unkompliziert entwickelt werden, um zum Beispiel bestimmte Designs zu testen.

Spekulatives Design

Zwischen Design und der Lösung von Problemen besteht eine starke Assoziation (vgl. Dunne/Raby 2013). Aber konfrontiert mit solchen enormen Herausforderungen wie Klimawandel, Überbevölkerung oder Wasserknappheit wird klar, dass diese nur schwer lösbar sind. Anstatt aufzugeben, empfehlen Dunne und Ruby neue Möglichkeiten: Die Nutzung von Design, um über „Was wäre wenn“-Szenarien zu spekulieren. Dieses *spekulative Design* kann als Katalysator dienen, um kollektiv an der Re-Definition gesellschaftlicher Beziehungen zur Realität zu arbeiten.

Spekulatives Design ist dadurch in den letzten Jahren verstärkt als Strategie in den Mittelpunkt getreten, die es erlaubt, die Rolle von Objekten in der Gesellschaft kritisch zu reflektieren und den Status quo etablierter Perspektiven anzuzweifeln. Die Methode wird beispielsweise eingesetzt, um imaginäre Zukunftsszenarien zu konfigurieren, deren Eintreten ungewiss ist. Dafür bedient sich das spekulative Design provokativer, bewusst simpler Fragestellungen (vgl. Dunne/Raby 2013: 3). Es geht bei dieser Methode dabei ausdrücklich nicht darum, in den Bereich purer Fantasie abzudriften oder die Zukunft vorherzu-

sagen. Stattdessen möchte sie durch den Ansatz des Spekulierens Maßnahmen anregen, welche die Wahrscheinlichkeit einer bevorzugten Zukunft erhöhen. Dafür bedient sich die Methode über den Tellerrand des Designs hinaus bei zukunftsorientierten Feldern wie Kino, Literatur oder Kunst

to explore, hybridize, borrow, and embrace the many tools available for crafting not only things but also ideas – fictional worlds, cautionary tales, what-if scenarios, thought experiments, counterfactuals, reductio ad absurdum experiments, prefigurative futures, and so on. (ebd.: 19)

Die erarbeiteten Szenarien dienen also nicht zwingend der Suche nach einer Lösung des Problems, sondern als Kritik, anhand derer Möglichkeiten für alternative Entwicklungen aufgezeigt werden (ebd.: 5). Spekulatives Design kann zum Beispiel sinnvoll eingesetzt werden, um die Öffentlichkeit mit Wissenschaft und Technologie interagieren zu lassen, ihr Verständnis von neuen Technologien zu erforschen und die Vorteile und Risiken solcher Technologien zu erforschen: „Design can play a role in highlighting what might happen if behavior does not change, what can be achieved if it does, or simply communicating what needs to change and how.“ (ebd.: 161)

Designsoziologie

Spekulatives Design ist zudem die Grundlage für eine von Deborah Lupton (2018) skizzierte Designsoziologie. Sie argumentiert, dass empirische Forschungsmethoden für eine weite Bandbreite soziologischer Forschungsinteressen relevant sein müssen, insbesondere dann, wenn angewandte Forschung versucht das Engagement von Individuen mit Objekten, Systemen oder Services zu verstehen. Im Gegensatz zur Soziologie des Designs, die erforscht wie Künstler*innen sich mit dem Design von Objekten auseinandersetzen, haben sich laut ihr bislang nur wenige Soziolog*innen mit einer Soziologie innerhalb von Design-Forschungsmethoden auseinandergesetzt, um Alltagspraktiken zu untersuchen. Dabei eignen sich Methoden aus dem Feld des Designs sehr gut, um beispielsweise inhärente politische Dimensionen und Machtbeziehung von Designpraktiken zu untersuchen (vgl. Lupton 2018: 3). Solche Designmethoden seien ein spielerischer Weg, um Akteur*innen für sozialwissenschaftliche Forschung zu gewinnen und die Chance Imaginationen und materielle Beschäftigungen mit Zukunft sowie die Beziehung zwischen Vorstellungen und Praktiken herauszuarbeiten:

Incorporating design research approaches into sociologies of practice and futures expands the repertoire of methods that can be used to identify and understand the complexities of the entanglements between humans, objects, and systems. (ebd.: 6)

Eine feministische Strategie der Spekulation

Die Krisenexperimente Garfinkels hatten die Beleuchtung sozialer Normen innerhalb gesellschaftlich etablierter Interaktionsordnungen als Ziel. Im Gegensatz dazu soll eine hypothetische Gedankenführung zu KI in einem feministischen Kontext nicht genutzt werden, um die Etablierung von alltäglichen Interaktionsordnungen zu analysieren. Der Einsatz von spekulativen Strategien soll hierbei vielmehr einer kritischen Erkundung des Status quo dienen: Wieso trägt die Mehrheit intelligenter Sprachassistenten einen weiblichen Namen und besitzt einen nach stereotyp weiblichen Eigenschaften entworfenen Charakter? Spekulative Forschung kann hier ansetzen, um Mensch-Maschine-Beziehungen neu zu denken und alternative Modelle zu erforschen. Technologie zeichnet sich schließlich per se durch einen kontingenten, spekulativen Charakter aus, da jeder technologische Fortschritt gleichzeitig von sowohl Optimismus als auch Verunsicherung über an ihn gekoppelten Effekte für Wirtschaft und Gesellschaft begleitet wird. Das trifft in besonderem Maße auf KI zu, über die nicht nur Ingenieure oder Philosophen seit Jahrhunderten spekulieren. Unzählige Science-Fiction-Bücher und -Filme widmen sich Zukunftsszenarien, in denen KI eine elementare Rolle spielt. Auf Grund des utopischen Charakters, der KI-Technologien umgibt, scheint es nahe zu liegen, Spekulation auch als Methode wissenschaftlicher Kritik an KI zu nutzen.

In Abgrenzung zur geschlossenen, „simulierten“ (Knorr-Cetina 1995: 34) Umgebung des Labors kann spekulative Forschung Zugang zu sonst verschlossenen, zeitlich begrenzten oder inoffiziellen Feldern der realen Welt eröffnen. Und während IROS eine in der Theorie verortete Methode ist, verfolgen Designsoziologie und spekulatives Design Elemente einen praxisbasierten Ansatz. Diese Strategien setzen statt auf Hinnahme des Status quo auf kollektiv entwickelte, imaginären Zukunftsszenarien, die für aktuelle Missstände sensibilisieren. Kombiniert mit dem Einsatz von Wizard-of-Oz-Experimenten lässt sich so die genderspezifische Darstellung von KI in einem feministischen Kontext analysieren sowie technologische Dispositive kritisch hinterfragen.

Hallo *MiauMiau*

Wie können nun Strategien der Spekulation konkret genutzt werden, um Kritik an der Repräsentation von Geschlecht bei KI zu formulieren? Als Beispiel soll die Installation *MiauMiau* vorgestellt werden. Dabei handelt es sich um eine interdisziplinäre Kollaboration des Komplexlabors Digitale Kultur mit der Industrie-Designerin Amelie Goldfuß: Ein fiktiver Prototyp eines*r intelligenten Sprachassistenten*in interagiert im Rahmen einer erfahrbaren Installation mit Nutzer*innen, um durch Irritationseffekte für Geschlechterpolitik bei KI zu sensibilisieren.

MiauMiau: Spekulation in der Praxis

In einem Pavillon, den Blicken von außen durch rosa Samtvorhänge entzogen, ruht auf einer Stele *MiauMiau*. Äußerlich orientiert sich das Objekt am zylinderförmigen Design anderer Systeme wie Google Home Assistant oder Amazon Echo; nur dass *MiauMiau* anstatt von einer glatten Kunststoffbeschichtung von flauschigem Kunstfell umhüllt ist, unter dem sichtbares Licht pulsiert. Besucher*innen präsentiert sich *MiauMiau* als Prototyp einer intelligente Sprachassistentin, mit der sie ein Gespräch führen können. Hinter *MiauMiau* steckt allerdings keine KI, sondern eine Schauspielerin. Diese sitzt, unsichtbar für Nutzer*innen, in einem separaten Raum und kommuniziert als *MiauMiau* über Funk.

Im Fokus der Installation steht die Frage, wie Nutzer*innen auf ein KI-System mit weiblicher Stimme reagieren, deren Charakter sich nicht an stereotyp weiblichen Eigenschaften orientiert. Statt serviceorientiert ist *MiauMiau* faul, statt höflich abrupt und schroff, statt hilfsbereit verwirrend und statt empathisch frech. Inspiration für den Charakter waren Katzen, die als generell unabhängig und unberechenbar gelten. Daraus ergibt sich auch der Name und die plüschige Gestaltung *MiauMiaus*. Im Gegensatz zu Siri & Co. behält sich *MiauMiau* außerdem bei rassistischen, sexistischen oder diskriminierenden Äußerungen das Recht vor, das Gespräch abubrechen. Dies soll Nutzer*innen Grenzen aufzeigen – würden sie mit einem Menschen face-to-face ebenfalls solche Sprache benutzen?

Von Beginn an war klar, dass *MiauMiau* sowohl als Kritik an der Geschlechterpolitik intelligenter Sprachassistenten in Form einer künstlerisch-ästhetischen Erfahrung verstanden und gleichzeitig als Werkzeug soziologischer Forschung eingesetzt werden soll. Für eine empirische Forschungsgrundlage wurden die Interaktionen deswegen (mit Einwilligung der Nutzer*innen) aufgezeichnet und im Nachgang transkribiert. Daneben füllten Nutzer*innen jeweils einen Fragebogen aus, der nach dem eigenen Nutzungsverhalten von intelligenten Sprachassistent*innen fragte sowie um eine Bewertung der Interaktion und des Designs von *MiauMiau* bat. Die durch die Fragebögen erhobenen Informationen sollten helfen, die Interaktionen besser einzuordnen und zu analysieren.

MiauMiau wurde das erste Mal im November 2019 bei der Convention „KI & Wir*“ in Magdeburg aufgebaut. Diese Veranstaltung diente als Pre-Test, um Abläufe und Interaktionen nach Bedarf für künftige Nutzung zu optimieren. Danach sollte *MiauMiau* 2020 auf verschiedenen Veranstaltungen ausgestellt und dabei Daten erhoben werden. Diese Daten sollten im Laufe des Jahres ausgewertet werden und die Grundlage für die Entwicklung und Programmierung einer automatisierten Version von *MiauMiau* bilden. Durch die Covid-19-Pandemie und die dadurch resultierende Absage öffentlicher Veranstaltungen ab Mitte März 2020 kam die Datenerhebung allerdings erst einmal zum Stillstand. Deswegen existiert als Datengrundlage momentan¹ nur ein Sample von 33 aufgezeichneten, durchschnittlich circa zwei Minuten kurzen, Nutzer*innen-Interaktionen plus 33 ausgefüllte Fragebögen. Das Sample besteht aus Besucher*innen der Convention, die *MiauMiau* ausprobiert haben. Dadurch kam ein vielfälti-

ges Sample zustande, das verschiedene Altersgruppen von Kindern bis hin zu Senior*innen, verschiedene Bildungsniveaus, verschiedene Nationalitäten und ein relativ ausgeglichenes Geschlechterverhältnis umfasst.

Das Thema, das in fast allen Interaktionen auftauchte, war Arbeit. Meistens wurden Interaktionen mit „Wie geht es dir, *MiauMiau*?“ eingeleitet, woraufhin *MiauMiau* in der Regel mit „Ich muss arbeiten“ antwortete. Daraufhin kam fast immer die Frage „Was arbeitest Du?“, was *MiauMiau* mit „Ich bin eine künstliche Intelligenz“ beantwortet. Viele Nutzer*innen lachten daraufhin. Sie schienen allerdings keinen Zusammenhang zwischen *MiauMiaus* Aktivitäten und Lohnarbeit zu sehen. Es lassen sich hier Parallelen zur mangelnden Anerkennung von Reproduktions- und Care-Arbeit ziehen. Diese Tätigkeiten sind im gesellschaftlichen Diskurs hauptsächlich ‚weiblich‘ konnotiert und auch ihnen wird die Gleichstellung mit Lohnarbeit oft verwehrt (vgl. Sprengers/Kennedy 2020).

Die Mehrheit der Nutzer*innen reagiert amüsiert auf *MiauMiaus* karge und schnippische Antworten. Es war zu beobachten, dass Frauen die mangelnde Funktionalität und Empathie von *MiauMiau* oft mit Humor nahmen. Viele männliche Nutzer versuchten hingegen *MiauMiau* zu testen und zu trainieren.

B30: Hm. (...) Welcher Tag ist heute?

I: Das weißt Du nicht?

B30: (...) Ich möchte n/ testen ob Du das auch weißt.

I: Ist es dein Ernst?

B30: Ja.

I: Sonntag.

B30: Datum?

I: Echt jetzt?

B30: Ja, echt jetzt.

Auffallend ist, dass trotz mehrmaligen Nachfragens und einer genervten Reaktion des Systems an dem Auftrag festgehalten wird, anstatt das eigene Verhalten zu reflektieren.

B7: (...) Welcher Tag ist heute? *MiauMiau*, welcher Tag ist heute?

I: Das weißt Du nicht?

B7: (lacht) Doch, aber weißt du es?

I: Auf solche Fragen bin ich nicht eingestellt.

B7: *Miaumiau*, wo befinden wir uns?

I: Das weißt Du auch nicht?

B7: Ich weiß das, aber ich möcht mal wissen ob du das weißt. (lacht)

Überraschend ist zudem, dass es trotz der geringen Teilnehmer*innenzahl und der öffentlichen Installation zu übergriffigen Interaktionen kam. In einem Fall zum Beispiel wurde das Ziel einer Berührung auch dann weiterverfolgt, nachdem *MiauMiau* dazu nein gesagt hatte.

- B33: Ja, aber ich will dich berühren.
 I: Das geht nicht.
 B33: Warum nicht?
 I: Weil ich das nicht will.
 B33: Das aber schade.
 I: Sonst noch was?
 B33: Ich finde dich attraktiv (tiefes Einatmen).

Weitere ausführlichere Versuche im Feld müssen zeigen, ob dem hier diskutierten Verhalten ein *gender bias* zu Grunde liegt oder ob andere Faktoren dafür verantwortlich sind. Es scheint sich jedoch abzuzeichnen, dass ein differenziertes Konversationsdesign mit Handlungsoptionen für bevormundende, redundante oder übergriffige Äußerungen Sprachassistent*innen ein gewisses Maß an feministischer *agency* erlauben würde.

Fazit: Ein feministisch-spekulatives Forschungsprogramm

MiauMiau war ein erster Versuch, spekulatives Design mit soziologischer Forschung im Rahmen der von Lupton skizzierten Designsoziologie zu kombinieren und so Strategien der Spekulation als Mittel feministischer Technologiekritik zu nutzen. Gezielt sollte durch diese Mensch-Maschine-Interaktion der Status quo der dienstbereiten digitalen Assistentin in Frage gestellt und gleichzeitig Strategien der Spekulation in die empirische Praxis überführt werden. Die mehrmaligen Versuche von Teilnehmern, mit *MiauMiau* zu flirten oder sie anzufassen, deuten allerdings an, wie tief verwurzelt eine gegenderte Wahrnehmung von intelligenten Sprachassistent*innen ist. Eine mögliche Erklärung für dieses Verhalten mag sein, dass diese Produkte in der Regel per Entwurf weiblich gestaltet werden, da sie in einer gegenderten Welt funktionieren müssen (vgl. Bergermann 2018). Und in einer Gesellschaft, in der Frauen objektifiziert und sexualisiert werden, scheint es für Nutzer*innen nahezu liegen, diese Dynamik auf gegenderte Artefakte zu übertragen. *MiauMiau* wird also auf Grund ihrer weiblichen Stimme sowie Funktion als ‚Frau‘ gelesen und dementsprechend behandelt (vgl. McDorman et al. 2011). Das Ziel von *MiauMiau* war es, diese Dynamiken offenzulegen und so die binäre Geschlechtermatrix herkömmlicher KI-Technologien zu hinterfragen, welche Frauen in Form von feminoiden digitalen Sprachassistenzen verdinglicht und weibliche Eigenschaften abwertet.

MiauMiau zeigt, dass Strategien der Spekulation in einem feministischen Kontext erfolgreich eingesetzt werden können, um Ist-Zustände kritisch zu hinterfragen, Alternativen zu diskutieren und Veränderungen anzustoßen. Denn digitale Technologien haben ihr Versprechen der emanzipatorischen Potenziale nur bedingt eingelöst – die Hegemonie der Technopolitik bleibt patriarchalisch. Feministische Gegenspekulationen bieten angesichts dessen eine Möglichkeit, wenn auch nicht an den Traum einer cyberfeministischen Utopie im Sinne von Donna Haraway oder Sadie Plant anzuknüpfen, dann zumindest konterhegemoniale Praktiken zu entwickeln und davon ausgehend Veränderungen

anzustoßen. So zeigt aktuelle Forschung im Feld STS und feministischer Technologiestudien, dass Praktiken und Prozesse rund um künstliche Intelligenz unbedingt kritisch hinterfragt werden müssen, damit wir nicht in Gefahr laufen *gender bias* zu reproduzieren und im schlimmsten Fall zu verschärfen (vgl. Atanasoski/Vora 2019; Benjamin 2019; Bolukbasi et al 2016; Buolamwini/Gebru 2018; Cave/Dihal 2020).

Dieser Artikel kann dabei nur ein erster Entwurf eines spekulativ-feministischen Forschungsprogramms sein. Eine ausführlichere Analyse und Diskussion von Strategien der Spekulation ist darauf aufbauend unabdingbar, um eine kohärente und solide Vorgehensweise zu etablieren. Jenseits einer Fokussierung auf spezifische Formen der Spekulation ließe sich beispielsweise nach Bedingungen fragen, unter denen Strategien der Spekulation als Werkzeuge feministischer Kritik in Frage kommen: Unter welchen situativen und sozialen Umständen kann einer Strategie Bedeutung beigemessen oder abgesprochen werden? Und statt sich lediglich auf Praktiken einzelner Individuen zu konzentrieren, könnten auch spekulative Strategien von Institutionen und *communities* in den Fokus gerückt werden: Zum einen durch die Frage, welche Praktiken als spekulativ angesehen werden und zum anderen durch eine Untersuchung der Mitglieder. Wie bereitwillig adaptieren diese Strategien und durch welche Sprache und Praktiken kommunizieren sie deren Nutzung? Existieren Unterschiede oder Hierarchien zwischen verschiedenen Formen von Spekulation? Und wann wird aus Spekulation Realität?

Dieses kurz angerissene Forschungsprogramm lässt erkennen, dass gewisse Strategien der Spekulation ein kritisches Instrument darstellen, um Limitierungen aktueller Diskurs-Strategien über technologische Potenziale und soziale Ungleichheit zu analysieren. Dadurch kann schlussendlich dazu beigetragen werden, zukünftig Strategien der Spekulation als Methode feministischer Kritik zu nutzen.

Korrespondenzadresse

Natalie Sontopski
Hochschule Merseburg, Komplexlabor Digitale Kultur
Eberhard-Leibnitz-Straße 2, 06217 Merseburg
natalie.sontopski@hs-merseburg.de

Anmerkungen

1 Zur Abgabe dieses Artikels im Mai 2020.

Literatur

- Adam, Alison (1998): *Artificial Knowing: Gender and the Thinking Machine*. London/New York: Routledge.
- Atanasoski, Neda/Vora, Kalindi (2019): *Surrogate Humanity. Race, Robots, and the Politics of Technological Futures*. Durham/London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9781478004455>.
- Baum, Frank L. (2003 [1900]): *Der Zauberer von Oz*. Hamburg: Dressler Klassiker.
- Benjamin, Ruha (2019): *Race After Technology: Abolitionist Tools for the New Jim Code*. New York: John Wiley and Sons. <https://doi.org/10.1093/sf/soz162>.
- Bergemann, Ulrike (2018): *Biodrag. Turing-test, KI-Kino und Testosteron*. In: Engemann, C./Sudmann, A. (Hrsg.): *Machine Learning – Medien, Infrastrukturen und Technologien der Künstlichen Intelligenz*. Bielefeld: transcript, S. 339-364. <https://doi.org/10.14361/9783839435304-016>.
- Bolukbasi, Tolga/Chang, Kai-Wei/Zou, James/Saligrama, Venkatesh/Kalai, Adam (2016): *Man is to Computer Programmer as Woman is to Homemaker? Debiasing Word Embeddings*. In: *Proceedings of Advances in Neural Information Processing Systems* 29. <<http://arxiv.org/abs/1607.06520>> (Zugriff: 15.02.2019).
- Buchmüller, Sandra (2018): *Geschlecht macht Gestaltung – Gestaltung macht Geschlecht. Der Entwurf einer machtkritischen und geschlechterinformierten Designmethodologie*. Berlin: Logos.
- Buoloamwini, Joy/Gebru, Timnit (2018): *Gender Shades: Intersectional Accuracy Disparities in Commercial Gender Classifications*. In: *Proceedings of Machine Learning Research* 81, S. 1-15.
- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. Abingdon: Routledge.
- Cave, Steven/Dihal, Kanta (2020): *The Whiteness of AI*. In: *Philosophy & Technology* 33, 4, S. 685-703. <https://doi.org/10.1007/s13347-020-00415-6>.
- Cockburn, Cynthia (1988): *Machinery of Dominance. Women, Men, And Technical Know-How*. Boston: Northeastern University Press.
- Devlin, Kate (2020): *Turned On. Intimität und Künstliche Intelligenz*. Darmstadt: WBG Theiss.
- D'Ignazio, Catherine/Klein, Lauren F. (2020): *Data Feminism*. Cambridge: MIT Press.
- Dunne, Anthony/Raby, Fiona (2013): *Speculative Everything: Design, Fiction, and Social Dreaming*. Cambridge/London: The MIT Press.
- Ernst, Waltraud/Horwarth, Illona (Hrsg.): *Gender in Science and Technology. Interdisciplinary Approaches*. Bielefeld: transcript.
- Faulkner, Wendy (2014): *Can Women Engineers be ‚Real Engineers‘ and ‚Real Women?‘*. In: Ernst, W./Horwarth, I. (Hrsg.) *Gender in Science and Technology. Interdisciplinary Approaches*. Bielefeld: transcript, S. 187-202. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839424346.187>.
- Feminist Internet (2019): abrufbar unter: <<https://feministinternet.com/>> (Zugriff 28.11.2020).
- Foucault, Michel (1977): *Die Ordnung des Diskurses*. Inauguralvorlesung am Collège du France, 2. Dezember 1970. Frankfurt/M.: Ullstein-Bücher.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Gersen, Jeannie Suk (2019): *Sex Lex Machina*. In: *Columbia Law Review* 199, 7, S. 1793-1810.
- Hajdinjak, Melita/Mihelic, France (2003): *Wizard of Oz experiments*. In: *The IEEE Region 8 EUROCON 2003*. Computer

- as a Tool 2, S.112-116. <https://doi.org/10.1109/EURCON.2003.1248161>.
- Haraway, Donna (1985): Manifesto for Cyborgs: Science, Technology and Socialist Feminism in the 1980s. In: *Socialist Review* 80, S. 65-108.
- Haraway, Donna (2016): *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene*. Durham/London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822373780>.
- Knorr-Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Law, Edith/Cai, Vicky/Liu, Qi Feng/Sasy, Sajin/Goh, Joslin/Blidaru, Alex/Kulić, Dana (2017): A Wizard-of-Oz study of curiosity in human-robot interaction. In: 26th IEEE International Symposium on Robot and Human Interactive Communication (RO-MAN), S. 607-614. <https://doi.org/10.1109/ROMAN.2017.8172365>.
- Leigh-Star, Susan (1990): Power, technology and the phenomenology of conventions: on being allergic to onions. In: *The Sociological Review* 38, 1, S. 26-56. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1990.tb03347.x>.
- Le Guin, Ursula K. (2000): *The Left Hand of Darkness*. New York: Ace.
- Lerman, Nina E./Mohun, Arwen P./Oldenziel, Ruth (Hrsg.) (2003): *Gender & Technology*. Baltimore: John Hopkins University Press.
- Levitas, Ruth (2007): The Imaginary Reconstitution of Society: Utopia as Method. In: Moylan, T./Baccolini, R. (Hrsg.): *Utopia – Method – Vision. The Use Value of Social Dreaming*. Bern: Peter Lang, S. 47–68.
- Levitas, Ruth (2010): Back to the future: Wells, Sociology, Utopia and Method. In: *The Sociological Review* 58, 4, S. 530-547. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2010.01938.x>.
- Levitas, Ruth (2013): *Utopia as Method. The Imaginary Reconstitution of Society*. Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Lupton, Deborah (2018): Towards Design Sociology. In: *Sociology Compass* 12, 1, S. 8-16. <https://doi.org/10.1111/soc4.12546>.
- MacDorman, Karl F./Mitchell, Wade J./Ho, Chin-Chang/ Patel, Himalaya (2011): Does social desirability bias favor humans? Explicit–implicit evaluations of synthesized speech support a new HCI model of impression management. In: *Computers in Human Behavior* 27, 1, S. 402-412. <https://doi.org/10.1016/j.chb.2010.09.002>.
- Nyholm, Frank, L. (2017): Robot sex and consent: Is consent to sex between a robot and a human conceivable, possible, and desirable? In: *Artificial Intelligence Law* 25, S. 305-323. <https://doi.org/10.1007/s10506-017-9212-y>.
- Paulitz, Tanja (2012): *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften*, S. 1850-1930. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839418048>.
- Petrik, Stefan (2004): *Wizard of Oz Experiments on Speech Dialogue Systems. Design and Realisation with a New Integrated Simulation Environment*. Diplomarbeit. Graz: Technische Universität.
- Plant, Sadie (1998): *nullen + einsen. Digitale Frauen und die Kultur der neuen Technologien*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Shah, Huma/Warwick, Kevin (2016): Imitatin Gender as a Measure for Artificial Intelligence: Is It Necessary? In: *Proceedings of 8th International Conference on Agents & Artificial Intelligence (ICAART2016)* 1, S. 126-131. <https://doi.org/10.5220/0005673901260131>.
- Sternberg, Irit (2018): *Female AI: The Intersection Between Gender and Contemporary Artificial Intelligence*.

- Blog Post, Hackernoon, 19.09.2018. <<https://hackernoon.com/female-ai-the-intersection-between-gender-and-contemporary-artificial-intelligence-6e098d10ea77/>> (Zugriff: 15.02.2019).
- Strengers, Yolande/Kennedy, Jenny (2020): *The Smart Wife. Why Siri, Alexa, and Other Smart Home Devices Need a Feminist Reboot*. Cambridge, Massachusetts: MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/12482.001.0001>.
- Turing, Alan (1950): Computing Machinery and Intelligence. In: *Mind* 59, 236, S. 433-460. <https://doi.org/10.1093/mind/LIX.236.433>.
- Vlahos, James (2019): *Talk To Me. How Voice Computing Will Transform the Way We Live, Work, and Think*. Boston/New York: Houghton Mifflin Harcourt.
- Wajcman, Judy (2004): *TechnoFeminism*. London: Polity Press.

Nino Giuliano Zulier

Conceptualization of a Queer Cyberspace: 'Gay Twitter'

Abstract: This paper seeks to investigate the digital transition from queer, physical spaces to queer, virtual spaces and its subcultural importance within the queer community. A trialectic spatiality approach (Lefebvre 1991; Soja 1996) will be applied to the cyberspace of Twitter in order to explore a particular subversion of a social media platform into a queer cyberspace through a user-established, unique, subcultural sign and code system. By researching the particular experiences of virtual, queer identities on Twitter, the social media platform is characterized as a thirdspace, using the example of 'Gay Twitter', conceived as a spatial phenomenon. The essay examines cultural semiotics and the 'invisible,' virtual confines of a queered Twitter realm by showcasing the linguistic, contextual and visual markers which create such an 'imagined,' exclusive, virtual Twitter community. Subsequently, the cybercommunity creation and the establishment of norms and discourses reveal beneficial traits associated with a transition from physical to virtual spaces, but also negative aspects such as virtual gate-keeping, dominant gender and sexuality norms, internal discrimination and underrepresented groups and identities in a queer cyberspace.

Keywords: Cyberspace; Twitter; Queer Culture; Digitalization; Cultural Semiotics.

Konzeptualisierung einer Queeren Cyberräumlichkeit: 'Gay Twitter'

Zusammenfassung: Diese wissenschaftliche Ausarbeitung befasst sich damit, welche subkulturelle Bedeutung der gesellschaftliche Übergang queer-physischer zu queer-virtueller Räumlichkeiten auf die Queer Community hat. Um dies zu untersuchen wird vorerst ein Denkansatz der trialektischen Räumlichkeit vorausgesetzt, welcher auf den Cyberspace Twitter angewandt wird und somit den Wandel dieser Social Media Plattform, welche durch die user-etablierten, einzigartigen, subkulturellen Zeichen- und Codesysteme in einen bestimmten queeren Cyberspace transformiert wird, darstellen soll. Durch die Erforschung spezifischer Erfahrungen virtueller queerer Cyberidentitäten anhand des Gegenstandes des räumlichen ‚Gay Twitter‘-Phänomens wird dementsprechend jene Twiterräumlichkeit als Thirdspace charakterisiert. In diesem Sinne möchte diese Ausarbeitung durch die Darstellung linguistischer, kontextueller und visueller Kennzeichen die kulturelle Semiotik und den ‚unsichtbaren‘, virtuell-begrenzten und vorgestellten queeren Twitterbereich und dessen virtuelle Community skizzieren. Folglich werden durch die Produktion einer solchen Cybercommunity in dieser ausgewählten virtuellen Räumlichkeit sowohl die vorteilhaften Eigenschaften, die ein Übergang von physischer zu virtueller Räumlichkeit mit sich bringen, als auch, durch die Etablierung von bestimmten Normen und Diskursen, Aspekte virtueller Gatekeeping-Mechanismen, dominierend-idealistischer Geschlechter- und Sexualitätsnormen, interner Diskriminierungsprozesse und das Ignorieren ausgewählter Personengruppen und Identitäten in solch einer queeren Cyberspace erläutern.

Schlagwörter: Virtuelle Räumlichkeit; Twitter; Queere Kultur; Digitalisierung; Kultursemiotik.

Introduction

Looking back at the beginning of the global Covid-19 pandemic in 2020, individuals were forced to reorganize their daily lives in a matter of days in order to minimize the risk of contagion by reducing all unnecessary public activities and face-to-face social or professional interaction. This had drastic consequences and was backed up by lockdown measures including the closure of recreational spaces such as bars, restaurants, and cafés – venues which are integral to the culture of 21st-century society. Recreational spaces affect individuals' social affiliations by allowing them to pick a preferred cultural space according to personal preferences and subcultural belonging. Today, queer bars, as an example of such a space, can be described as important cultural 'rooms' where a subculture – in this case, a queer one – can be realized, expressed, and lived out without imminent fear of heteronormative repercussions or invasions. Weekly organized gatherings, such as public viewing of the queer cultural TV competition *RuPaul's Drag Race*, function to bring the queer community together in one physical spatiality and support the celebration of queer culture in a self-created safe space. Such events not only express communal solidarity, but also give individuals the opportunity to optimize their personal life by finding new friends, love interests, or opportunities to escape the reality of heteronormativity. With this in mind, while the pandemic's social distancing measures affect everyone, the bar closures, in particular, took the abovementioned physical, safe spaces away from the queer community – a community which already suffers from a limited amount of liberty of action.

In the wake of technological advances, however, newly established virtual spaces have gained in importance, offering the queer community opportunities to create digital queer spaces. During the pandemic crisis, this means that physical social interactions can be replaced by those taking place in a virtual spatiality, as cyberspace became the only safe spatiality in which to interact with others. The era of the internet in the 21st century promotes the digitalization of human life, expanding the limits of the possible by introducing this transition from physical to digital life. The introduction of Web 2.0 dispensed with the "tension from the 1990s, when public opinion decomposed into an amalgam of informal opinions of private individuals not entirely convinced by the formal ones, issues by publicistically effective but one-way communication media" (Ionescu 2014: 57). While user participation was further encouraged by the novel scope of user-generated content, the Web 2.0 concept enriched cyber users with a comprehensive user experience by adding functions such as clicking and enlarging images and universal, simplified web access, in particular, expedited the exponential growth of digital spaces and the number of participants.

Since interpersonal networking was part of the updated version of the web, social platforms started to multiply as well. In the early 20th century, conventional digital networking in the form of browsing through a forum or sending emails on a static PC was the norm. Nowadays, however, social media platforms such as Instagram, Facebook, Tumblr and Twitter dominate society's digital

interactions, navigated via smartphones. This has encouraged the production of specifically queer digital platforms, allowing individuals to enter queer cyberspaces, interact with other queer people, construct queer digital identities, and enjoy a sense of belonging. Current social platforms, such as Twitter or Grindr therefore represent spaces where queer culture can thrive and non-heteronormative individuals, in particular, can interact internationally with other members of their community, construct and represent new queer identities, and escape heteronormative reality without physically entering a specific space.

Although Grindr, Her, Teadate, or Planet Romeo are digital social media dating spaces targeted towards queer users, this essay focuses on the rather unconventional digital queer space of Twitter (Yeh 2018: 7). In contrast to these other apps, Twitter was not intentionally created as a queer digital space by its founders. Yet, starting well before the Covid-19 pandemic, and gathering pace during the 'lockdown', queer individuals have gravitated toward digital spaces in order to participate in both their own and the wider online queer community's self-created spaces (Shen-Berro 2020; Haynes 2020; Hereford 2020; Hammack/Watson 2020). In fact, Twitter has shown itself to be a cyberspace with the potential to be transformed by its users into all kinds of culturally meaningful spaces.

Accordingly, this essay analyzes the concept and production of a queer, imaginary, and virtual spatiality by way of the social network site and cultural cybersphere Twitter. To this end, the particular queer cyberspace phenomenon of 'Gay Twitter' is conceptualized by focusing on its position within the queer spectrum, as well as its accessibility and unique sign and code system. Furthermore, the prospects of such a cyberspace, in terms of political, societal, and identitarian constituents in conjunction with physical spaces, necessitate discussion.

The Production of (Cyber)Space: A Theoretical Background

In Cultural Studies, a locality in a culture is defined structurally, semiotically, and semantically by its multiple layers. French sociologists Henri Lefebvre and Michel de Certeau are essential theorists who address the particular concepts of spatiality (Lefebvre 1991; de Certeau 1984). Applying their theories to a recreational space: before a bar becomes a bar it is important to think about its specific framework. The practical layout of the bar and the objects it contains, i.e. barstools and alcohol, turn it into a space in the collective cultural imagination and by mutual consent. According to Stuart Hall's theories on cultural representation and signifying practices, a culture is navigated by a constructed sign and code system (e.g. language) which mediates between the world and the mental concepts of that culture as shared in a society. A culture's shared codes govern the translation between objects, concepts and language. Thus, codes stabilize meaning, which thus becomes conventionalized and naturalized to an extent. Such a system of representation is perpetuated by a certain agreement in a culture about the meanings assigned to objects such as a barstool. As Hall states, culture is "not given by nature or fixed" but "the result of a set

of social conventions”, “fixed socially, fixed in culture” (1997: 22). Individuals use objects, products and practices deliberately in order to convey meaning. The combination of objects placed in a room determines the way they are perceived and interpreted. This example illustrates the transformation of a place – defined as the relatively static physical shape and geographical position of the location concerned – into a space, theorized as a social product formed by social practices (de Certeau 1984: 117f). Place is thus a physical, objective, impersonal, stable, and “neutralized concept of a location which can be charged with meaning,” whereas space is psychological, subjective, emotional, experiential, dynamic, and existential. Notably, “vectors of direction, velocities, and time variables” are regarded as additional mobile elements of a developed space.

Following Lefebvre’s and de Certeau’s elaborate and advanced research, American urbanist Edward Soja continued their work, furthering the idea of Lefebvre’s ‘trialectics of spatiality.’ Lefebvre argues in *The Production of Space* (1991) that spatiality can be categorized as “physical,” “mental,” and “social space” (11). In Soja’s research on Los Angeles and other real-and-imagined places (1996) he used Lefebvre’s trialectic approach, but named the three-layered spaces “firstspace,” “secondspace,” and “thirdspace” (10). According to Soja, firstspace describes the perceived space. In a similar manner to de Certeau’s ‘place,’ firstspace is a physical place which creates the material conditions in society (1984: 117). Secondspace is the conceived space which describes a space’s theoretical intention and agenda. Here, a culture’s conception of a space, a utopian imagination, is in the foreground. Both firstspace and secondspace represent ideational and culturally constructed space. Thirdspace, the lived space, focuses on the social relations taking place in a space; the active experience of everyday life and the subversion of a space by the individual becomes central. Thirdspace is a “purposely tentative and flexible term that attempts to capture what is actually a constantly shifting and changing milieu of ideas, events, appearances, and meanings” and it is “a space that is common to all of us yet never able to be completely seen and understood, an ‘unimaginable universe’” (Soja 1996: 56; 2).

To return to the example of a bar, a queer bar can be physically built (firstspace) and introduced and presented by cultural intentions and ideals (secondspace), designating it as a LGBTQIA+-friendly space. However, an individual’s perceptions of the space may run counter to the space’s cultural agenda and attribution of queer inclusion. Trans¹ individuals, for example, may perceive a specific queer bar as transphobic due to the bar’s atmosphere or interactions with the security guards, among other discriminatory practices, while the (cisgender queer) owner, newspapers, or other cisgender visitors simultaneously (re)present and experience it as queer-friendly (thirdspace). Thus, the concept of thirdspace becomes a powerful tool for ascertaining an individual’s experience of a space and its underlying meaning to the said individual. Thereby, matters of systematic and institutionalized discrimination, collective intersectional discourses, and integral, interpersonal and subcultural dynamics within a space and a community become visible.

Since society has transitioned into a new digital age with virtual spatial dimensions, it has become important to investigate the concept of thirdspace in cyberspace alongside the digital experiences and opportunities of individuals engaging with it. Cyberspace is a relatively new space. It does not immediately appear to incorporate the place versus space or the trialectic spatiality perspectives that are intrinsic to the abovementioned theories. This is because cyberspaces have no particular initial concrete physical place, which would be necessary to effect a transformation from place into practiced space. Nevertheless, when using the internet, the virtual and structural component of the web, i.e. a programmed website or app, corresponds to de Certeau's static, fixed, purportless place, Lefebvre's physical space, and Soja's firstspace (perceived). Furthermore, the intention of a website, as communicated through its images, links, ideas, and imagination, and created by users and founders, transforms it into de Certeau's practiced, social space, Lefebvre's mental space, and Soja's secondspace (conceived). It follows that the way users experience such digital platforms and the subversions of a website's intrinsic intentions reflects Lefebvre's social space and Soja's thirdspace (lived).

Investigating Gay Twitter

Twitter as a digital platform has altered the way individuals interact with one another. On this microblogging service, users can spread information quickly by tweeting, connecting with others through comments, liking tweets, re-tweeting with or without a comment, or private messaging (Kwak et al. 2010: 591). Each tweet has a 280-character limit and each user can customize a brief profile about themselves, featuring a header and profile picture and a mini biography (592). Public profiles can also include a name, username, location, web page, and tweet count. In terms of the spatiality of Twitter, these structural, functional, and organizational components of the website can be identified as the firstspace. This means that the digital place is visibly perceived and virtually programmed. Even though it is not a physical space per se, its digital interior, similar to a bar's firstspace description of chairs, alcohol, dance floor, and bar, has a layout that encompasses fixed, purportless characteristics. This firstspace layer, however, can be said to be transformed into a secondspace by a Twitter community and the Twitter user, because as soon as a text is placed in a society, meanings will be attributed to it based on the combination of signs and codes it contains. Within this secondspace, the functions of Twitter dictate its claim to be a microblogging service, where users can interact with each other for professional or personal reasons. The imagined and idealistically conceived and mental space of Twitter, proposed by the founders themselves, does not align with its function as a queer digital space, in contrast to specifically programmed queer social media apps. Nevertheless, Web 2.0 introduced subversive possibilities; for example, Twitter's format, its users' content-producing abilities and powers, along with the functions of the social media app have enabled a queer community to subvert the initial purpose of Twitter when viewed through the thirdspace lens, as follows.

In “What is Twitter, a social network or a news media?” (2010), Haewoon Kwak et al. (2010) takes up the matter of a digital community in a virtual space by introducing the process of homophily on Twitter. According to McPherson, Smith-Lovin, and Cook et al., homophily refers to the tendency that “a contact between similar people occurs at a higher rate than among dissimilar people” (416). In Kwak, Lee, Park and Moon’s research, the two parameters of investigation of homophily on Twitter are geographic location and popularity (594). Here, the focus is on the way the interaction and content enforce homophily and eventually conceptualize a so-called Gay Twitter. Users who share similar interests follow similar users. This also means that tweets by users who are not on the following list may still appear on the personal timeline, if retweeted or liked by someone who is following them. In his work “Imagined Communities” (2006) Benedict Anderson introduces a theory of nationality, community, and country togetherness. This theory can also be applied to Twitter and the queer thirdspace that is produced as Gay Twitter, since the latter can be described as an imagined but also lived community within Twitter’s cyber spatiality (6). Such a virtual environment involves a constructed sense of belonging, even though not all members are known to each other. Users and their digitally-released content on Twitter come together to construct this ‘imagined’ Gay Twitter area.

The way individuals now experience, reproduce, or subvert a digital space like Twitter as a queer subculture and a queer thirdspace is particularly apparent in the media. In 2020, there was a rise in coverage of trending topics and discussions within Gay Twitter by popular news and blog websites. Pinknews.co.uk reported on how “Gay Twitter has taken over the London Underground with dozens of queer Valentine’s Day tweets,” BuzzFeed published a piece about different occasions when Gay Twitter “was hilarious.” The A.V. Club (news.avclub.com) chimed in by thanking “Gay Twitter for Pete Buttigieg’s new beard,” and GCN (gcn.ie) claimed that “Gay Twitter has predictably lost its mind” over Lady Gaga’s 2020 single ‘Stupid Love.’

In contrast to the perception of Gay Twitter by the media, a 2018 article on instinctmagazine.com, written by Kevin Symes, collects Twitter users’ definitions of Gay Twitter. One user states that Gay Twitter means “that because like-minded people are interested in [...] the same topics and life experiences, they’re more likely to gravitate towards and converse with each other” while another added that it is a “safe place” without the “fear of being shamed” (Symes 2018). Yet another user described its content as being “full of reality TV references and [...] memes,” and “LGBTQ+ things” (ibid). Gay Twitter is, according to a different user, an “umbrella term, underneath it has memes, pop stars, obsessions with 80’s TV stars, but most of all it has a sense of community” (ibid). In sum, it “doesn’t really exist but is more of an arbitrary construct” that still encapsulates a space where queer people can be who they want to be “without any form of judgement, knowing that [...] peers are there to back [the community] up [...] at any moment” (ibid).

Evidently, Gay Twitter represents a particular type of queer cyberspace and is only a part of the LGBTQIA+ cyberspace spectrum. Other subcultural Twitter

spheres such as "Trans Twitter" represent another type of cyber-subculture with particularly relevant discourses to the community such as transphobia or transitioning. Comparing both perceptions of the media and the users, however, it is assumed that Gay Twitter seems to be rather a somehow arbitrary construct with a sense of a particular community, safety, support and escapism from heteronormativity among queer identities that gravitate through the process of homophily together.

Accessibility and Virtual Localization through Subcultural Style

Despite these definitions, a cyberspace like Gay Twitter does not offer physical, concrete borders, set rules, or a specific advertisement of a theme, such as a Gay Leather Bar might do, by exclusively allowing rugged gay men in leather attire without a hint of cologne inside their establishment. Queer bars are usually divided into different functional areas involving several rooms and lounges with different intended functions. In contrast, the borders in a cyberspace pertain to technological, virtual, but also, unspoken, subcultural limitations. These rules and norms are communicated through the code and sign system, in which users are proficient, and are normalized through the amount of likes and retweets by the majority of (popular) queer accounts. Thus, the content and interactions within cyberspaces define the boundaries as well as norms for behavior (Berki & Jäkälä 2011: 14). The individual may be able to influence the queer content that appears on their Twitter feed; just as a choice may be made between a specific establishment or room in a queer neighborhood or a queer bar, Twitter offers users the opportunity to follow specific thematic threads, hashtags, or conversations. Unfollowing accounts, deciding on liking only specific types of tweets and visuals, or leaving a twitter thread with a clip of a queer porn star's new film and being virtually immersed in a thread about Madonna's statements on the pandemic in a matter of seconds can all be compared to leaving a specific queer establishment to go to another (Zemler 2020). This way, users are able to leave a digital 'room' and change the environment; they can share political opinions and think pieces, organize rallies, or connect with other like-minded people all over the world. They can also like tweets, compliment users in the comments, and start a private conversation. Additionally, video clips, tweets, music and sexually explicit content represent bar culture's entertainment repertoire with its backroom, outdoor area, bar, and dance floor options. Mirroring a bar, Gay Twitter thus offers users a variety of spaces within a space. Nevertheless, Gay Twitter is not a space that can be entered per se; Twitter does not offer an official Gay Twitter tab or a door to the cyberspace.

With this in mind, how do individuals access a virtual scene like Gay Twitter in order to investigate its potential or to participate in it? There are two non-exclusive options here. One way to enter the sphere is through the Twitter search function. Using the search bar, users can search for specific, prominent queer cultural conversations and discussions by entering hashtags or keywords. By

typing in phrases or terms that matter to the queer community, such as ‘Stupid Love,’ ‘Pete Buttigieg,’ or even general buzzwords like ‘pride,’ ‘drag race,’ or ‘gay,’ users will be exposed to tweets and users who are interested in such topics and can then read related threads, resulting tweets, and the comments connected to them. The second option is for users to customize their personal Twitter timeline by following users who tweet, retweet, and like other queer content. Platforms such as Twitter allow users to follow profiles with similar interests which then feed into their personalized Twitter timeline, filling it with the tweets of these followed Twitter users as well as interspersed tweets that these users have liked. Yet, although every timeline appears as a unique experience, it should be noted that accounts with a great number of followers, tweets, and viral or platinum tweets (tweets that have plenty of likes and retweets) are more likely to dominate queer Twitter timelines. Therefore, dominant mindsets and subcultural structures may still infiltrate each unique timeline.

Investigating methods of accessibility to Gay Twitter emphasizes the importance of digital and cultural signs and codes, including specific language, content, visuals, and sounds. These shape the overall style of Gay Twitter’s subculture. Through subcultural style, codes, and signifiers, a sense of how queer identities establish their own systems and use them to (re)present themselves and the community becomes apparent. Twitter thus offers the possibility of representing a digital queer space through images, videos, and memes. Since Twitter’s main tool of interaction is tweeting, it becomes a focal point in pinpointing the subverted realm of such a space. Judith Butler points to the strong connection between gender and language, emphasizing that a subject’s identity is produced and established by language, since there is no gender identity that precedes language (Salih 2002; Butler 1993: 10). A cultural identity establishes not only a subject’s gender identity, but also its social affiliation in terms of sexuality, sexual identity, and subculture. Language, codes or signifiers function as cultural markers – ways of differentiating oneself from others with the effect of building a stronger and safer feeling in a subculture. The 18th-century queer cryptolect Polari was a security sign system for communicating with other queers in secrecy; nowadays, the current use of queer vernacular, which is especially popular among queer people, offers a helpful tool for finding like-minded people on Twitter through the search bar, while establishing a queer subspace on Twitter (Baker 2003). The conversations, confessions, and queer-related content on Twitter have a unique linguistic style, since users have a limit of 280-characters per tweet. Attached tweets, such as a thread of tweets or comments, may be a way to bypass this limitation. Nevertheless, a single concise, relatable, and witty, funny, or serious tweet, hitting the momentum of a ‘hot topic’ in the community or in pop culture, attracts more users and likes in an environment oversaturated with tweets.

When investigating queer-associated language, words, and expressions, there is a difference between the vernacular used by individuals outside and within queer culture. Such distinctions apply to core and fringe vocabulary (Kulick 2000). Core vocabulary represents expressions that are well-known queer-sig-

nifying words familiar to the general public in society at large, such as 'pride,' 'gay,' 'lesbian,' or the derogatory term 'faggot.' With regard to the accessibility of Gay Twitter, core vocabulary can be used as a search term in order to get a limited glimpse of queer content and queer profiles. An easy and superficial way of entering the Gay Twitter sphere, comparable to the use of core vocabulary, is by means of visuals such as emojis. By inserting the rainbow flag emoji into the search bar, users are confronted with queer content and other users, as well as queer allies, who use the symbol to show their support. News or entertainment articles from webpages about queer culture may also use the rainbow flag in order to gain popularity among queer-interested Twitter users in the hope of receiving clicks. In a way, the core visual – the rainbow flag emoji that is international and widely known as a queer symbol – is therefore often exploited: it represents the essence of pink capitalism. Nevertheless, it can also be described as a means of representation, demonstrating queer awareness in society, and providing support.

Fringe vocabulary, on the other hand, allows a more nuanced view into Gay Twitter's space. Since such signifiers are not necessarily familiar to the general public, fringe vocabulary supports a symbolic protection against hetero-invasion. On Gay Twitter in particular, fringe vocabulary is more common since it connects queer users and represents the "true marker of group and membership" (Kulick 2000: 251). Similar to Polari, it functions as symbolic solidarity and as a communication and subcultural security system. The system of fringe vocabulary is more elaborate and thus more deeply encrypted as compared with core vocabulary. Alongside simple, linguistic constructions, there are multiple particular linguistic expressions. One type involves compounds and rhyme compounds such as 'Size Queen,' 'Cock Destroyer,' 'KiKi,' or 'Fag Hag.' Furthermore, exclamations such as 'Miss Vanjie!' or 'Yaas!,' expressions such as 'clutching one's pearls' and 'boots the house down;' something being described as 'rigga morris;' blends such as 'Bluff' (butch and fluff) or 'Bussy' (pussy and butt); abbreviated, shortened, or subverted nouns, verbs, and adjectives such as 'faguettes' (faggot) and 'masc' (masculine); or changing the initial, collective understanding and meaning of words such as 'snapped' (looking good or responding to something quickly and confidently), 'gagging' (being impressed), 'tea!' (agreeing on the truth of a statement as a fact), or 'slay' (doing extraordinary well) represent the most common ways of communicating in the Gay Twitter sphere. These are not universally handed down but rather, such codes materialize from expressions that either become popular in a specific time period or are bound to a specific subculture or context within queer culture. Thus, it is important to mention that not every community individual is aware of every language sign. The queer community is a collection of varied individuals with different interests and contextual factors. Through the act of re-tweeting, some words are more widely spread than others. Thus, depending on the character of a user's timeline, some codes may appear, while others do not.

Notably, it is precisely this fluidity and the ever-changing nature of fringe vocabulary that allows queer users to maintain a security system, rather like a constant resetting of digits on a combination lock. In contrast, core vocabulary

remains basic and simple and is, therefore, not as good an indicator of a nuanced perspective on Gay Twitter. By following queer accounts and interacting with queer-related tweets, the constantly updated personal Twitter timeline automatically hands down current and newly-established fringe and trend vocabulary, keeping the queer user bound to the community. This knowledge of queer subculture, including its code and sign system, allows users to participate in and read the Gay Twitter sphere. The creation of queer content through language and published via tweets, twitter threads, or memes, fills the digital queer Twitter sphere with interactional and engaging content.

In addition, besides simple tweets and the use of queer-specific language, the combination of language and visuals characterizes the digital space and produces Gay Twitter as a queer, virtual thirdspace. While in queer bar culture earrings or handkerchiefs may indicate a queer individual's emotional, romantic, and/or sexual preference, users on Twitter communicate coded content using self-evidential language, subcultural vernacular, emojis in their profiles, or visuals to symbolize their queerness to others (Kates 2002). In particular, tweets that narrate queer realities and experiences in combination with unrelated but fitting pictures or video clips are among the most popular retweeted and liked tweets on Gay Twitter. When the new Pokémon game was released, many memes were derived from it by queer users, since the game is rather popular among queer individuals. Accordingly, they conflated material or content from the game with queer community discourses. User @pikaish gained over 13.9k likes (26 July 2020) for a tweet in which the user posted a clip of the game's main protagonist being chased by a group of big bear-type Pokémon. A fitting caption was, "twinks at a bear club" (Pikaish 2019), twinks being gay men who are perceived as young, skinny, and shaved, in contrast to bears who are older and have a more massive and hairy body type. In this meme, the user reproduces an oversimplified experience of a specific queer male identity to show how this might translate into reality in an establishment which accommodates other types of queer male identity realizations. Other examples include tweets beginning with 'Gay culture is...' (imjustinrandall 2019), or 'the bottom diet' (DJ_Stocks12 2020) threads, or queer critical memes such as a retweet of Aaron Rhode's picture of five fit, white, and – according to Western culture's ideal – stereotypically attractive men: there is an added caption, "No fats, no femmes, no Asians" (lgbtop 2020), this being a statement about queer male culture's fatphobia, racism, and misogyny. Queer identities can not only easily relate to Gay Twitter, it is also informative and eager to criticize underlying issues within the community. Further examples include a thread made by @mynameisjro, who tries to explain to "queer siblings" (mynameisjiro 2020) why presidential candidate Pete Buttigieg is not necessarily a suitable queer political representative, or a tweet by the user @hello_itsbi, who reminds queer porn artists to file a tax return (hello_itsbi 2020).

Ultimately, Twitter's queer cyberspace is represented by its established collective code and sign system, and queer content production. The individual gains the opportunity to seek support, information, or a connection with other queer

identities, even if they are closeted or anonymous queer personalities, or merely curious. Twitter also provides a platform for starting a conversation and untangling rooted discriminatory processes within queer culture. By having the opportunity to speak out on queer discourses with other queer people, such individuals are not only able to share interpersonal experiences, fears, problems, or advice, but can also improve their personal, sexual, or romantic lives by finding friends, dates, hook-ups, or business partners. The profile-building functions of Twitter, the ability to associate and interact with other users, and the tweets attached to a cyber identity all make an individual queer self-realization possible, in addition to contributing to the communities' collective queer subcultural realizations. A collection of queer tweet-narrations and queer cyber identity (inter)action play an essential part in the creation of such a queer thirdspace on Twitter.

Twitter's Deceptive, Virtual Scope and Safe Space

As much as Gay Twitter's queer cyberspace appears to be an advantage to the community in its high level of technological accessibility, the invitation to enter its sphere is not only extended to queer individuals, but also inadvertently to potentially dangerous subjects. The production of new queer spaces results in more opportunities for hate groups to target queer individuals. Premeditated crimes committed with the help of queer cyberspaces make their presence felt in today's world as well. The high incidence of gay men being murdered by their supposed Grindr dates makes the danger of queer cyber-accessibility explicit. In one single night in August 2020, a man in Texas lured three men via Grindr to meeting up with him, with the intention of shooting them (Duffy 2020). Such cases are not isolated and are closely connected to premeditated hate crimes perpetrated against the queer community, systematically organized through cyberspaces.

Individuals may experience a deceptive sense of safety in a virtual queer spatiality such as Gay Twitter. Given Twitter's accessibility through language and codes, individuals are aware of queer core vocabulary insofar as this is part of shared, collective knowledge and that it offers a comparatively secure way to identify queer spaces on the internet. The discovery of queer cyberspaces can be accomplished by searching for general, well-known, queer-connoted words. Subsequently, the queer realm can be penetrated with criminal intentions by invading queerphobic individuals or groups with mal-intent into such spaces. Since core vocabulary is likewise widely known, individuals are able to position themselves within Gay Twitter, make observations or even participate for a variety of reasons. Such a method of gathering potential victims is made possible by the virtual accessibility and Gay Twitter's concept of an imagined community. There are no closed borders, no walls, doors or any sort of physical protection. Anyone is able to enter such a queer cyberspace and allowed to do so.

In a virtual queer spatiality such as Gay Twitter, individuals experience a deceptive sense of safety, having established a comfortable Twitter timeline. The timeline includes the people they have decided to follow. The creation of a

Twitter account allows people they approve of to follow them back. If the account is public, people are able to reach out and contact the user. Yet, depending on the relationship between the account owner and the follower, the Twitter user may not be aware of who exactly is behind the follower profile, since a corporeal body confirming an identity is lacking. This represents the dangers of disguised queer-friendly identity on Twitter. Accessibility is not the only factor contributing to the high risk of crime towards queer individuals. Twitter's high level of identity construction coupled with a lack of any ability to prove an account's authenticity is also precarious. Cybercommunication and the absence of a body made of flesh and blood in a cyberspace encourages a false sense of security among users. The convenience of a missing corporeal body in cyberspace poses a threat to personal security and safety. A disadvantage of a cyberspace is the dearth of physicality and insufficient transparency: the absent corporeal body and the lack of concrete-lined walls. Anyone is able to enter a queer cyberspace virtually. The community, however, is not necessarily able to see who is targeting queer individuals. Cyber identities are able to observe a community, collect personal information, particulars about potential meetings, work affiliations or even details about an individual's favorite lunch venue. By scrolling through profiles, individuals are able to come up with a virtual and informative portrait of others. Access to such information offers queerphobic subjects or hate groups opportunities for all kinds of violence such as doxing or harassment against queer individuals and the queer community.

The relationship of cybercrime and hate crime connected to Twitter therefore requires further in-depth research. Evidently, as much as Twitter offers the queer community a way of producing a virtual subculture, it also offers groups and individuals with queerphobic views a new space to execute and realize oppressive actions.

Conclusion

Gay Twitter can be summarized as a collection of discourses, thoughts, and profiles concerned with queer culture on Twitter. It is a compound of a specific queer, virtual culture and the collectivity within Twitter's cyberspace. This investigation of Twitter's queer thirdspace uncovers the reality of Twitter's use by individuals. It showcases a non-heteronormative subculture within an app which was not intentionally created for a queer community. It thus represents Soja's characterization of thirdspace:

Everything comes together in thirdspace: subjectivity and objectivity, the abstract and the concrete, the real and the imagined, the knowable and the unimaginable, the repetitive and the differential, structure and agency, mind and body, consciousness and the unconscious, the disciplined and the transdisciplinary, everyday life and unending history. (1996: 57)

Theorized thus, the individual subverts a space's prevailing intention by transforming the space through individual actions, language, and subcultural codes and signs, using the given objects within the spatiality. Such a cyberspace is formed by communication, interaction, and cyber identities which "gradually transform virtual communities to active meeting places for sharing information and for supporting human actions, feelings and needs" (Berki/Jäkälä 2011: 13). This creates a sense of community described as a "set of subjective experiences of belonging, mutual respect, and commitment that can be gained only through participation" (ibid). There is a commonality to queer analog culture here: not all queer subjects know each other in a queer bar but, by being packed into a queer-defined area, they develop a sense of community and belonging. Considering the differences within systematic structures, approaches in participation, and accessibility of bars and Gay Twitter, the former is a concrete space requiring a physical body, while the latter is a digital space requiring a virtual body. In cyberspaces like this, social life and the human body become digitalized, as individuals use technological tools to adapt to the new virtual and cultural sphere. Gay Twitter is not necessarily perceived as a replacement for physical queer spaces, as both entail advantages and disadvantages.

Twitter represents a sense of internationalism, openness, inclusion, and cultural exchange. In contrast to some queer bars, there are no age, ethnicity, or gender restrictions and this, in theory, invites a broader spectrum into the community. Hence, a user can easily construct and reconstruct their identity digitally, by modifying their Twitter profile and gaining knowledge on specific issues, and by following other queer users and (re)tweeting individualized content. If Twitter users are interested in queer content and other queer tweets, identities, and texts, they can search and follow other accounts that publish tweets tailored to their personal interests. By transforming Twitter into a digital spatiality filled with queer content and visited by users who participate in queer discourses, every log-in resembles the action of an individual entering a queer bar. In a short time, the personal Twitter timeline becomes loaded with like-minded Twitter identities and queer content, thus creating a digital queer Twitter space.

However, there are also dangers concerning Gay Twitter's general accessibility. One important aspect is the lack of a fleshed body, the anonymity and the ease of intrusion into such a queer environment. This combination leads to an increased opportunity for crime. According to the FBI's latest Hate Crime Statistics report, "nearly 1 in 5 hate crimes" is "motivated by anti-LGBTQ bias" (Fitzsimons 2019). In further research, the significance of virtuality and realized hate-crime may shed light on the reality of LGBTQIA+ individuals' safety on the internet.

Besides exposure to hate groups, political ideologies and technological structures can interfere with the ability to access Twitter, thus throwing the overall internationalism and openness of the social media platform into question. It is important to conduct further research on internet censorship in general and its disruptive effects on Twitter's international accessibility and inclusion. Govern-

ments may block access to it, preventing citizens from participating in a Twitter community (Keown 2020). Such measures are especially disadvantageous for queer individuals, given that the number of queer premises society already offers is minimal. Indeed, government censorship illustrates the invisible, digital borders of a cyberspace. Another important aspect which casts doubt on Twitter's general accessibility is the extent to which users with disabilities such as visual impairments are included or not; such individuals are faced with a confined virtual experience which poses the threat of their being ostracized.

While researching Gay Twitter's cyberspace, a lack of inclusion and solidarity in the form of misogynistic content, appropriating language (appropriation of AAVE by white queer men), a focus on gay male, white experiences, and/or discrimination on the basis of age, ethnicity, and physique becomes apparent within its subcultural sphere. This bears a similarity to how a Trans identity may perceive a particular gay bar. When searching for "#GayTwitter" it becomes evident that it is mostly white male users who show up. Searching for "#Black-GayTwitter" shows that there is a subcultural, digital queer sphere within the gay community on Twitter. This may be another indicator that Gay Twitter does not exploit the benefits of intersectionality, focusing for preference on white gay man. A further point is that since it is not coined Queer Twitter or LGBTQIA+ Twitter; the sphere of Gay Twitter may therefore involve a tendency to focus on cis-individuals with same-sex desires only, particularly gay men. A long-term and thorough empirical and analytical investigation of Gay Twitter and its reciprocal relationship with its users would be necessary to uncover the reality of individuals within this queer digital thirdspace. Furthermore, the representation of such Gay Twitter individuals and their bodies indicates that there may be a focus on the physically fit, white, metropolitan, sexually self-objectified, young, attractive (according to Western society's masculinity ideals) and hegemonic masculinity, since these types showcase a high number of followers/likes. This suggests that heteronormative Western ideology's systematic racism, misogyny, and ageism is dominating the cyberspace. While this essay lays out the concept and production of this particular digital queer thirdspace, the level of queer representation and experience of Gay Twitter requires future in-depth research.

Correspondence Address

nino.zulier@gmail.com

Remarks

1 In FUMA's press release, the nonprofit organization discusses the pros and cons of using the asterisk after the term "trans". Both sides encompass thought provoking points. In consideration of trans voices such as Linus Giese („Ich bin Linus“), Felicia Ewert („Trans. Frau. Sein“), the decision has been made to use „trans“ as an adjective without an asterisk in this publication.

Giese, Linus (2018): <https://twitter.com/buzzaldrinsblog/status/1075004484663828480?s=20>; accessed 15 July 2021; Ewert, Felicia (2020): <https://youtu.be/4leLo6xR1no> (15:38 min); accessed 15 July 2021; FUMA: <https://www.gender-nrw.de/wp-content/uploads/2020/12/Position-Sternchen.pdf>; accessed 15 July 2021.

References

- Anderson, Benedict (2006): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- Baker, Paul (2003): *Polari - The Lost Language of Gay Men*. London and New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203167045>.
- Berki, Eleni/Jäkälä, Mikko (2011): *Cyber-Identities and Social Life in Cyberspace*. In: Management Association, Information Resources: *Virtual Communities: Concepts, Methodologies, Tools and Applications*. Hershey, PA: IGI Global, pp. 13-25. <http://doi:10.4018/978-1-60960-100-3.ch102>.
- Butler, Judith (1993): *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of 'Sex'*. New York: Routledge.
- De Certeau, Michel (1984): *The Practice of Everyday Life*. Los Angeles/London: University of California Press.
- Dj_stocks12 (2020): Twitter Post, @dj_stocks12, 20.02., 17:04 <https://twitter.com/dj_stocks12/status/1230523559342215169> (accessed 16 March 2021).
- Duffy, Nick (2020): *Three Grindr Users Shot in One Night After 'Arranging Hook-ups with the Same Teen'. He's Just Been Charged with Murder*. <<https://www.pinknews.co.uk/2020/10/21/grindr-shooting-texas-damarion-degrate-shooting-gay-men-waco-texas/>> (accessed 16 March 2021).
- Fernando, Brendan/Kelly Palenque (2020): *Lady Gaga's 'Stupid Love' is Out and Gay Twitter has Predictably Lost its Mind*. <<https://gcn.ie/lady-gaga-stupid-love-gay-twitter/>> (accessed 16 March 2021).
- Fitzsimons, Tim (2019): *Nearly 1 in 5 Hate Crimes Motivated by Anti-LGBTQ Bias, FBI Finds*. <<https://www.nbcnews.com/feature/nbc-out/nearly-1-5-hate-crimes-motivated-anti-lgbtq-bias-fbi-n1080891>> (accessed 16 March 2021).
- Gomez, Patrick (2020): *Let's Thank Gay Twitter for Pete Buttigieg's New Beard*. <<https://news.avclub.com/let-s-thank-gay-twitter-for-pete-buttigieg-s-new-beard-1842496931>> (accessed 16 March 2021).
- Hall, Stuart (1997): *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*. London: Sage Publications.
- Hammack, Philipp/Watson, Spencer (2020): *The Show Must Go On: Nightlife in the age of COVID-19*. <<https://www.gaycities.com/outthere/50837/the-show-must-go-on-nightlife-in-the-age-of-covid-19/>> (accessed 16 March 2021).

- Hautefeuille, David (2016): *Where Queer Cyberspace, Hegemonic Masculinities and Online Subjectivities Intersect: The Case of Grindr*. London: LSE Media and Communications.
- Haynes, Suyin (2020): 'There's Always a Rainbow After the Rain.' Challenged by Coronavirus, LGBTQ Communities Worldwide Plan Digital Pride Celebrations. <<https://time.com/5814554/coronavirus-lgbtq-community-pride/>> (accessed 16 March 2021).
- Hello_itsbi (2020): Twitter Post, @hello_itsbi, 27.01., 19:12. <https://twitter.com/hello_itsbi/status/1221858614782066691> (accessed 16 March 2021).
- Hereford, André (2020): Gone clubbing: Coronavirus is Pushing LGBTQ Nightlife Online and into Homes. <<https://www.metroweekly.com/2020/04/gone-clubbing-coronavirus-is-pushing-lgbtq-nightlife-online-and-into-homes/>> (accessed 16 March 2021).
- Imjustinrandall (2019): Twitter Post, @imjustinrandall, 23.08., 22:11. <<https://twitter.com/imjustinrandall/status/1164993476091613184>> (accessed 16 March 2021).
- Ionescu, Ana-Cristina (2014): "Cyber Identity: Our Alter-Ego?." In: Information Resources Management Association. (ed.): *Cyber Behavior: Concepts, Methodologies, Tools, and Applications*. Information Science Reference, pp. 57-70. <https://doi.org/10.4018/978-1-4666-5942-1.ch004>.
- Kates, Steven M. (2002): The Protean Quality of Subcultural Consumption: An Ethnographic Account of Gay Consumers. In: *Journal of Consumer Research*, 29, 3, pp. 383-399. <https://doi.org/10.1086/344427>.
- Kweon, Callum (2020): As Trump Escalates Feud with Twitter, Here are Countries That Have Banned It in Recent Years. <<https://www.marketwatch.com/story/as-trump-escalates-feud-with-twitter-here-are-the-countries-that-have-banned-it-2020-05-29>> (accessed 16 March 2021).
- Kulick, Don (2000): Gay and Lesbian Language. In: *Annual Review of Anthropology*, 29, 1, pp. 243-285. <https://doi.org/10.1146/annurev.anthro.29.1.243>.
- Kwak, Haewoon/Lee, Changhyun/Park, Hosung/Moon, Sue (2010): "What is Twitter, a Social Network or a News Media?" In: *Proceedings of the 19th International Conference on World Wide Web*. <https://doi.org/10.1145/1772690.1772751>.
- Lefebvre, Henri (1991): *The Production of Space*. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Lgbtop (2020): Twitter Post, @lgbtop, 26.06., 04:33. <<https://twitter.com/lgbtop/status/879165647472672768>> (accessed 16 March 2021).
- McPherson, Miller/Smith-Lovin, Lynn/Cook, James M. (2001): Birds of a Feather: Homophily in Social Networks. In: *Annual Review of Sociology*, 27, 1, pp. 415-444. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.27.1.415>.
- Milton, Josh (2020): Gay Twitter has taken over the London Underground with dozens of queer Valentine's Day tweets. <<https://www.pinknews.co.uk/2020/02/14/twitter-london-underground-gay-grindr-flying-object-campaign-valentines-day/>> (accessed 16 March 2021).
- Mowlabocus, Sharif (2010): *Gaydar Culture: Gay Men, Technology and Embodiment in the Digital Age*. London: Routledge.
- Mynameisjro (2020): Twitter Post, @mynameisjro, 08.02., 19:22<<https://twitter.com/mynameisjro/status/1226209703119724545>> (accessed 16 March 2021).
- Pikaish (2019): Twitter Post, @pikaish, 15.11., 18:07 <<https://twitter.com/pikaish/status/1195387744979165195>> (accessed 16 March 2021).
- Salih, Sara (2002): *Judith Butler*. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203118641>.

- Schocket, Ryan (2019): 15 Hilarious Gay Tweets From This Week. <<https://www.buzzfeed.com/ryanschocket2/hilarious-gay-tweets-from-this-week-nov-eleven>> (accessed 16 March 2021).
- Shen-Berro, Julian (2020): Queer festivals, drag performances and LGBTQ meetups turn digital. <<https://www.nbcnews.com/feature/nbc-out/queer-festivals-drag-performances-lgbtq-meetups-turn-digital-n1173281>> (accessed 16 March 2021).
- Soja, Edward (1996): *Thirdspace: Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*. Oxford: Blackwell.
- Symes, Kevin (2018): Gay Twitter Explained, Finally! <<https://instinctmagazine.com/gay-twitter-explained-finally/>> (accessed 16 March 2021).
- Yeh, Lorenzo (2018): "Pink Capitalism: Perspectives and Implications for Cultural Management." In: *Prospectiva I Anàlisi de Projectes Culturals II*, pp. 1-25.
- Zemler, Emily (2020): Madonna Calls COVID-19 the 'Great Equalizer' in Bath-tub Rant. <<http://www.rollingstone.com/music/music-news/madonna-covid-19-bathtub-rant-971124/>> (accessed 16 March 2021).

Interview

Open up the Culture of Masculinity in Computer Technology for Gender and Diversity

A Conversation with Judy Wajcman. By Marion Mangelsdorf.

The following interview is based on an online conversation that took place in February 2021 between Feminist Science and Technology Studies (STS) researchers Judy Wajcman and Marion Mangelsdorf. In 2004 Judy Wajcman published the STS classic *TechnoFeminism*, in which she analyses the fundamental presence of digital technologies and technological design processes. Wajcman discusses the range of feminist positions on the technological history of digitization and draws attention to the challenges that still exist today. She casts her decidedly critical eye on the gender issues as well as the racial bias that characterize digitization and assesses opportunities for cultural change.

Marion Mangelsdorf: *The ‘culture of masculinity’ is a key concept in your feminist approach to the social studies of technology. Has the culture of masculinity you have analyzed for the IT world changed in recent years with respect to the many private and public initiatives that aim to encourage women’s participation in modeling computer technology?*

Judy Wajcman: I have been interested throughout my career in the relationship between gender and technology, particularly the role that technology plays in the construction of gender, how masculinity and femininity are formed, and the effects that technologies have on men and women. Central to that idea has always been the notion of skill and how the skill is defined, rewarded, and paid for. A lot of feminists who study work have argued that there is a very close connection between the definition of technical skill and its association with masculinity. When we started in the 1980s, and I refer to the British feminists like me or Cynthia Coburn, we were talking about industrial masculinity and traditional male industrial work. Cynthia Cockburn wrote *Male Dominance and Technological Change*, a book on printers, for example (Cockburn 1983). A lot of those skills were to do with: union organization, conceptions of strength, a long history of particularly craftwork and masculinity. And what we observed, interestingly, was how the value of skill changed from industrial work to forms of white-collar work, and yet the masculinity associated with skill stayed with it.

The most interesting thing for us now is to look at the history of computer science. And there have been some terrific books written on the fact that women were very involved in the initial processes of coding. We all know those photos of the early, huge computers. And then we see how, historically over time, computer science starts to professionalize, how it becomes a set of skills that you

learn in particular places. It becomes highly valued. And you see the number of women in computer science, rather than continuing to go up, suddenly – in the 1980s – going down, and it becomes redefined as a high status, the high skilled masculine form of work. We know from work on gender segregation in the workforce that jobs that are seen as more feminine, like nursing, are regarded as less skilled and lower paid. And some jobs are seen as more masculine, often associated with technology, and are more highly paid.

Two years ago, I spent a year in Silicon Valley and Stanford and I could not believe how young men come out of computer science at Stanford into jobs where they get paid literally a hundred thousand American dollars. Whereas nurses and the cleaners who clean their offices – all sort of feminized work – are paid differently, as if nursing and childcare are not as skilled as computer science. The sort of young male computer science culture that dominates the Silicon Valley companies is a kind of new form of masculinity. Some people talk about it as *bro culture*.

MM: *So you would say that there is a change from industrial masculinity to a new form of masculinity that is influenced by Silicon Valley?*

JW: Yes, I think it has changed because the sort of men who were in there has now changed. I would trace it to Sherry Turkle's early work on hackers: *The Second Self: Computers and the Human Spirit* (Turkle 1984). She talks about this new culture of guys – MIT engineers – who immerse themselves in machines that avoid social relations. In a way they feel more comfortable being in control of machines and sit there all day. She described how their sort of life at work, how they get pizzas in their office at 3 am. They are completely fascinated by coding. I mean: that seems to be the culture that we now have got writ large in these high tech companies. It is a culture that is completely based on young men who have no caring responsibilities, who do not have to go home, do not have to look after anybody, because they enjoy all the free food and the 24 hour kind of culture of those companies, which are built to be like families but exclude family life completely in terms of the demands they make.

MM: *Yes, and indeed there are stories from women who want to work as computer scientists in the context of Silicon Valley and are called upon to freeze their eggs because pregnancy and child-care do not fit into that kind of career.*

JW: Absolutely. To underline what you've said, another example is this magnificent new Apple Park building in California that opened a few years ago: Everything is there except child-care. A dry cleaner, every kind of food, everything is there. But there is no child-care center. And that, to me, says it all. It is a culture where private lives should not impinge on organizational life, which is primary.

MM: *How do your thoughts on this culture of masculinity apply to recent depictions of gender in video games, e-commerce, social media, search engine algorithms, Internet phenomena, the digital work sphere?*

JW: This lets me think of how these divisions get reproduced in a lot of the technologies, as in Wikipedia, for example. I have written about the fact that, in Wikipedia, topics that are more to do with men's interests have more entries. There are projects in the Wikipedia Foundation to do something about this. For example, every year there are lots of hackathons now in Britain, where they try to put up women scientists as well. And it is documented that there are a lot more male scientists than female scientists. And that there is a racial and gender bias.

Google search engines are another example: you would, if you searched for 'inventor', come up with many white male physicists. So they are trying to change that, so that when you now put in 'physicist', you get a few black physicists, you get women physicists. These things are very important because this is really where most people get their knowledge from. Having sources of knowledge like Wikipedia reproducing these old divisions is a terrible thing. You have asked me about things that have changed and we want to talk about changes, positive things. So yes, there is more awareness and work on trying to do something about search engines, Wikipedia and Google, and all of these things.

But I also have to say something on the negative side, and I am aware of this because some of my colleagues at *The Alan Turing Institute* are doing a project on online harassment. Online harassment, in terms of race, anti-Semitism, and gender, is horrendous and particularly so for women politicians. It is a problem that is very, very hard to deal with. My colleagues at Turing are trying to lobby the government to do something about that. And that is not even talking about the American situation and the discussions now at Facebook about whether neo-fascist groups and right-wing groups should have space on Facebook. What are we going to do about that? In my opinion, it is all about problematic business models: the more controversial and outrageous the content, the more hits it gets, the more Facebook promotes those things. Maybe the search algorithms are an easier problem compared to that.

You mentioned video games, too. War games and the masculinity of those games are such old things. And the shift in those games goes very slowly. It is still very much a male area. And there is still a lot of harassment of women who try to get into the game.

MM: *At this point, we should mention the Gamergate Controversy that centered on issues of sexism and anti-progressivism in video game culture. Gamergate is used for both: the harassment campaign and actions of those participating in it. Here, the game developers Zoë Quinn and Brianna Wu as well as feminist media critic Anita Sarkeesian have played an important role. They tried to change gender representations in the video game culture and raise awareness of sexism in this context. But beginning in 2014 with Eron Gjoni, Quinn's former boyfriend,*

a harassment campaign against her and others took its course, including doxing, rape and death threats.

JW: It was horrible. And some of the men who started harassing the women in that Gamergate incident then went on to become right-wing people using the worldwide web for their campaign. It was like a practice run for all of the right-wing misogyny that then went onto the web.

MM: *Yes, and it is a growing group in the so-called manosphere, where men promote masculinity and misogyny combined with threats of violence on websites, blogs, and online forums.*

JW: Yes, terrible. But again, let us have a look at feminist approaches: You asked me about hackathons. I have a friend in America called Christine Dunbar-Hester. She has studied hacking culture and in her excellent book she deals with something called *Hacking Diversity* (Dunbar-Hester 2019). It is about feminist attempts within the hacking culture to shift that culture and to introduce more spaces for women and femininity and their struggles with doing that. I think that is an important area to get into. But lots of people feel optimistic about open source software and these alternative spaces, and yet they have also got forms of masculinity that are quite hard to deal with.

There is a nice blog post called *Programming Violence: Under a Progressive Surface, Facebook's Software Misgenders Users* by Rena Bivins (2016) in which she analyzed Facebook in terms of where you have to put down your gender. She describes how this Social Media Platform tried to be radical and said, "oh, well, you could put down he, she, and they," and they introduced all of these different gender categories to make you feel like they were being very liberal. But actually, internally on the deep structure, they were still putting people into male/female dichotomies because of marketing pressures. This is an example of one of the gaps between liberal representation and an economic model which is based on marketing that needs a dichotomous gender difference.

MM: *I want to emphasize: it's not just based on marketing needs, but also on the people's need to categorize. Firstly, it seemed as if you would be able to swap your gender on the Internet as an anonymous room acting as an experimental field to open up fixed gender roles, but it turns out to be not that easy. Immediately people want to know: "hi, who are you? Are you a girl? Or man? Are you a woman?" And they want to know if you lie on that issue. It is very important for them that you are authentic on that. And authenticity means that you are the gender you are in real life, and gender means especially: man or woman.*

JW: Yes, absolutely.

MM: *Critical observers of the ongoing digital revolution argue that recent forms of digital technologies, especially algorithms in machine learning, tend to reproduce and reinforce social inequalities.*

JW: What we have just been talking about is related to this question, because it seems to me that the algorithms used in search engines and any algorithms are based on old data. If you put in old data, the divisions and values of the old data will be reproduced in the new data. There is also fantastic work on search engines and criminal statistics: if you are using data on the prevalence of crime, you will find mostly data on poor, black areas. So then you adjust your criminal justice system to focus on poor, black areas. And so you reproduce this focus while excluding other areas. And that is the case with health, too. I am sure you know that wonderful book *Automating Inequality* by Virginia Eubanks (2018) on social policy and social inequality.

There is a big debate at the moment within the artificial intelligence community about fairness. Fairness in algorithms and transparency. And discussions about whether you can solve this problem technically. And a lot of people in artificial intelligence think that you can solve it technically. That you can somehow fiddle around with the algorithms so that you can control for biases. They conceive of the problem as just a problem of unconscious bias and that once we are conscious about it, we will deal with it technically.

We scholars in STS think that this is a more profound social problem and that it does not have a technical solution. The solution, which has been my solution of 40 years, is that you need to have a more diverse set of people involved in this work, so that all the people, such as black people and women, who will have a broader range of experiences, will become data scientists designing algorithms. Then we will design technologies to deal with those things in different ways. One of the things I am very clear about in my project at *The Alan Turing Institute* is that we have to keep in mind that the issue of the underrepresentation of women in AI and data science directly feeds into how data science and AI reproduce gender inequality. We have got to shift the representation of who the designers are, in order to make better technologies, better algorithms, better data science.

MM: *Yes. So you would say that forms of participatory design are important?*

JW: Absolutely. We can differentiate a lot of diverse movements and values in design, especially participatory design (see p. 10 of the introduction). These movements are thinking about these issues as not merely internal technical problems, but they are always putting science and technology in a broader social and political context and that is important. It was easy teaching my courses this year because the politicization of science could not be clearer in this Covid period. It is so transparent. It is just there every day. I do not even have to argue with the students. We need to look at the social basis of science and how it is produced.

MM: *Ok. In this context, research on the interrelations between gender and computer technologies often makes a distinction between two actor roles: user and developer. How would you respond to the hypothesis that this dualism is becoming blurred, due to recent algorithm-based technologies? In social media,*

for example, even if a person is a pure user, their online activities will be traced by software entities. The surfing activities generate feedback, which is integrated into further developments.

JW: This question is a great one for a Science and Technology Studies Scientist person like me. In the last couple of years, I have published on the automation of digital calendars, and on how they are giving us feedback on what we should be doing and how we are using our time (Wajcman 2019). I have been interviewing designers – when I was in Silicon Valley. Because I still think that what is special about STS, as opposed to many kinds of media studies and other disciplines, is that we are very interested in the design process. We ask how powerful design is in shaping responses, which is not to say that users do not have agency. But designers set the parameters, possibilities, or potentials for various uses. They also foreclose various possibilities. That is why, when I was in Silicon Valley, I was interviewing designers. It is just incredibly interesting because there are all these young guys designing calendars who are not thinking about all the things one might put into a calendar. They are just thinking about their professional lives and how to optimize their time. They assume they know what is a good way to spend time. And if time is not used efficiently, then it is wasted, then it is unproductive. I think it is always useful to know what values designers are bringing to their work. There is a long history of research on users and we still need to do more work on designers. You are saying that this dualism is being blurred due to recent algorithms. Yes and no. I still think it is important to make that distinction.

One interesting development is the emergence of self-tracking technologies which Gina Neff and Nafus Dawn address in *Self-Tracking* (2016), as well as various other people. I used to laugh when people said to me “I walk 10,000 steps.” But this is so ubiquitous and it is affecting how people think about themselves and their bodies. In *The Quantified Self* Deborah Lupton (2016) writes insightfully about women being on diet apps and how it makes them think about their body. It makes them feel guilty because they cannot follow the app. Or it makes them feel more in control because they can follow the app. These things are much more powerful than I thought a few years ago. It is about automated data that claims to give you more knowledge about the self and how you respond to that and how you act concerning that. We might talk about it as being performative, about the extent to which the technologies shift how we perform, who we are, and how we think about ourselves and produce different kinds of knowledge for self-reflection.

MM: *What a nice conclusion. Isn't that the core part of your research, producing knowledge for critical self-reflection in cultures of computer science, design, and technology to sensitize for racial and gender bias and open up our minds for diversity? Hopefully to get rid of these biases one fine day. – Thank you very much for this interesting interview.*

References

- Bivins, Rena (2016): *Programming Violence: Under a Progressive Surface, Facebook's Software Misgenders Users*. <<https://thesocietypages.org/cyborgology/2016/01/27/programming-violence-under-a-progressive-surface-facebooks-software-misgenders-users/>> (Zugriff 28.02.2021).
- Cockburn, Cynthia (1983): *Male Dominance and Technological Change*, London: Pluto Press.
- Dunbar-Hester, Christine (2019): *Hacking Diversity: The Politics of Inclusion in Open Technology Cultures*, Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.23943/princeton/9780691192888.001.0001>.
- Eubanks, Virginia (2018): *Automating Inequality: How High-Tech Tools Profile, Police, and Punish the Poor*. New York: St Martin's Press.
- Lupton, Deborah (2016): *The Quantified Self*. Cambridge: Polity Press.
- Neff, Gina/Dawn, Nafus (2016): *Self-Tracking*. Cambridge, MA: MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/10421.001.0001>.
- Turkle, Sherry (1984): *The Second Self: Computers and the Human Spirit*. New York: Simon & Schuster.
- Wajcman, Judy (2004): *Technofeminism*. Cambridge: Polity Press.
- Wajcman, Judy (2015): *Pressed for Time: The Acceleration of Life in Digital Capitalism*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226196503.001.0001>.
- Wajcman, Judy (2019): *The Digital Architecture of Time Management, Science, Technology, & Human Values*, 2019, 44, 2, pp. 315-337. <https://doi.org/10.1177/0162243918795041>.

Gender Studies Digital: Positionen

Sigrid Schmitz/Göde Both

Gender Studies Digital: Perspektiven, Angebote und Rahmenbedingungen. Ein Positionenportfolio

Gender Studies beteiligen sich an Digitalisierung und werden durch sie herausgefordert: Was macht Digitalisierung mit den Gender Studies? Und umgekehrt, was machen Gender Studies mit Digitalisierung? Während einige Akteur*innen der Gender Studies sich bereits seit geraumer Zeit mit den Möglichkeiten digitaler Angebote auseinandersetzen, sammeln andere zwangsweise anlässlich der Corona-Pandemie Erfahrungen mit der digitalen Lehre. Dieses Positionenportfolio möchte einen Raum eröffnen, um die gegenwärtigen Entwicklungen vielstimmig zu reflektieren. Wir haben dazu eine Reihe von Akteur*innen der Gender Studies eingeladen, ihre Perspektiven auf digitale Gender Studies darzulegen, ihre digitalen Angebote rund um die Lehre vorzustellen und deren Rahmenbedingungen zu thematisieren. Herausgekommen ist eine Reihe von Positionspapieren, die die Potenziale und Grenzen digitaler Angebote und Lehre ausleuchten.

Welche didaktischen Ansätze und welche Technologien sind für welche Inhalte und Lernziele der Gender Studies¹ in welchen Kontexten geeignet? Wie können Austausch und Diskussion in unterschiedlichen *blended learning* oder rein virtuellen Szenarien ermöglicht werden? Welche Werkzeuge können Reflexion unterstützen? Welche Interaktionsregeln sind notwendig? Wie kann Diskriminierung verhindert werden? Wie barrierearm kann der Zugang gestaltet werden?

Die Idee für dieses Positionenportfolio entstand in unserer gemeinsamen Arbeit in einem Digitalisierungsprojekt. In den vergangenen drei Jahren konnten wir im Rahmen des Teilprojekts II von „Gendering MINT digital“ (2017–2020, gefördert durch das BMBF) zur Digitalisierung der Gender Studies beitragen. Wir entwickelten und erprobten Open Educational Resources (OER), in denen zentrale Themenkomplexe der Genderforschung zu MINT² und der *Feminist Science & Technology Studies* aufbereitet werden. Die Erträge unseres Teilprojekts stehen auf dem Portal „Gendering MINT digital“ (<https://hu.berlin/gmint>) zur freien Verwendung zur Verfügung.³ Das Portal bietet den Zugang zu sieben Lerneinheiten: drei fächerübergreifenden Module „Geschlecht ist für alle Fächer da“, „Gender in Technoscientific Literacy“ und „Gleichstellung in MINT“ sowie vier fachbezogenen Module zu den Fächern Biologie, Chemie, Informatik und Physik. Eine weitere Lerneinheit zu Mathematik ist in Vorbereitung.

Das Angebot richtet sich an Lehrende und Studierende. Die OER sollen fachbezogene und fachübergreifende Genderkompetenzen vermitteln und Reflexionskompetenzen stärken. Lehrende aus den Gender Studies oder aus den Natur- und Technikwissenschaften können so Theorien und Forschungsergebnisse

aus dem Bereich Gender & MINT in ihre *blended learning* Lehrveranstaltung integrieren. Studierende können sich aber auch rein virtuell auf selbstgewählten Lernpfaden nach Lust und Laune in das Themenfeld vertiefen.

Das Teilprojekt war auch für uns eine Lernerfahrung.⁴ Der Projektrahmen lies es glücklicherweise zu, dass wir relativ frei über die *tools* und die Art der Gestaltung unseres Angebots bestimmen konnten. Dies lies es beispielsweise zu, dass wir uns an einer Reihe von unterschiedlichen Video- und Audioformaten ausprobiert haben und Kurse zum Selbstlernen mit integrierten Reflexionseinheiten erproben konnten. Während des Förderzeitraums standen wir in Kontakt mit einer ganzen Reihe von Kolleg*innen, die digitale Gender Studies-Angebote entwickelt und eingesetzt haben. Wir waren neugierig und wollten aus den Erfahrungen anderer lernen.

Um die Potenziale, Herausforderung und Grenzen digitaler Bildung nicht nur in unserem Bereich, sondern genereller zu hinterfragen, haben wir Kolleg*innen aus dem Feld gebeten, ihre Erfahrungen, Analysen und Reflexionen einzubringen. Mit diesem Positionenportfolio möchten wir die Reflexionen einem größeren Kreis zugänglich machen. Die Positionspapiere spannen ein breites Feld auf, wägen Chancen und Risiken ab, und das vielfach mit Bezug zur Situation der plötzlichen Umstellung auf zumeist rein digitale Lehre im Frühjahr 2020 infolge der Corona-Pandemie.

Lena Weber und **Larisse Rieke** setzen die strukturellen Bedingungen für Gender Studies an der neoliberalen, unternehmerischen Hochschule mit der spezifischen Lehr- und Fachkultur der Gender Studies in Beziehung. Die Lehre in den Gender Studies bedarf intensiver Diskussionen, um Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung und einen Austausch über vielfältige Perspektiven zu gewährleisten. Sie beobachten, dass dies ohne körperliche Kopräsenz deutlich erschwert wird. Es ist zu befürchten, dass durch die Pandemie wichtige Sozialisationsprozesse bei den Studierenden behindert werden.

Inga Nüthen und **Isabel Collien** diskutieren miteinander sowohl die Auswirkungen der Lehrdigitalisierung auf erhöhte Zugangsbarrieren, ökonomisch wie psychisch, als auch eine Verschärfung sozialer Ungleichheiten, die das Potenzial zeitlich flexiblen Lernens konterkarieren. Zudem heben sie unter dem Anspruch des selbstreflexiven Lernens den Mangel von interaktiven Formaten hervor.

Auch **Inka Greusing**, **Lena Nahrwold**, **Franziska Niederstadt** und **Eda Koca** stellen am Beispiel der Corona bedingten Umstellung von Präsenzveranstaltungen auf Online-Lehre für Gender-orientierte Schüler*innenprojekte die enormen nötigen Übersetzungsarbeiten vor. Und resümieren dennoch Ausschlussmechanismen in rein digitalen Angeboten, die technische, räumliche, ökonomische bis hin zu sprachlichen Barrieren bedingen. Es geht, ihnen zufolge, um eine differenzierte Abwägung seitens der Gender Studies, welche technischen und welche Präsenzformate kombiniert werden können und sollen.

Diana Lengersdorf und **Annika Spill** beschäftigen sich mit der Umstellung von Präsenzlehrveranstaltungen auf Videokonferenzen sowohl aus Perspektive von Studierenden als auch von Lehrenden. Sie reflektieren ein Online-Seminar,

in dem durch das Videokonferenzsystem *trans**, *inter** und nicht-binäre Studierende *geoutet* wurden. Sie argumentieren, dass erst durch den Umstand der Pandemie Fragen der Sorge in Lehrveranstaltungen artikulierbar wurden.

Kathrin Ganz und **Marcel Wrzesinski** stellen die Herausforderungen für die Kompetenzbildung einer Open Science Literacy heraus, welche Zugänge, Kritikfähigkeit und Nachhaltigkeit als Voraussetzung und Möglichkeit bergen. Sie rufen gleichzeitig zur aktiven Mitgestaltung an der Qualitätssicherung von Open Educational Resources auf.

Ebenso plädiert **Diana Drechsler** für eine aktive Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Herausforderungen digitaler Gender Studies und tut dies mit konkreten Anregungen aus den eigenen Erfahrungen des Corona-Sommers 2020.

Heike Pantelmann berichtet von der Neu-Konzeption einer digitalen Lehrveranstaltung durch die Corona-bedingte notwendige Umstellung und zeichnet positive Effekte seitens der Studierenden hinsichtlich selbstbestimmter Lehre nach, aber auch den Ruf nach mehr kollaborativen Arbeitsformaten. Gerade letztere könnten – mit Aufwand und durchdacht – neue Möglichkeitsräume eröffnen.

Auch **Hanna Meißner** und **Aline Oloff** betonen Möglichkeiten, die sie aus der abrupten Umstellung auf rein digitale Lehre für zukünftige Präsenzlehre ziehen, beispielsweise zu ‚translokaler‘ Kooperation von Lehre in größeren Lerneinheiten. Demgegenüber steht ein großer Aufwand an Vorbereitung und Übersetzungsarbeit für diverse Zielgruppen. Und die Einschränkung und Komplexitätsreduktion interdisziplinärer und reflexionsbedürftiger Kontexte stellt eine weitere Herausforderung dar.

Nicola Döring bilanziert die Umsetzung von Gender-Bildungs-Angeboten durch Digitalisierung an der TU Ilmenau. Ein frei wählbarer Online-Grundlagen-Kurs wird seit 10 Jahren gut von Studierenden der MINT-Fächer angenommen. Das digitale Angebot füllt damit eine Lücke in den MINT-Studienplänen. Der fortlaufende Entwicklungs-, Betreuungs- und Pflegeaufwand des Kurses wird jedoch nicht angemessen durch die Universität kompensiert und muss durch Drittmittelförderung und Mitteln des Fachgebietes bestritten werden.

Auch **Katharina Walgenbach** und **Friedericke Johanna Reher** ziehen in ihrer Vorstellung des Portals Intersektionalität eine positive Bilanz seiner Möglichkeiten und Nutzung für asynchrone und synchrone digitale Lehre. Sie verweisen ebenfalls auf die Notwendigkeit, partizipative Gestaltungsräume im Digitalen stärker auszubauen.

Karolin Kalmbach und das „**Autor*innenkollektiv des Netzwerkes Gender & Diversity in der Lehre**“ geben schließlich eine Zusammenfassung ihrer Beiträge, die im Verlauf des Jahres auf dem Blog des Hochschulforum Digitalisierung veröffentlicht wurden. Hier beschäftigen sich Personen, die strategisch, theoretisch und/oder operativ im Bereich Gender und Diversity in der Hochschullehre tätig sind, mit den Einschränkungen für eine gender-/diversitätsreflektierende Lehre durch die kurzfristige Umstellung auf digitalen Lehrbetrieb. Die aus der einjährigen Zusammenarbeit entstandenen Anregungen und Berichte liefern wertvolle Bausteine für eine Ergänzung der Gender

und Queer Studies, der Dis/ability Studies, der rassismuskritischen sowie der post-/dekolonialen Forschung durch digitale Formate. Sie nehmen gleichzeitig die Hochschulen zur Bereitstellung der notwendigen strukturellen Rahmenbedingungen in die Pflicht.

Wir danken allen Beteiligten für ihre Einblicke und Standpunkte und sind sicher, dass diese differenzierte Auseinandersetzung die Diskussion um die Entwicklung und den Einsatz von digitalen und *blended learning* Formaten der Gender Studies voranbringen kann.

Zu den Autor*innen

Sigrid Schmitz ist promovierte und habilitierte Biologin. Sie beschäftigt sich seit 20 Jahren mit digitalen Lehr-Lernansätzen und entsprechenden Formaten und leitete das Teilprojekt II im Verbund „Gendering MINT digital“ am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterforschung (ZtG) der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind feministische Science Technology Studies, Hirnforschung & Neurokulturen, Körperdiskurse und feministische Epistemologie.

Göde Both ist Diplom-Informatiker und promovierter Sozialwissenschaftler. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Gendering MINT digital“ am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin zeichnete er für die Entwicklung und Erprobung der Lehr-/Lerneinheit „Gender & Informatik“ verantwortlich. Seine Interessenschwerpunkte bilden Geschlechter-Technikverhältnisse, Informatikkultur, Künstliche Intelligenz und Wissenschaftskommunikation. 2020 veröffentlichte er die Monographie „Keeping Autonomous Driving Alive. An Ethnography of Visions, Masculinity and Fragility“.

Korrespondenzadressen

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG)
Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät, HU Berlin
Georgenstr. 47, 10117 Berlin

Anmerkungen

- 1 Die Positionspapiere sprechen teilweise – und wir subsumieren dies hier unter dem Begriff der Gender Studies – ebenso über Perspektiven der Queer Studies, der Post-/Decolonial Studies, der Dis/ability Studies und der Gender & MINT Studies (um nur einige zu nennen).
- 2 Das Akronym MINT steht für Studienfächer aus den Bereichen der Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik.
- 3 Das Portal wird dankenswerterweise vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin über den Förderungszeitraum hinaus weiter gepflegt. Zudem sind einzelne Lehrvideos direkt über das Medienrepositorium der HU Berlin (<https://rs.cms.hu-berlin.de/gemintdig/pages/home.php>) abrufbar.
- 4 Eine Reflexion der Herausforderungen, die sich uns während der Projektförderung gestellt haben und wie wir mit ihnen umgegangen sind, erscheint in Kürze im Sammelband „Gender und Diversity in Lehre und Forschung der Naturwissenschaften: Ansätze, Befunde & Umsetzung“ herausgegeben von Martina Erlemann und Sarah Huch im Verlag Springer VS.

Lena Weber/Larissa Rieke

Gender Studies in der unternehmerischen Universität: Wie viel ist digitale Lehre wert?

Seit einigen Jahren wird der Wissenschafts- und Hochschulbereich in Deutschland, wie auch in anderen europäischen Ländern, unter dem Stichwort der „Ökonomisierung“ reformiert (Riegraf/Weber 2017). Parallel dazu lässt sich (zumindest für Deutschland) eine zunehmende Institutionalisierung von Gleichstellungspolitiken an Universitäten feststellen (Weber 2017) sowie eine Verbreitung von Gender Studies an deutschen Universitäten (Hark 2016; Kahler 2018; Riegraf et al. 2010).

Das vormals dominierende Leitbild des Humboldt-Modells, das eine Einheit von Forschung und Lehre und eine Gleichwertigkeit der einzelnen Universitäten vorsah, wird abgelöst durch das neue Leitbild einer „neoliberalen“ oder „unternehmerischen Universität“ (Weber/Riegraf 2017). Darin nehmen der Markt und die organisationale Hierarchie tragende Rollen in Entscheidungsprozessen ein. Universitäten sollen eingebettet in einen Quasi-Markt um finanzielle und personelle Ressourcen konkurrieren. Durch die Distribution finanzieller Ressourcen erzeugt der Staat die ‚Nachfrage‘ nach Lehre, Forschungsfeldern und weiteren wissenschaftlichen Aufgaben von Universitäten und stellt die Bewertungskriterien für wissenschaftliche Exzellenz. Politisches Ziel dieser Steuerung über Märkte und Wettbewerbe ist es, trotz ‚knapp gewordener öffentlicher Kassen‘, die Qualität wissenschaftlicher Leistungen international konkurrenzfähig zu halten, wenn nicht gar zu steigern und wissenschaftliche ‚Exzellenz‘ zu befördern (Riegraf/Weber 2017). In diesem Prozess geht es gezielt darum, zwischen ‚exzellenten Universitäten‘ der Spitzenforschung und weniger ‚exzellenten‘, eher auf Lehre und Studium konzentrierten Universitäten zu differenzieren sowie um eine Abkehr von flächendeckender Förderstruktur.

Die Kriterien für wissenschaftliche Exzellenz orientieren sich vornehmlich an der Forschungsaktivität von Wissenschaftler*innen: Es werden Drittmittelvolumen, Publikationsumfang, Citation Indizes oder Impact Factors von Fachzeitschriftenartikeln als Leistung gewertet. Weniger im Fokus steht die Lehre und es gibt weniger ‚standardisierbare‘ Kriterien, um sie zu evaluieren. Stattdessen kann jede Universität ihr eigenes Messinstrument zur Bewertung ‚qualitativer‘ Lehre entwickeln. In Berufungsverfahren hingegen wird der Umfang der Lehrtätigkeit durchaus berücksichtigt und zunehmend werden Lehrevaluationen von Seminaren und Vorlesungen eingefordert. Allerdings werden Letztere selten stärker gewichtet als die eher ‚harten‘ Kriterien zur Bemessung der Forschungsaktivitäten. Außerdem gibt es im Vergleich zur Forschungsaktivität auch keine mit ähnlichen finanziellen Ressourcen ausgestatteten Wettbewerbe um ‚exzellente Lehre‘ und auch die Diskussion um die ‚Lehrprofessuren‘ ist wieder im Sande versickert (Burkhardt et al. 2014).

In der Summe schafft dies eine Situation, in der Lehrende unter enormen Druck geraten, ihren Workload bezüglich der Forschung hoch und hinsichtlich der Verwaltungsaufgaben und Lehre eher niedrig zu halten. Dies ist jedoch

erforderlich, um sich in der wissenschaftlichen Landschaft Anerkennung für die wissenschaftliche Leistung und Aussicht auf eine der (noch) begehrten, aber knapp bemessenen unbefristeten Positionen als Professor*in zu erhalten.

Neben diesen Veränderungen hat zeitgleich die europaweite Umstrukturierung der Studiengänge nach der Bologna-Richtlinie stattgefunden. Die Bachelor-Studiengänge sollen sich in ihren Lehrinhalten stärker am Arbeitsmarkt ausrichten und Studierende zu (mehr) ‚Employability‘ verhelfen, während das Ziel der Master-Studiengänge sein soll, Studierende auf Forschung und Wissenschaft vorzubereiten. Die Gender Studies haben in Deutschland diesen Veränderungsprozess als Gelegenheitsfenster genutzt sich als Studienfach zu etablieren (Hark 2016). Zuvor waren Frauen- und Geschlechterstudien eher durch einzelne Persönlichkeiten in den jeweiligen Disziplinen getragen. Das Feld hat sich weiter diversifiziert: neben bzw. zusammen mit den Gender Studies entstehen Studiengänge der Postcolonial Studies, Diversity Studies etc.

Schon vor der Corona-Pandemie wurde im Zuge eines angestoßenen Wertewandels durch die Bologna-Reform darüber diskutiert, inwiefern sich Referate, Hausarbeiten oder Diskussionen mit einem Laborversuch oder einer Multiple-Choice-Klausur vergleichen lassen. Ab wann gilt eine aktive Teilnahme als ‚qualifiziert‘ bzw. wann ist eine qualifizierte Teilnahme ‚aktiv‘? Und inwiefern lässt sich überhaupt ein Bildungs- und Lernprozess standardisieren oder Wissen generell kommodifizieren?

Wissenschaftliche Disziplinen unterscheiden sich in ihren epistemologischen Überzeugungen. Von diesen lassen sich Wissenschafts- sowie Lehr- und Lernpraxis ableiten: Während bspw. in den Naturwissenschaften vorwiegend *eine* Wahrheit existiert, können in den Kultur- und Sozialwissenschaften verschiedene parallel existierende ‚Wahrheiten‘ ergründet werden. Für das Verstehen und Erschließen unserer komplexen Welt sind alle Wissenschaftsformen sowie der Einsatz und Erhalt vielfältiger Lehr- und Lernformate notwendig. Eine Argumentation, die eine diskriminierungsfreie, geschlechtergerechte Sprache einschließt und für alle Menschen nachvollziehbare Zusammenhänge schafft, dauert schlichtweg länger und fordert eine intensive Auseinandersetzung der Teilnehmenden untereinander. In Zeiten, in denen Rechtspopulismus, Rassismus, Antifeminismus und Antigenderismus weit oben auf der tagespolitischen Agenda stehen ist eine Vermittlung der Praktiken und Sinnbezüge von diskriminierungsfreier Diskussionskultur unerlässlich.

Die Gender Studies lassen sich aufgrund ihrer fachspezifischen Wissens- und Forschungskultur, die durch eine intensive Diskussionskultur, Auseinandersetzung mit Prozessen der Persönlichkeitsentwicklung, Perspektivenvielfalt und Austausch über Weltanschauungen charakterisiert ist, nur begrenzt in der digitalen Lehre durchführen. Insbesondere die Gender Studies leben vom diskussionsbasierten Austausch, der in einem Online-Meeting nur schwer umsetzbar und gleichsam unbefriedigend ist: Gedankliche Reflexion und sprachliche Argumentation brauchen im wahrsten Sinne des Wortes Raum, direkte Rückmeldung, Reaktion und Zeit. Dies ist in Zoom-Meetings schwer(er) zusammenzubringen und zu koordinieren. Auch lässt sich eine fundierte Argumentation

nur schwer – gerade im digitalen Raum – in ein standardisiertes Frage/Antwort- bzw. ein Richtig/Falsch-Schema pressen.

Körperliche Anwesenheit ebenso wie Formen verbaler und nonverbaler Kommunikation erhalten in einem Fach wie den Gender Studies einen bedeutsamen Stellenwert, weil es unmittelbare, im Seminarraum stattfindende Phänomene beobachtet; sensible und körpergebundene Prozesse (z.B. Doing Gender) reflektiert oder geschlechtergerechte Sprache vermittelt. Neben dem Studieren von fachwissenschaftlichen Inhalten, stellt das Studium insbesondere in den Gender Studies einen umfassenden Sozialisationsprozess dar; Menschen werden dazu befähigt, selbstständiger zu werden, Sensibilität und Problembewusstsein für bestimmte Thematiken und Praktiken zu entwickeln; Verantwortung zu übernehmen, auch für eigene Bildungsprozesse; Sie werden durch Referate und Seminarbeteiligung als mündige Diskussionspartner*innen adressiert. Diese Sozialisationsprozesse lassen sich nicht gänzlich durch digitale Formate auffangen, sondern die Studierenden müssen diesbezüglich angeleitet werden Austausch einzufordern und in Austausch zu treten. Aus diesem Grund ist es gerade für die Gender Studies von Notwendigkeit zu hinterfragen, inwiefern die Digitalisierung von Bildungsprozessen und die Anonymität der Studierenden im virtuellen Seminarraum den Austausch fördert oder hemmt. Diesbezüglich besteht Forschungsbedarf wie die Vermittlung sensibler Studieninhalte bzw. die Aneignung kritischen Reflexionsvermögens unter diesen Bedingungen nach Geschlecht und sozialer Herkunft der Teilnehmenden unterschiedlich gelingt.

Es gilt gründlich zu überprüfen, ob und wenn ja, welche Studiennachteile bzgl. des Wissensaustauschs für Studierende der Gender Studies durch die aktuelle Pandemielage entstehen. Grundsätzlich darf ein durch die Coronapandemie ausgelöster, großflächiger Digitalisierungsschub im Feld der Hochschulbildung nicht dazu führen, dass gegenwärtige Ökonomisierungsprozesse weiter forciert werden, die Lehre nach wie vor zu wenig Anerkennung erfährt (an den Universitäten entstehen z.B. unterschiedliche Modelle der Lehrkompensation in der digitalen Lehre bzw. das Lehrdeputat wird teils gekürzt, teils bleibt es unangetastet) und dadurch sozialwissenschaftliche Fächer, wie die Gender Studies, eine weitere Form der Abwertung erfahren.

Zu den Autor*innen

Dr. Lena Weber, Vertretungsprofessorin für Bildungssoziologie an der Universität Paderborn und Postdoc-Wissenschaftlerin am Fach Soziologie der Universität Paderborn. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Ökonomisierung der Universitäten, Gleichstellungspolitiken, Digitalisierung der Arbeit und Care-Arbeit sowie geschlechtliche Arbeitsteilung.

Larissa Rieke, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fach Soziologie der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkte: Arbeits- Musik- und Bildungssoziologie. Thema der Masterarbeit (2020): Wie unternehmerisch ist

die Universität? Promotionsthema: Subjektivierungsanforderungen von Musikschaffenden unter dem Einfluss der Digitalisierung.

Korrespondenzadressen

Lena Weber

Fakultät für Kulturwissenschaften, Soziologie, Universität Paderborn
Warburger Str. 100, 33098 Paderborn
leweber@mail.upd.de

Larissa Rieke

Fakultät für Kulturwissenschaften, Soziologie, Universität Paderborn
Warburger Str. 100, 33098 Paderborn
Irieke@mail.upd.de

Literatur

- Burkhardt, Anke/Hilbrich, Romy/Hildebrandt, Karin/Schuster, Robert (Hrsg.) (2014): *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*. Berlin: AKA.
- Hark, Sabine (2016): *Contending directions. Gender studies in the entrepreneurial university*. In: *Women's Studies International Forum* 54, January-February, S. 84-90. <https://doi.org/10.1016/j.wsif.2015.06.009>.
- Kahlert, Heike (Hrsg.) (2018): *Gender Studies and the New Academic Governance. Global Challenges, Glocal Dynamics and Local Impacts*. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19853-4_1.
- Riegraf, Birgit/Aulenbacher, Brigitte/Kirsch-Auwärter, Edit/Müller, Ursula (Hrsg.) (2010): *GenderChange in Academia. Re-mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective*. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92501-1>.
- Riegraf, Birgit/Weber, Lena (2017): *Excellence and Gender Equality Policies in Neoliberal Universities*. In: *Gender and Research* 18, 1, S. 92-111. <https://doi.org/10.13060/25706578.2017.18.1.351>.
- Weber, Lena (2017): *Die unternehmerische Universität. Chancen und Risiken für Gleichstellungspolitiken in Deutschland, Großbritannien und Schweden*. Weinheim: Beltz-Juventa.

Inga Nüthen/Isabel Collien

Möglichkeitsfenster digitaler Hochschullehre? Ein Gespräch über Digitalisierung in Zeiten der Corona-Pandemie

Inga Nüthen: Wir beschäftigen uns ja beide mit einer machtkritischen Perspektive in der Lehre. Dementsprechend haben wir auch in Bezug auf Digitalisierung immer die Frage nach deren Zusammenwirken mit sozialen Ungleichheiten und historisch gewachsenen Machtverhältnissen diskutiert. Aus dieser Perspektive würde ich die These aufstellen, dass die massive Digitalisierung der Hochschullehre seit März 2020 soziale Ungleichheiten verschärft hat.

Diversitätsfördernde Potenziale digitaler Lehre bisher nicht eingelöst

Isabel Collien: Ich stimme Dir zu. Die Versprechen digitaler Lehre, also beispielsweise Flexibilisierung des Lernortes oder Barrierearmut, haben sich nicht erfüllt. Das zeigt auch unsere interne, nicht-öffentliche Studierendenbefragung an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg. Studierende mit geringem finanziellem Polster, Personen mit Erziehungs- und Pflegeverantwortung und besonders auch Studierende mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen berichten von Ängsten, Isolation oder massiver Mehrfachbelastung und Überforderung. Theoretisch könnten sie zeitlich flexibler lernen, praktisch fehlen vielen die Selbstlernfähigkeiten und sie sind damit befasst, finanziell, sozial und psychisch die Belastungssituation irgendwie durchzustehen. Im Prinzip haben wir viele dieser Studierenden im ersten Corona-Semester verloren.

IN: An der Universität Marburg haben wir ähnliche Erfahrungen gemacht. Die Studierenden haben von einem erhöhten Workload und Überforderung berichtet. Einigen fehlen die Voraussetzungen, um die digitalen Lernangebote umfänglich wahrnehmen zu können – etwa aufgrund mangelnder technischer Ausstattung, schlechter Internetverbindung oder dem fehlenden ruhigen Arbeitsplatz. Hinzu kommen ökonomische Sorgen aufgrund weggefallener Finanzierungsmöglichkeiten. Das hat unsere Hochschulleitung zwar grundsätzlich auf dem Schirm, gleichzeitig fühlt sich dann doch alles wie *buisness as usual* an, hinter dem die verschärften Ungleichheiten verschwinden. Und auch die Möglichkeit für trans Studierende sich ihrer geschlechtlichen Verortung entsprechend vorzustellen, wird komplizierter. Hier fehlt in der IT Abteilung oft die Sensibilität.

IC: Das klingt jetzt alles sehr negativ. Ich möchte daher die These der Verschärfung sozialer Ungleichheiten weiter ausdifferenzieren. Im digitalen Raum verschieben sich Barrieren teilweise auch oder lösen sich ganz auf. So haben Studierende im Rollstuhl beispielsweise weniger Probleme an digitalen Seminaren teilzunehmen als wenn sie versuchen, sich durch die beschränkt barrierearmen Gebäude zum nächsten Hörsaal zu navigieren – zumindest an unserer Hochschule.

IN: Dennoch würde ich sagen, dass uns an den Hochschulen die notwendigen Ressourcen und teilweise auch die Kenntnisse fehlen, um sozialen Ungleichheiten im digitalen Raum begegnen zu können.

Fehlende Ressourcen für digitale Lehre verschärfen soziale Ungleichheiten

IC: Das stimmt. Bei uns als Fachhochschule mit einem sehr hohen Lehrdeputat schrumpfte die Zeit der Lehrenden für diese Themen quasi auf null. Daher haben wir im Ausschuss für Gleichstellung und Diversity gefordert, dass wir als Hochschule Antidiskriminierung und Chancengerechtigkeit zur Priorität erheben und entscheiden, anderes dafür hinten an zu stellen.

IN: Eigentlich wäre jetzt ein günstiger Moment um soziale Ungleichheiten im Hochschulkontext zu thematisieren und abzubauen, da die Auswirkungen gesamtgesellschaftlich so klar auf dem Tisch liegen. Gleichzeitig sehe ich auch, dass die Verantwortung dazu vor allem auf den Schultern der Lehrenden lastet. Diese können nicht individuell strukturelle Ungleichheiten verändern, wenngleich ihnen eine zentrale Rolle zukommt. Es braucht viel mehr Unterstützungsstellen, die beispielsweise didaktische Szenarien mit entwickeln helfen oder Lehrvideos untertiteln. Lehrende werden immer mehr zu ‚Didaktiker*innen ihrer Selbst‘.

IC: Schöne Metapher. Ja, Lehrende sind zunehmend eigenverantwortlich für die Optimierung und Vermarktung ihres Lernangebots bei gleichzeitig zu wenig ausgebauten Support-Strukturen und zu geringer Anerkennung von guter Lehre in akademischen Karrieren. Aber welche Konsequenzen hat die aktuelle Situation eigentlich für das Lehrangebot in den Gender Studies?

Anspruch der Selbstreflexion und Haltungsänderung in den Gender Studies leidet

IN: Ich würde sagen, je nach Lernziel und Lernkontext sind die Effekte digitaler Lehre vielfältig. Es macht ja einen Unterschied, ob ich Theorietexte von Judith Butler bis Audre Lorde mit Studierenden eng am Text diskutiere oder ob ich versuche, in einem nachgestellten Laborsetting in den Pflegewissenschaften Genderaspekte bei der Behandlung von Patient*innen zu reflektieren.

IC: Am Beispiel der Pflegewissenschaft wird meines Erachtens deutlich, dass es Kontexte geben kann, die aufgrund des Formats Präsenz in den Gender Studies zwingend erfordern – oder für die es bisher noch keine adäquaten digitalen Formate gibt. Außerdem würde ich postulieren, dass Präsenzlehre sich förderlich auf Reflexion und Haltungsänderung als zwei häufige Lernziele der Gender Studies auswirkt. Besonders bei Formen der Reflexion im Dialog mit anderen halte ich dies für relevanter als beim Nachdenken im angeblich stillen Kämmerlein.

IN: Die Idee des Erkenntnisprozesses im stillen Kämmerlein ist ohnehin eine androzentrische Fantasie. Auch bei eher textlastigen Seminaren ist für mich das Nachdenken im Dialog mit anderen fundamentaler Bestandteil kollektiver Bildungsprozesse. Digital kann das nur teilweise abgebildet werden. Nenn' mich altmodisch, aber die Kommunikation im Seminarraum (und auch davor und danach) schließt einfach mehr Ebenen mit ein als im Chat und per Mikro und Video abgebildet werden können. Das Ganze wird dann doch recht schnell frontal und vereinzelt.

Kollektive Bildungsprozesse brauchen Präsenz und mehr interaktive digitale Formate

IC: Ja, die aktuell fehlenden interaktiven Formate im digitalen Raum führen dazu, dass die Lehrendenzentrierung wieder zunimmt. Bei einer digitalisierten Vorlesung ist das vielleicht weniger ein Problem. Das widerspräche aber der Idee kollektiver Bildungsprozesse in Seminaren und Gruppenarbeitsszenarien. Im Rahmen unserer Entwicklung digitaler, offener Lernmaterialien bei der Hamburg Open Online University (OER „Was ist Gender?“)¹ haben wir ja versucht, lernendenzentriert vorzugehen – sowohl (medien)didaktisch als auch technisch. Das bedeutete, unser Lernangebot entlang der Bedarfe von potenziellen Nutzenden zu konzipieren.

IN: Gleichzeitig haben wir unser Lernangebot im Sinne des Blended-Learning-Ansatzes immer so gedacht, dass es die Präsenzlehre ergänzt. Im digitalen Setting schränkt sich sowohl die Beziehungsebene zwischen den Lehrenden und den Studierenden als auch unter den Studierenden ein. Reflexionsprozesse können schwerer begleitet werden. Da fehlt aktuell einfach was.

IC: Digital sind Teilnehmende jedoch nicht so exponiert. Das kann auch eine Schutzfunktion für jene haben, die negativ von Herrschaftsverhältnissen betroffen sind. Aber auch hier gilt wieder, dass sich Diskriminierung und Ungleichheiten verschieben können. Die Wirkung von Hate Speech im digitalen Raum darf nicht unterschätzt werden. Auch darauf müssen Unterstützungsstrukturen und Lehrende Antworten finden.

IN: Alles ganz schön komplex. Was wäre nach unserer kurzen Diskussion dein Fazit zu digitaler Lehre unter Corona-Bedingungen?

IC: Es gibt ein Möglichkeitsfenster für eine machtkritische und diversitätswusste Ausgestaltung der (digitalen) Lehre. Aus gleichstellungspolitischer Sicht müssen wir Ressourcen und Freiräume dafür fordern. Diese Debatte kann mittels der Gender Studies auch in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht werden.

Zu den Autor*innen

Isabel Collien, Dr. rer. pol., ist Expert*in für Organisationsentwicklung mit den Schwerpunkten Antidiskriminierung, Chancengerechtigkeit und Intersektionalität. Aktuell leitet sie die Stabsstelle Gleichstellung der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg und forscht als Politikwissenschaftler*in und Volkswirt*in u.a. zu postkolonialen Perspektiven auf Diversity Management. Gemeinsam mit Inga Nüthen entwickelte sie die offene, digitale Lernressource OER „Was ist Gender?“

Inga Nüthen ist Politikwissenschaftler*in und arbeitet zu queer_feministischen Perspektiven in der Politischen Theorie/der Politikwissenschaft, zurzeit am politikwissenschaftlichen Institut der Philipps-Universität Marburg. Sie hat beim Projekt „Toolbox – Gender und Diversity in der Lehre“ am MvBZ der FU Berlin mitgearbeitet und gemeinsam mit Isabel Collien die OER „Was ist Gender?“ erstellt.

Korrespondenzadressen

nuethen@staff.uni-marburg.de
collien@zedat.fu-berlin.de

Anmerkungen

1 <https://blogs.hoou.de/gender/> (Zugriff: 10.02.2021).

Inka Greusing/Eda Koca/Lena Nahrwold/Franziska Niederstadt

Fortgeschrittene Einsteigerinnen* – Onlinelehre mit Schülerinnen* an einer TU

Der Techno-Club (T-C) am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG) der Technischen Universität Berlin (TU) richtet sich an Oberstufenschülerinnen*¹ in Berlin. Ziel des T-C ist es, strukturellen Diskriminierungen aufgrund von Zuschreibungen sozialer Kategorien sowie ihren Intersektionen entgegenzuwirken, um eine gerechtere Teilhabe aller am universitären Leben zu ermöglichen. Entscheidend ist das am ZIFG erarbeitete Verständnis einer *forschungsbasierten Genderkompetenz*, worauf die fortlaufend prozessorientierte Konzeption des T-C-Programms basiert.

Vordergründig geht es darum, den Frauen*anteil in männerdominierten MINT-Fächern zu erhöhen. Gender Studies-Inhalte werden implizit vermittelt. Die erlernen Schüler*innen Methoden des kritischen wissenschaftlichen Arbeitens auf Grundlage feministischer Wissenschaftskritik und wenden diese an. Sie werden zum selbstverantwortlichen Denken und Hinterfragen von Gegebenem ermutigt sowie zu kritischer Reflektion der MINT-Fächer.

Das einjährige T-C-Programm umfasst normalerweise drei aufeinander aufbauende Stufen: Im Frühjahr führen Studentinnen* 1.) in Kooperationsschulen für alle Schülerinnen* der 11. Jahrgangsstufe während der Unterrichtszeit Workshops in Kleingruppen durch. Im Sommersemester findet 2.) die Einsteigerinnen*-AG (E-AG) statt. Teilnahme daran ist Voraussetzung für 3.) die im Wintersemester stattfindende Fortgeschrittenen-AG (F-AG). Diese beiden von Studentinnen* betreuten AGs finden am Nachmittag nach der Schule auf freiwilliger Basis für alle interessierten Schülerinnen* der Oberstufe an der TU statt. Dort führen sie in Versuchshallen und Laboren Experimente durch und lernen Methoden wissenschaftlichen Arbeitens sowie den Uni-Campus mit wichtigen Anlaufstellen kennen.

Außerdem organisiert der T-C im Rahmen einer Kooperation mit dem Verein M-Power Nachhilfeunterricht in den MINT-Fächern für geflüchtete und migrantisierte Schülerinnen*, der in TU-Räumen auf ehrenamtlicher Basis von Studentinnen* gegeben wird. Die Nachhilfelehrerinnen* organisieren und leiten für diese Zielgruppe zudem Ferienschulen, in denen auf schulische Abschlussprüfungen vorbereitet wird.

2020 lief alles anders. Zwei Tage vor dem Auftakt der E-AG Mitte März, sowie mitten im Nachhilfe- und Ferienschulbetrieb mussten wir der Aufforderung des TU-Krisenstabes nachkommen, sämtliche Veranstaltungen des Sommersemesters für TU-externe Teilnehmer*innen abzusagen. Der Nachhilfe- und Ferienschulbetrieb in Kooperation mit M-Power wurde schnell so gut es ging mittels online Tools wie Zoom wieder aufgenommen. Dies erwies sich als Hürde, was sich unter anderem an dem deutlich erhöhten unverbindlichen Verhalten der Schülerinnen* zeigte. Gerade für das Engagement als Nachhilfelehrerin* ist ein präsenter Bezug wichtig, um nah an den Schülerinnen* und ihren Bedürfnissen zu sein und Kontinuität zu schaffen. Zudem entfiel ein wichtiger Neben-

effekt der Präsenzlehre, nämlich ein niedrigschwelliger Zugang und Bezug zur Universität, der dieser Zielgruppe strukturell eher verwehrt ist.

Wir als T-C-Team hatten dadurch den unfreiwilligen „Luxus“, ein Semester lang aus Studierenden- und Lehrendenperspektive Erfahrungen mit/in der virtuellen Universität sammeln zu können. Darauf basierend konzipierten wir unser Wintersemester-Programm als möglichst barriere- und diskriminierungsarmes digitales Angebot neu. Aber wie erreichen und motivieren wir Schülerinnen*, die wir über ein halbes Jahr zuvor besucht hatten? Zumal gerade die Highlights, die Experimente in den Laboren, wegfallen mussten. Wir leisteten viel Übersetzungsarbeit, um unsere Ziele zumindest teilweise umsetzen zu können. Auch im Onlinesemester wollten wir eine Plattform bieten, auf der sich Oberstufenschülerinnen* aus ganz Berlin untereinander kennenlernen und sich mit studentischer Unterstützung einen ersten Zugang zur TU erarbeiten könnten. Wir entschieden uns den Schwerpunkt auf das kritische wissenschaftliche Arbeiten mit enger studentischer Betreuung zur Erstellung einer kurzen Forschungsarbeit zu legen.

Eine erste Hürde bestand für uns darin, den Schülerinnen* und damit TU-externen Zugang zu den von der TU bereitgestellten Tools Zoom und ISIS zu verschaffen. Glücklicherweise konnten wir für die Schülerinnen* kostenlose Gasthörerinnen*schaften erwirken, wodurch sie auch Zugang zu weiteren TU-Ressourcen wie der Bibliothek bekamen. Zudem lernten sie die digitale Organisation der TU viel besser kennen und ohne die Fahrtwege fiel ein zeitlicher und finanzieller Aufwand weg.

Jedoch gingen mit der Notwendigkeit der Online-Lehre weitere Nachteile und Ausschlüsse einher, von denen wir einige anhand unserer Erfahrungen erläutern möchten:

Auch wenn sie nicht zum Ausschlusskriterium wurde, war unseren Ressourcen entsprechend eine strengere Teilnehmerinnen*begrenzung notwendig. Während sich im Sommersemester i.d.R. über 100 Schülerinnen* anmelden und ca. 70 teilnehmen, war es ungleich schwerer, sie ein halbes Jahr nach den Schulbesuchen zu motivieren. Nur aufgrund der langjährigen Kooperationsbeziehungen zu Schulen und M-Power haben sich überhaupt 15 Schülerinnen* angemeldet, wovon 9 teilnahmen.

Online-Lehre erweist sich als voraussetzungsreich was die technische, räumliche und damit finanzielle Ausstattung sowie notwendige Kenntnisse zur Benutzung anbelangten. Dem begegneten wir durch Kurzvideo- und Printanleitungen zum Umgang mit den benutzten technischen Tools. Zudem haben wir die verfügbare technische Ausstattung erfragt, um ggf. unterstützen zu können was sich jedoch als nicht notwendig herausstellte. Dies deutet darauf hin, dass Schülerinnen* ohne entsprechende Ausstattung sich gar nicht erst angemeldet haben.

Die Kommunikation über Online-Tools kann eine Barriere für Personen mit sozialen Unsicherheiten oder weniger umfangreichen Deutschsprachkenntnissen darstellen.

Der virtuelle Raum erschwert zu sehen, wann eine Person sprechen möchte. Oftmals wurde gleichzeitig oder gar nicht geredet und Differenzen im Redever-

halten traten stärker hervor, weshalb wir eine hierarchische Gesprächsmoderation bereits bei kleiner Gruppengröße benötigten. Darum nutzten wir verstärkt das Zoom-Feature sogenannter Breakout-Sessions zu Kleinstgruppenarbeitsphasen ohne Tutorinnen*.

Zudem gab es weniger Räume für die Kommunikation persönlicher Belange, da z.B. die Möglichkeit zum persönlichen Einzelgespräch in Pausen wegfiel. Die für den T-C zentrale Vernetzung mit Studentinnen* der MINT-Fächer auf einer persönlichen Ebene sowie der sonst so produktive Austausch zwischen Schülerinnen* unterschiedlicher Schulen und damit auch sozio-ökonomischer Hintergründe war durch die räumliche Trennung und zeitliche Bündelung erheblich erschwert. Letzterem versuchten wir zu begegnen, indem wir die Teilnehmerinnen* anregten, sich anhand von Steckbriefen über ihre Interessen und Hobbys sowie Unterstützungswünsche und -angebote untereinander auszutauschen und kennenzulernen.

Insgesamt geht die Digitalisierung der Universität und Umstellung auf Online-Lehre mit einer gegenüber der Präsenzlehre teils überraschenden Exklusivität einher, welche die Gender Studies nicht mittragen sollten. Ein Aspekt ist der kategorische Ausschluss externer Personen von universitären Veranstaltungen, die sich zum Beispiel in der Anordnung geäußert hat, alle Veranstaltungen für TU-Externe im Sommersemester 2020 pauschal abzusagen, und der Schwierigkeit, Online-Zugänge zu beantragen. Ausschlüsse werden offenbar auf vielfältige Weise produziert, die es auf Vermeidbarkeit und Alternativlösungen genauer zu untersuchen gilt. Eine Kombination bzw. Ergänzung von Präsenz- mit Online-Formaten könnte aus unserer Sicht ein langfristiges Ziel für die Lehre darstellen, sofern die Voraussetzungen für alle Interessierten gegeben sind. Grundsätzlich können wir eine Nutzung der digitalen Technik anraten, um einerseits ihre Vorteile auszuschöpfen und andererseits diese Domäne nicht anderen Disziplinen allein zu überlassen. Denn so kann den Gender Studies nicht unterstellt werden, die Technik als Gegenstand ohne Anwendungserfahrung zu untersuchen, sowie der Ausbau *gerechterer* Technik gezielter vorangetrieben werden.

Zu den Autor*innen

Inka Greusing, Dr. phil, Ingenieurin und Geschlechterforscherin, Leitung Techno-Club, arbeitet zu Fachkulturforschung in den Ingenieurwissenschaften und Dekolonisierung der Genderstudies.

Eda Koca, Lena Nahrwold (Kulturanthropologin), Franziska Niederstadt, Tutorinnen im Techno-Club, studieren Verkehrswesen, Informatik und Physik. Politisch und erkenntnistheoretisch ist uns die enge Verzahnung von kritisch-feministischer Geschlechterforschung, Lehre und Schüler*innenarbeit ein großes Anliegen.

Korrespondenzadressen

Techno-Club/TU Berlin

Sekr. FH 6-4

Fraunhoferstraße 33-36, 10587 Berlin

Anmerkungen

- 1 Der Stern signalisiert die Vielfalt von geschlechtlichen Identifikationen auch innerhalb einer Genusgruppe.

Diana Lengersdorf/Annika Spill

I care for you!? – Gender Studies studieren und lehren unter Corona-pandemischen Bedingungen

Wir¹ sind in diesem Textdokument zusammeng gekommen, um über die Frage von Care im Studium und in der Lehre der Gender Studies unter den Bedingungen der Corona-Pandemie nachzudenken.

Die Frage der Sorge wurde für uns situativ virulent, als sich im Zuge der Umstellung auf digitale Lehre im April 2020 herauskristallisierte, dass Student*innen nahezu überall in den digitalen Lernräumen und Videokonferenzsystemen mit dem Namen sichtbar werden, der aus der Immatrikulationsdatenbank stammt. Die Student*innen nahmen irritiert zu Kenntnis: die gewohnte Anonymität² in Lehrveranstaltung war aufgehoben, ihr vollständiger Name überall sichtbar und teilweise mit dem eigenen (beweglichen) Bild verknüpft. In Videokonferenzsystemen führte dies zunächst – nahezu reflexartig – zu einem Ausschalten von Sichtbarkeit. Was bleibt, ist der Name. Manche erleben es als irritierend, für andere ist es höchst problematisch. Herausgreifen möchten wir hier die Gruppe der TIN-Student*innen³.

Den eigenen Namen sowie die Angabe zu Geschlecht können Student*innen – individuell – derzeit nur unter kompliziertem bürokratischen Aufwand in der Datenverwaltung der Universität ändern (lassen). Dies bedeutet, dass die universitären Daten zu Name und Geschlecht von TIN-Personen oftmals nicht ihrem Selbstverständnis entsprechen. Genau diese Daten jedoch werden stets in der Organisation und Durchführung von Lehre reproduziert und für Lehrende sowie für Kommiliton*innen sichtbar gemacht. So bleibt nur das Verheimlichen oder das immer wiederkehrende Erklären der eigenen Identität.

Praktiken des Outings – im Sinne des Zwangs, öffentlich zu werden – in Veranstaltungskontexten sind tradiert und nicht erst durch digitale Lehre hervorgebracht. In Veranstaltungen wird so ein Raum geöffnet, um TIN-Student*innen private, übergriffige oder verletzende Fragen zu stellen (z.B. explizite Fragen nach Genitalien oder sexuellen Vorlieben). Durch wiederkehrendes Erleben müssen TIN-Student*innen per se davon ausgehen, eine potenziell gewaltvolle Haltung anderer ihnen gegenüber zu erleben. In der digitalen Lehre wird diese verletzende und anstrengende Praxis nun zu einer Konsequenz aus einem ‚technischen‘ Problem. Wer ist verantwortlich für die Sorge um dieses Problem? *Who cares?*

Annika sorgte sich schon lange vor der Pandemie um das Problem der Namensanzeige. Zusammen mit ihrer Kollegin Siân Birkner kümmerte sie sich nun um die Umsetzung einer ‚Lösung‘: Da sich die ‚harten‘ Strukturen (technisch-bürokratische Dimensionen der universitären Datenbank) nicht ohne weiteres aufbrechen lassen, besteht die ‚Problemlösung‘ aus einer Handreichung⁴ und einem Aufruf an die Lehrenden der Fakultät, sich mithilfe der bereitgestellten Informationen zu sensibilisieren.

Während Annika dieses Problem seit dem Beginn ihres Studiums an der Universität Bielefeld verfolgt und bearbeitet, ist es für Diana erst im Rahmen

der Corona-bedingten Online-Lehre relevant geworden. *I care, do you?* Diana ließ sich erst in der digitalen Lehrsituation von der Schwierigkeit affizieren und fühlte sich erst dann verantwortlich, an einer Änderung mitzuwirken. Zuvor war ihr der Umstand unbekannt, als Problem von ihr nicht erkannt und auch der – nun an sie herangetragenen – Leidensdruck für sie nicht erfahrbar. *Privileged carelessness.*

Bemerkenswert erscheint uns dabei, dass Diana von den TIN-Student*innen nicht in ihrer Funktion als leitendes Mitglied der Universität angesprochen, sie nicht zur Verantwortung gezogen wurde. Wir erinnern uns: Hochschulen und Universitäten sind vom jeweiligen Bundesland getragene Körperschaften des öffentlichen Rechts. Die Frage nach Care könnten wir so zur Frage einer behördlichen Verantwortung machen, denn durch die Universität – hier ihre digitale Datenbankstruktur – werden Personen verletzt, es wird ihnen Leid angetan. Doch etwas anderes fand statt: das Online-Seminar wurde zu einem Ort, an dem über Leid gesprochen werden konnte. Wir deuten dies dahingehend, dass bürokratische Nähe-Distanz-Regulationen zwischen Lehrenden und Student*innen nicht mehr reibungslos funktionieren, es eröffnet sich ein Möglichkeitsraum des Sagbaren und dieses neue Sagbare kann auch in der Benennung von Verwundbarkeit und Verletzungs Offenheit – von Student*innen und Lehrenden – gegenüber einer Behörde liegen. Care allein in eine Frage der behördlichen Verantwortung zu übersetzen führt unseren Blick weg von den Personen, die Care benötigen.

Vor dem Hintergrund der Corona-Krise ändern sich Praktiken des Lehrens, Lernen, Arbeitens und Austauschens. Gewohnte Routinen geraten ins Stocken. Dies ist für alle Beteiligten herausfordernd, anstrengend und wie wir deutlich gemacht haben, für manche Personengruppen sogar eine Gefahr. Zugleich öffnet sich etwas. Neue (digitale) Räume erhalten einen Platz, in denen Fragen der Sorge artikulierbar werden, die unter präpandemischen Umständen im Universitätskontext nicht stattfanden. Wir erzählen uns von unseren Problemen, von den Herausforderungen des pandemischen Alltags, vom Leid und unseren Sorgen, und noch viel wichtiger: wir hören uns zu.

Für uns alle ist spürbar geworden, dass eine Universität auch ein Ort der Sorge, des Caring sein kann. Dazu braucht es aber mehr als eine digitale Infrastruktur, sondern vor allem die Ermutigung, über das eigene Wohlergehen oder auch ihre Abwesenheit zu sprechen und zuzuhören. Es braucht Care im Sinne einer Reziprozität, einer Resonanz, eines sich Sorgens und schlussendlich auch die Bereitschaft, aus einer privilegierten Unverantwortlichkeit heraus zu treten und sorgsam zu handeln. *I care for you!*

Zu den Autor*innen

Lengersdorf, Diana, Prof. Dr., Studium der Soziologie, Psychologie, Volkswirtschaftslehre an der RWTH Aachen, 2011 Promotion in Soziologie an der Technischen Universität Dortmund, 2013 Professur für Geschlecht, Technik und Organisation an der Universität zu Köln, 2017 Leo Spitzer-Nachwuchs-

preis der Universität zu Köln für herausragende wissenschaftliche Leistungen, seit 2017 Professur für Geschlechtersoziologie an der Universität Bielefeld, Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtersoziologie, insb. Männlichkeitenforschung; Arbeits- und Organisationssoziologie; Science & Technology Studies, Soziologie des Materialen; Praxistheorie, Soziologien sozialer Praktiken, aktuell: beteiligt am DFG-geförderten Graduiertenkolleg „Geschlecht als Erfahrung“ am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) der Universität Bielefeld.

Spill, Annika, B.A., Bachelorstudium der Erziehungswissenschaft an der TU Dortmund (2018), Maststudium in den Gender Studies an der Universität Bielefeld. Mitglied der Fachschaft Gender Studies. Studentische Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Geschlechtersoziologie. Aktuell: Mitwirkende an der Schnittstelle der Fakultät Soziologie zur neu gegründeten Medizinischen Fakultät der Universität Bielefeld.

Korrespondenzadressen

Prof. Dr. Diana Lengersdorf
Arbeitsbereich 8 Geschlechtersoziologie, Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld

Anmerkungen

- 1 „Wir“ ist hier eine komplexe Konstellation: Die beiden als distinkt erlebten Personen Annika und Diana: „Diana“ versteht sich als menschliche Person, erlebt sich als Frau und wurde – zumeist – als solche sozialisiert, sie ist Wissenschaftlerin und Lehrende im Master „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ an der Universität Bielefeld, sie profitiert von vielen Privilegien, auch dem des Weißseins. „Annika“ profitiert ebenfalls durch die Privilegien des Weißseins und der Cisgeschlechtlichkeit. Sie ist Studentin und studentische Mitarbeiterin in den Gender Studies an der Universität Bielefeld. Im Rahmen der Fachschaft und des Arbeitskreis gendergerechte Hochschule sorgt sie sich um ihre Kommiliton*innen. Beide sind wir vielfältig verbunden, über Lehrveranstaltungen (Studierende/Lehrende), universitäre Funktionsbereich (studentische Mitarbeitende/Professor*in), über einen geteilten universitären Ort, über den Studiengang Gender Studies. Und wir beide sind zugleich getrennt über Generationen, hierarchische Positionen, Gewohnheiten und Selbstverständlichkeiten, Privilegien und Benachteiligungen.
- 2 Die Anzeige des eigenen Bildes und Namens machen die eigene Anwesenheit im digitalen Raum, die aktuelle beobachtbare Verfassung und ggf. auch den privaten Lebensraum fortlaufend nicht nur für alle Teilnehmer*innen der Videokonferenz sichtbar, sondern spiegeln sie auch für die Betrachter*innen durch den Bildschirm. Eine derartige Bewusstmachung findet im regulären Veranstaltungskontext nicht statt und

vermittelt so das Gefühl einer ungewohnten Öffentlichkeit.

3 TIN steht für trans*, inter* und nicht-binär. TIN fungiert als Sammelbegriff für Personen, deren Geschlechtsidentität sich nicht in die Binarität des

allgegenwärtigen Geschlechtersystems einfügt.

4 Handreichte TIN-Diskriminierungssensible Online Lehre, Universität Bielefeld.

Kathrin Ganz/Marcel Wrzesinski

Open Education: Mehr als digital und ohne Paywall

Universitäre Lehre ist heute ohne digitale Medien kaum noch zu denken. Literatur wird überwiegend digital zur Verfügung gestellt, elektronische Präsentationen (z.B. Powerpoint) haben den Overhead-Projektor abgelöst und Lernplattformen sowie E-Mail spielen eine wichtige Rolle bei der Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden. Egal ob es um die klassische Präsenzlehre, *inverted/hybrid classrooms* oder Online-Seminare geht: Digitale Materialien, Kommunikationswege und Infrastrukturen prägen als wichtige Bestandteile der Lehre die Art und Weise, wie Wissen vermittelt und reflektiert wird. Das Sommersemester 2020 war pandemiebedingt ein großer Schritt in die Online-Lehre und zwingt aktuell dazu, noch einmal neu über die Herausforderungen und Chancen von digitalen Vermittlungsformaten nachzudenken. In diesem Zusammenhang plädieren wir dafür, den Faktor Offenheit in den Fokus zu rücken und offene Formate zu entwickeln, die von anderen transparent nachgenutzt werden können. Wir fügen der Diskussion um digitale Bildung eine weitere Ebene hinzu, indem wir fragen, welche Herausforderungen und Chancen *offene* digitale Bildung mit sich bringt und welche Rahmenbedingungen erforderlich sind, um tatsächliche Open Education zu realisieren.

Bildungsmaterialien nutzen, verändern und teilen

“Wissen ist offen, wenn jedeR darauf frei zugreifen, es nutzen, verändern und teilen kann – eingeschränkt höchstens durch Maßnahmen, die Ursprung und Offenheit des Wissens bewahren.” (Open Knowledge Foundation) Diese kurze Definition verdeutlicht, dass Offenheit (engl. *openness*) im Forschungs- und Bildungszusammenhang über die kostenlose, elektronische Verfügbarkeit von Inhalten hinausgeht. Unter der Idee und Bewegung von Open Science sammeln sich Initiativen, die den offenen Zugang zu wissenschaftlicher Literatur (Open Access), zu Forschungsdaten (Open Data) und Bildungsressourcen (Open Educational Resources) ermöglichen wollen. Offene Inhalte in diesem Sinne sind also nicht nur digital und ohne Paywall verfügbar, sondern zur Nachnutzung freigegeben, d.h. sie dürfen angepasst, weiterentwickelt und verbreitet werden.

Offenheit im hier skizzierten Sinne wird durch rechtliche Möglichkeiten realisiert, die das Urheberrecht den Autor*innen einräumt. Indem sie beispielsweise Lehrmaterialien unter einer freien Lizenz (z.B. einer Creative-Commons-Lizenz) veröffentlichen, erlauben sie es der Allgemeinheit, Werke weiter zu nutzen und zu bearbeiten. Zugleich wird das traditionelle Modell von Autor*innenschaft, welches das geistige Eigentum am Werk betont, dadurch herausgefordert. Im besitzindividualistischen Verständnis von Autoren*innenschaft begründet die Originalität eines Werks die Möglichkeit, andere von seiner Nutzung auszuschließen. Aus feministischer Perspektive bemerken Craig et al., dass Openness-

Konzepte demgegenüber Autor*innenschaft als relational fassen: als notwendige Reproduktion von bereits vorhandenen Texten und interpersonalen Dialog mit dem antizipierten Publikum. Die Aufgabe des Urheberrechts sei es dann, die Beziehung zwischen Autor*innen und Nutzer*innen zu strukturieren. Dazu gehöre insbesondere die Frage der Dissemination von Werken, die sich unter den Bedingungen digitaler Kommunikation radikal geändert hat (Craig et al. 2011).

Open Science Literacy

Da also freie und transparente Lizenzmodelle ein entscheidender Baustein für einen produktiv-offenen Umgang mit digitaler Bildung in den Gender Studies sind, müssen sich die Verantwortlichen (Forscher*innen & Dozent*innen) ein tiefgehendes, auch praktisches Verständnis für ihre Anwendungs- und Weiterentwicklungsmöglichkeiten erarbeiten. Dazu sollten wir uns fragen, für welche Inhalte welche Nachnutzung überhaupt möglich und sinnvoll ist: An welchen Stellen lässt sich auf bestehenden Inhalten aufbauen und ggf. in welcher Weise, so dass wiederum andere diese Inhalte passgenau weiterentwickeln können? Lassen sich modulare Konzepte mit vorformulierten Schnittstellen als ‚nachhaltige Modelle‘ etablieren? Antworten auf diese Fragen und Lösungen für die entsprechenden Herausforderungen wären mit Blick auf langfristige Digitalisierungsstrategien in den Fächern und Universitäten sowie auf Bundes- und Länderebene zeitgemäß. Seminarapparate mit freier wissenschaftlicher Literatur (Open Access) und digitale Lehrmaterialien, die auf eine beständige Weiterentwicklung ausgelegt sind, versetzen Studierende und Lehrende zudem in die Lage, kurzfristig und flexibel auf Herausforderungen im Hochschulalltag reagieren zu können. Hierdurch stiege nicht nur die digitale Expertise von Studierenden und Lehrenden; auch würden so finanzielle und organisatorische Zugangsbeschränkungen über den Hochschulkontext hinaus abgebaut.

Die Gender Studies müssen sich an diesen Entwicklungen nicht nur proaktiv beteiligen, sondern sollten mit ihrem kritischen Selbstverständnis auch auf die Themensetzung in den Bereichen neoliberale Hochschule, tatsächliche Inklusivität und Zukunftsfähigkeit Einfluss nehmen. Hierfür bedarf es unseres Erachtens einer *Open Science Literacy*, die sich wesentlich in drei Bereichen niederschlägt und Offenheit als Voraussetzung hat:

- 1 Inklusivität und Barrierefreiheit: Digitalität und offene Formate (z.B. freie Lizenzen auch für einzelne Bestandteile von Lernmaterialien) ermöglichen es, Inhalte nach Bedarf und passgenau in andere Medienformen zu transformieren, etwa Ein-/Vorlesetechnologien, Untertitelung und Übersetzung. Zugleich ermöglichen Bildungsinhalte, die auf Open-Source-Technologien basieren, dass technologische Limitierungen und Barrieren (z.B. Leistungsfähigkeit der Endgeräte) besser adressiert werden können.

- 2 Kritik und Transfer: Freie Lizenzmodelle und Verfügbarkeit von Materialien schaffen Transparenz und ermöglichen es der Öffentlichkeit, Inhalte kritisch zu adaptieren und zu rezipieren. Die Gender Studies könnten so einen Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft befördern und der Herausbildung exkludierender Expert*innenkulturen gerade im Bildungsbereich entgegenwirken.
- 3 Anschluss- und Zukunftsfähigkeit: Wenn die Nachnutzungsbedingungen von OER-Inhalten transparent und wenig restriktiv geregelt sind, lassen sich diese Inhalte deutlich besser an konkrete Vermittlungszusammenhänge anpassen. Inhalte können bereits entsprechend anschlussfähig konzipiert und Feedbackprozesse mitgedacht werden.

Partizipation und Mitgestaltung

Dieses neue Feld der offenen Konzepte, Methoden und Materialien der digitalen Bildung stellt jeden Fachzusammenhang vor eigene Herausforderungen, ist aber eingebettet in eine internationale Open-Education-Bewegung. Von zentraler Bedeutung ist daher, dass die Akteur*innen der Gender Studies sich mit dieser Bewegung vernetzen – etwa über bestehende Plattformen, durch Konferenzen und mit Forschungsprojekten, die sich beispielsweise über die OER.de-Karte des Projekts OERinfo (o.J.) recherchieren lassen.

Erfahrungsgemäß braucht es Zeit, um solche Kooperationen gewinnbringend zu gestalten. Zugleich lohnt sich diese Arbeit, denn so können Open-Education-Projekte aus den Gender Studies an dem Wissen partizipieren, dass die Open-Education-Community entwickelt hat. Dazu gehören grundlegende Überlegungen, wie sie etwa in der *Capetown Declaration* (2008) festgehalten worden sind: OER sollen von Lehrenden und Lernenden entwickelt werden, möglichst plattformunabhängig sein und gestützt werden durch eine Bildungspolitik, die Open Education als integralen Bestandteil von Bildung aktiv fördert. Daneben können die Gender Studies aber auch an Lösungen für die praktischen Herausforderungen in der Arbeit mit offenen Materialien wie etwa die Qualitätssicherung und Langzeitarchivierung mitwirken. Hier ist die Fachcommunity gefragt, sich aktiv an den Diskussionen zu beteiligen: Welche speziellen Qualitätsansprüche ergeben sich aus dem intersektionalen Ansatz der Gender Studies an OER? Wer sollte an Verfahren der Qualitätssicherung beteiligt sein? Benötigt die Geschlechterforschung einen eigenen Ort für die Sammlung und Archivierung von OER? Oder ist es sinnvoller, an der Entwicklung von fachübergreifenden OER-Repositoryn zu partizipieren und sich hier für die Sichtbarkeit von Angeboten der Gender Studies und anderen interdisziplinären Bereichen einzusetzen? All dies sind Fragen, die die Rahmenbedingungen von Open Education betreffen. Wenn die Pandemiesemester gezeigt haben, dass es sich lohnt, Zeit und Arbeit in die Entwicklung von OER zu investieren, dürfen die Rahmenbedingungen nicht vergessen werden.

Zu den Autor*innen

Kathrin Ganz, Dr. rer. pol., hat an der Technischen Universität Hamburg über den politischen Diskurs der Netzbewegung promoviert. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt Open Gender Platform am Margherita-von-Brentano-Zentrum der Freien Universität Berlin und hat für das Repositorium GenderOpen gearbeitet. Sie ist Redaktionsmitglied des Open Gender Journal und Co-Sprecherin der AG Open Digital Gender Studies in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien. Ihre weiteren Arbeitsschwerpunkte sind intersektionale Ansätze und Methoden und die Politik des Digitalen.

Marcel Wrzesinski ist Open-Access-Officer am Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt Scholar-led Plus. Davor war er Fachredakteur am International Graduate Centre for the Study of Culture (Gießen) und anschließend wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt Open Gender Platform am Margherita-von-Brentano-Zentrum der Freien Universität Berlin. Er ist Redaktionsmitglied des Open Gender Journal, Co-Sprecher der AG Open Digital Gender Studies und war Mitglied des Vorstands der Fachgesellschaft Geschlechterstudien (2018-2020). Er forscht zu sozialen Bewegungen, Subkulturen und gesellschaftlichen Utopien.

Korrespondenzadresse

kathrin.ganz@fu-berlin.de
marcel.wrzesinski@hiig.de

Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft
Französische Straße 9, 10117 Berlin

Literatur

- Craig, Carys J./Turcotte, Joseph F./Coombe, Rosemary J. (2011): What is Feminist About Open Access?: A Relational Approach to Copyright in the Academy. *Feminists@law*, 1, 1, abrufbar: <https://ssrn.com/abstract=1888377> (Zugriff: 09.11.2020).
- OERinfo (o.J.): OER.de-Karte, abrufbar: <https://open-educational-resources.de/karte/> (Zugriff 09.11.2020).
- Open Knowledge Foundation (o.J.): Open-Definition Version 2.1, abrufbar: <https://opendefinition.org/od/2.1/de/> (Zugriff: 09.11.2020).
- The Cape Town Open Education Declaration (2008), abrufbar: <https://www.cape-towndeclaration.org/read-the-declaration> (Zugriff: 09.11.2020).

Diana Drechsel

Lessons Learned!?! Praktische Empfehlungen für diskriminierungssensible digitale (Gender-)Lehre

Einleitung

Mein Positionspapier ist ein praxisbasierter Beitrag zu den im Call aufgeworfenen kritischen Fragen rund um Gender Studies, Lehre und Digitalisierung. Meine Erfahrungen bei der Durchführung einer Lehrveranstaltung an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin beschreibe und reflektiere ich anhand aktueller Empfehlungen für diskriminierungssensible (digitale) Lehre (vgl. Barbarino 2020). Dabei fokussiere ich auf die Konzeption der Lehrveranstaltung sowie deren Durchführung. Abschließend gebe ich Anregungen, wie diskriminierungssensible, digitale (Gender-)Lehre im Hochschulkontext funktionieren kann.

Konzeption digitaler Lehre

Die bereits etablierte Lehrveranstaltung für Erstsemester der Wirtschaftsinformatik, „Sozialwissenschaftliche Aspekte der Informations- und Wissensgesellschaft“, führte ich digital im Team-Teaching mit einer e-Learning-erfahrenen Dozierenden durch, die diese Lehrveranstaltung schon mehrfach durchgeführt hatte. Da bei Veranstaltungen, die ins Digitale übertragen werden, der Workload um 30-50 % reduziert werden sollte (Kalmbach 2020), musste die sonst übliche Menge an Seminarlektüre selektiert werden. Dafür stellte ich mir die Frage: Worauf möchte ich in meinem Seminarthema fokussieren und unterteilte die Texte in: Was müssen die Studierenden wissen, was sollten sie wissen, was können sie wissen und verzichtete auf alle Soll- und Kann-Texte. Die Finalisierung des Seminarplans stellte mich vor organisatorische Herausforderungen, die sich aus den Corona-Pandemie-bedingten Kurzfristigkeiten ergaben. Zunächst galt die Vorgabe der Hochschulleitung, Erstsemesterveranstaltungen möglichst in Präsenz mit maximal 20 Personen zu machen, wobei unklar war, wie ich diese Regelung mit 54 Studierenden hätte realisieren können. Diese Vorgabe wurde dann zum Semesterstart aufgehoben. Ebenfalls lange ungeklärt blieb die Frage, ob der Kurs offiziell geteilt werden könne, was sich auf den Seminarplan ausgewirkt hätte. Daher konnte ich erst in der fünften Woche eine Übersicht über Inhalte und Ablauf der Veranstaltung bereitstellen. Vorher lud ich die zu lesenden Texte mit einer Woche Vorlauf in *Moodle* hoch, was für die asynchrone Gestaltung digitaler Lehre zu kurz ist (vgl. Barbarino 2020), aber der Situation geschuldet war. Obwohl ich den Wunsch nach Präsenzlehre verstehen kann, halte ich es zukünftig für wichtig, den Lehrenden frühestmögliche

Planungssicherheit zu geben, da gute digitale Lehre anders konzipiert werden muss, und das braucht Zeit.

Bevor ich eigene digitale Lehre durchführte, nahm ich an diversen digitalen Veranstaltungen unter Corona-Bedingungen teil, um Eindrücke zu sammeln, wie ein digitaler Raum zum gemeinsamen Diskutieren kreiert werden könnte. Durch meine starke Fokussierung auf die Digitalität in der Vorbereitung der Lehrveranstaltung rückte der physische Raum in meinen Überlegungen in den Hintergrund (vgl. Barbarino 2020). Ich verfüge über ein gut ausgestattetes Arbeitszimmer und hatte nicht im Blick, dass Studierende zum Beispiel mit Smartphones am Seminar teilnehmen oder nicht über einen ruhigen Ort zum Arbeiten, externe Mikros bzw. Rechner mit Kameras verfügen. Daher habe ich das weder bei der Planung mitbedacht noch zu Beginn der Lehrveranstaltung (anonym) abgefragt. Digitale Lehre braucht also auch eine Reflexion der eigenen physisch-räumlichen Arbeitssituation, um sie nicht unbewusst zum Maßstab für die Studierenden zu machen.

Durchführung digitaler Lehre

Der wichtigste Aspekt für mich war das Finden und Etablieren einer Rolle als ‚digitale Lehrende‘. Welchen Raum wollte ich kreieren, worauf den Fokus legen und wie könnte ich dabei mein theoretisches Wissen über digitale Lehre in die Praxis transferieren? Allerdings war ich so aufgeregt während der ersten Sitzung angesichts der ungewohnten Situation, dass ich keine Chat- und Seminarregeln besprochen, keine technische Einweisung gegeben, meine Rolle und meine Erwartungen nicht transparent gemacht und keine Erwartungen bei den Studierenden abgefragt habe (vgl. Barbarino 2020). Dadurch habe ich gemerkt, wie schwierig der Transfer des Wissens über gute digitale Lehre in die Lehrpraxis ist.

Um den etwas holprigen Start aufzufangen, habe ich in der dritten Sitzung in einer ausführlichen Feedbackrunde anonym abgefragt, wie es den Studierenden in ihrem ersten (Digital-)Semester und mit ‚unserer‘ Lehrveranstaltung geht. Dabei kam heraus, dass die Studierenden teilweise bis zu 10 Stunden am Tag vor ihren Rechnern saßen, manchmal ohne Pause. Textlektüre und Hausarbeiten, die im laufenden Semester zu schreiben waren, ohne eine explizite Einführung in die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens bekommen zu haben, führten zu einem hohen Workload. Einige Studierende berichteten davon, von Dozierenden „angebrüllt“ worden zu sein, weil sie das Einschalten der Kamera verweigert hatten. Fazit des Feedbacks war eine allgemeine Überforderung auf Seiten der Studierenden und das Gefühl, allein gelassen zu werden mit den Problemen, die sich aus dem Digitalsemester ergeben.

Anregungen/ Tipps für die digitale Lehre

Die folgenden Anregungen beziehen sich explizit auf die Aspekte des Beziehungsaufbaus und der Reflexion der eigenen Haltung gegenüber Digitalisierung als Bestandteil diskriminierungssensibler Digitallehre in Ergänzung bzw. Vertiefung aktueller Empfehlungen zur Gestaltung digitaler Lehre (z. B. Goethe-Universität Frankfurt 2020).

Nähe aufbauen und Fehlerfreundlichkeit etablieren

Als Dozierende stehe ich vor der Herausforderung, einen persönlichen Kontakt mit den Studierenden herzustellen, ohne im selben physischen Raum zu sein. In einer solchen Situation muss jede emotionale Arbeit im Seminar verbal geleistet werden. In Präsenz reicht manchmal ein Lächeln zum richtigen Zeitpunkt, um eine Person wieder in die Gruppe zu holen, doch wie funktioniert so etwas digital? Ich ersetze das durch Worte der Wertschätzung, des Dankes und der Anerkennung gegenüber den Studierenden. Ich versuche, viel mit ihnen zu lachen, erzähle Anekdoten und illustriere die Theorietexte mit Beispielen. Nach der Sitzung lasse ich den Big Blue Button-Raum noch offen, damit die Studierenden die Möglichkeit zum informellen Austausch mit mir und untereinander haben. Generell mache ich immer wieder Unterstützungsangebote und signalisiere den Studierenden, dass ich sie nicht allein lasse in ihrem digitalen Studium.

Digital wie analog gibt es (Un)Möglichkeiten der Gestaltung diskriminierungssensibler Lehre, wobei der Dreh- und Angelpunkt die Etablierung einer fehlerfreundlichen Seminar- und Fachkultur bleibt (vgl. Goel 2016). In der Lehrveranstaltung erzähle ich zum Beispiel von eigenen Problemen mit der Technik oder stelle eigene, offene Fragen an die Seminarlektüre. Generell versuche ich nicht den Anschein von Perfektion zu wahren. Als zum Beispiel mein 5-jähriges Kind in eine Sitzung platzte, war das das Highlight der Veranstaltung. Fehlerfreundlichkeit kann also auch in digitalen Lehrformaten Brücken zu den Studierenden bauen und den Wissenschaftsbetrieb zugänglicher machen.

Reflexion Digitalisierung

Digitale Lehre ist anders als Präsenzlehre, sowohl in ihrer Struktur, ihren Abläufen und Anforderungen, aber ist sie deswegen per se schlechter? In digitalen Lehrformaten besteht die Notwendigkeit, handlungsleitende Stereotypen gegenüber dem Lehrformat zu reflektieren. Der Glaubenssatz, in Präsenz sei es per se leichter, gute Lehre zu machen, ist m. E. hinderlich für die Etablierung guter digitaler Lehre und sollte überdacht werden.

Mögliche Reflexionsfragen dafür könnten sein:

- Bin ich skeptisch gegenüber digitalen Technologien oder glaube ich daran, dass gute digitale Lehre grundsätzlich möglich ist?
- Setze ich ‚digital‘ von vornherein mit einem Abfall des inhaltlichen Niveaus gleich oder glaube ich daran, dass ich Wissen auch digital nachhaltig vermitteln kann?
- Fürchte ich den Kontrollverlust angesichts ausgeschalteter Kameras und asynchronen Angeboten oder glaube ich daran, dass Studierende, auch digital, immer so gut es ihnen möglich ist, an der Lehrveranstaltung teilnehmen?

Fazit/Ausblick

Die Frage, *ob* Gender Studies digital werden sollen, stellt sich für mich nicht. Dafür eröffnen digitale Wissensformate viel zu viele Chancen und Möglichkeitsräume. Es geht m. E. darum, *wie* die Gender Studies ‚mitmachen‘ bei der Digitalisierung in der Hochschullehre. Digitale Lehre kann Ausgangspunkt sein für die Auslotung eigener Weiterbildungsbedarfe und des Kompetenzausbaus durch Selbstreflexion. Digitalität kann zur Spielwiese des Ausprobierens queer-feministischer Interventionen in die Lehrpraxis werden, ohne die Erkenntnisse der Gender Studies zu verlieren (vgl. Klenk 2019). Dafür müssen institutionelle und individuelle Arbeits- und Lehrkulturen nicht nur im Hinblick auf (Geschlechter-)Stereotype reflektiert werden, sondern auch in Bezug auf das Verständnis von Digitalisierung als transformativer Prozess.

Zur Autor*in

Diana Drechsel lebt in Berlin und befindet sich zur Zeit mit zwei Kindern und Partner* im Home Office. Sie ist Coachin* für wissenschaftliches Arbeiten und Trainerin* im Bereich „Genderkompetenz und Digitalisierung“. Zur Zeit forscht sie* im Rahmen ihrer* Dissertation an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin zur (Re-)Produktion gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse in Diskursen um digitale Hochschullehre. Als Ausgleich zur vielen Denkarbeit gibt sie* Kickbox- und Selbstverteidigungskurse für Frauen* und probiert gerne immer neue Kampfsportarten aus.

Korrespondenzadresse

Diana Drechsel
Rosenthaler Str. 19, 10119 Berlin

Literatur

- Barbarino, Maria-Luisa (2020): Gender-/ Diversitätsreflexivität in der digitalen Lehre: Grundlagen für eine gender- und diversitätsreflektierende (digitale) Lehre. <<https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/blog/reflexion-digitale-lehre>> (Zugriff: 29.11.2020).
- Goel, Urmila (2016): Die (Un)Möglichkeiten der Vermeidung von Diskriminierungen. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) (Hrsg.): Diskriminierungskritische Lehre. Denkanstöße aus den Gender Studies, Universitätsdruckerei der HU: Berlin, S. 39-47. <<https://www.gender.hu-berlin.de/de/studium/diskriminierungskritik-1/broschuere-der-ag-lehre-diskriminierungskritische-lehre-denkanstoese-aus-den-gender-studies>> (Zugriff: 29.11.2020).
- Goethe-Universität Frankfurt (2020): Handreichung diversitätssensib-
le digitale Lehre. <https://www.uni-frankfurt.de/87954647/2020_04_29_DiversitaetDigitaleLehreHandreichung.pdf> (Zugriff: 29.11.2020).
- Kalmbach, Karo (2020): Gender- & Diversitätsreflexivität in der digitalen Lehre. Gedanken zur ad-hoc Digitalisierung während der Corona-Pandemie. <<https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/blog/gender-diversitaet-digitale-lehre>> (Zugriff: 29.11.2020).
- Klenk, Florian Cristobal (2019): Auf den Spuren einer gender- und differenzreflexiven Didaktik – nicht nur in der Informatik. In: Kergel, D./ Heidkamp, B. (Hrsg.): Praxishandbuch Habitussensibilität und Diversität in der Hochschullehre. Prekarisierung und soziale Entkopplung – transdisziplinäre Studien. Wiesbaden: Springer VS, S. 195-251. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22400-4_11.

Heike Pantelmann

„Gender- und Diversity-Kompetenz in Zeiten der Corona-Krise“.

Erprobung eines kollaborativen digitalen Lehrformats für die Gender- und Diversity-Kompetenz. Erfahrungsbericht und Reflexion

Die Frage von Kompetenzvermittlung im Zusammenhang mit der Entwicklung von digitalen Lehr-/Lernangeboten wird schon länger bearbeitet (vgl. z.B. Pütz/Döringer 2015), ist aber bislang für die digitale Vermittlung von Gender- und Diversity-Kompetenz eher vernachlässigt worden. Die Forschung zu Geschlechteraspekten im Zusammenhang mit digitalen Lehr-/Lernformen bezieht sich meist auf das Geschlecht der Nutzer*innen, also z.B. auf die ‚genderbewusste‘ Gestaltung von E-Learning-Angeboten (Mattern 2009). Angebote zu Gender- und Diversity-Kompetenz wurden zwar untersucht (vgl. z.B. Perko/Kitschke 2014), dabei wurden jedoch digitale Lehr- und Lernformen meist nicht betrachtet. Die praktische Erprobung der Möglichkeiten und Grenzen der digitalen Vermittlung von Gender- und Diversity-Kompetenz ist kaum verbreitet.

Bei der Ausbildung von Gender- und Diversity-Kompetenz muss inter- und transdisziplinäres Wissen aus der Geschlechter- und Diversitätsforschung mit der Entwicklung von Fach-, Methoden-, Sozial- und Selbstkompetenzen (Liebig et al. 2009) in digitalen Lehr-/Lernformaten verknüpft werden. Angesichts dieser Umstände und eigener Erfahrungen mit der Lehre im Feld Gender- und Diversity-Kompetenz stand ich der Vermittlung in digitalen Formaten zurückhaltend gegenüber, da ich sie als zu ‚distanziert‘ (Körpersprache, Mimik nicht ersichtlich) und zu wenig interaktiv für die Inhalte empfand. Insbesondere das Erkennen von und Eingreifen in heiklen Situationen (z.B. zum Schutz von bereits von Diskriminierung betroffenen Studierenden) stellt in digitalen Settings eine zusätzliche Herausforderung dar.

Angesichts der pandemiebedingt sehr kurzfristigen Umstellung auf digitale Lehrformate zu Beginn des Sommersemesters 2020 bot sich die Gelegenheit der konkreten Erprobung eines digitalen Formats im Studienbereich Gender- und Diversity-Kompetenz für Bachelorstudierende der Freien Universität Berlin und der Reflexion der gemachten Erfahrungen. Am Margherita-von-Brentano-Zentrum (MvBZ) wurde ein völlig neues kollaboratives Lehrformat konzipiert und im Seminar „Gender- und Diversity-Kompetenz in Zeiten der Corona-Krise“ umgesetzt. Statt der üblichen thematisch abgegrenzten und parallel laufenden Lehrveranstaltungen (alle im Format: Seminar plus zweitägiges Sensibilisierungstraining = 3 SWS) mit je 40 Teilnehmenden, wurde ein Format konzipiert und erprobt, in dem die Lehrveranstaltungen thematisch und personell zusammengefasst wurden. Angesichts zahlreicher Unsicherheiten in der Frühphase der Umstellung auf Online-Lehre hinsichtlich der Fragen, welche Online-Tools mit welchen Möglichkeiten für wen¹ verfügbar wären, wurde ein Konzept erarbeitet, das möglichst viele dieser Unsicherheiten abfangen sollte. Die neue

Lehrveranstaltung war ein kollaboratives Format der asynchronen Lehre, das von drei Lehrbeauftragten und drei am MvBZ Beschäftigten gemeinschaftlich als eine ‚große‘ seminaristische Übung für 110 Studierende durchgeführt wurde. Konzipiert als vollständig asynchrones Format zur Abwicklung über eine Lernplattform, konnte die Lehrveranstaltung nach Klärung der Verfügbarkeit von Lizenzen geöffnet werden für einige kürzere (nicht verbindliche) synchrone Online-Sessions in Kleingruppen, die vor allem den Wunsch der Studierenden und Lehrenden nach Interaktion aufgriffen. In der kollaborativen Realisierung der Lehrveranstaltung wurden Handlungsspielräume, die sich durch die spezielle Situation der Umstellung auf Online-Lehre eröffnet haben bzw. ohnehin vorhanden sind, genutzt. Die Kollaboration ermöglichte nicht nur die Abfederung der zunächst bestehenden Unsicherheiten, sondern auch die Bündelung von unterschiedlichen inhaltlichen und technischen Kompetenzen der Lehrenden. So musste beispielsweise nur ein Kurs in der Lernplattform erstellt werden, den alle Lehrenden gemeinschaftlich nutzten, der Umgang mit den neuen Online-Tools konnte von den Lehrenden gemeinsam in den vorbereitenden Sitzungen erlernt werden. Die Lehrveranstaltung war aufgeteilt in vier Themenblöcke sowie einen Sensibilisierungsblock, durch die die Studierenden im Zwei-Wochen-Rhythmus rotierten. Eine Einstiegswoche zur Orientierung und eine Abschlusswoche zur Evaluation der Erfahrungen ergänzten die thematischen Blöcke. Insbesondere der Evaluation am Ende wurde besondere Bedeutung beigemessen: Zusätzlich zur Evaluation mit einem eigens angepassten Fragebogen wurden die Studierenden gebeten, auch an kleinen Online-Gesprächsrunden teilzunehmen, um die im Kurs gemachten Erfahrungen zu reflektieren.

Zentrale Herausforderung dieser Lehrveranstaltung war der sehr hohe Kommunikationsaufwand. Darüber hinaus war es für Lehrende wie Studierende anspruchsvoll, sensible Themen der Gender- und Diversity-Kompetenz zu verschriftlichen (schriftliche Aufgaben, schriftliche Bearbeitung), zumal auch das Nachfragen und Aushandeln überwiegend schriftlich erfolgte. Die Aufgabebearbeitungen der Studierenden zu lesen und einzuschätzen, ohne sie aus Interaktionen zumindest ein wenig zu kennen, war ebenfalls herausfordernd für die Lehrenden. Die Studierenden, so zeigte sich, sahen die schriftliche Bearbeitung der Aufgaben im Nachhinein positiv und fanden die Möglichkeit, sich Themen im eigenen Tempo, zu selbst gewählten Zeitpunkten oder auf eigene Art und Weise zu nähern, ganz überwiegend angenehm. Sie zeigten ein erstaunliches Vertrauen in die Lehrenden, die sie nie persönlich kennengelernt hatten, und teilten in den schriftlichen Ausarbeitungen teilweise sehr persönliche Dinge mit – ohne dass dies in der Konzeption der Aufgaben explizit angelegt gewesen wäre. Hier hat das asynchrone Arbeiten erstaunlich gut funktioniert. Die Studierenden lobten die Rotation durch die Themenblöcke als interessant und abwechslungsreich und sahen den Kontakt zu den unterschiedlichen Lehrenden als Gewinn an. Die Teilnehmenden wünschten sich zwar mehr direkten Austausch, Kleingruppen zum studentischen Austausch nutzten sie jedoch nicht. Hier wurde deutlich, dass dies terminlich und inhaltlich von den Lehrenden in Zukunft mit eingeplant werden muss, da es selbstorganisiert eine zu hohe Herausforderung darstellt. Die Auseinandersetzung mit sozialen Kategorien

und damit verbundenen Diskriminierungsformen stieß bei den Studierenden angesichts der medialen Auseinandersetzung im Zusammenhang mit der Black-Lives-Matter-Bewegung auf zusätzliches Interesse.

Abschließend lässt sich festhalten, dass für ein solches innovatives Lehrformat hohe Freiheitsgrade erforderlich sind – und engagierte Lehrende. Kollaborative Lehr-/Lernformate sind gleichermaßen aufwändig und entlastend: Abstimmung und Austausch unter den Lehrenden kosten viel Zeit, wirken als kollegiale Beratung aber auch unterstützend. Austausch zu Lehre bleibt sonst im Alltagsgeschehen einer Universität eher die Ausnahme. Ohne hoch motivierte externe Lehrbeauftragte, die diesen Versuch gewagt haben, und Kolleginnen, die ihn unterstützt haben, wäre diese innovative digitale Lehr-/Lernerfahrung im Corona-Semester nicht möglich gewesen. Ich stehe nach dieser Erfahrung digitalen oder Blended-Learning-Formaten in der Gender- und Diversity-Kompetenz deutlich aufgeschlossener gegenüber und plane für die Zukunft ihre dauerhafte Integration in den Studienbereich.

Zur Autor*in

Dr. Heike Pantelmann ist Geschäftsführerin des Margherita-von-Brentano-Zentrums für Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin. Sie ist promovierte Betriebswirtin. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte umfassen Gender und Diversity in der Lehre, Sexualisierte Belästigung, Diskriminierung und Gewalt im Hochschulkontext, Macht, Herrschaft und Geschlechterverhältnisse in Organisationen und Diversity Management.

Korrespondenzadresse

Dr. Heike Pantelmann
Margherita-von-Brentano-Zentrum, Freie Universität Berlin
Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Anmerkungen

1 Zunächst war unklar, ob die Lizenzen für das Online-Tool auch für die externen Lehrbeauftragten angeschafft werden, mit denen im diesem Studienbereich zusammengearbeitet wird.

Literatur

- Mattern, Klaudia (2009): Impulse zu Gender und Diversity im e-Learning. <https://www.fh-campuswien.ac.at/fileadmin/redakteure/FH_Campus_Wien/Gender_and_Diversity/Dokumente/e-Learning_Web.pdf> (Zugriff: 23.11.2020).
- Liebig, Brigitte/Meyerhofer, Ursula/Rosenkranz-Fallegger, Edith (Hrsg.) (2009): Handbuch Gender-Kompetenz. Ein Praxisleitfaden für (Fach-)Hochschulen. Zürich: vdf Hochschulverlag.
- Perko, Gudrun/Kitschke, Dorothea (2014): Kompetenzmessung in der Hochschullehre? Weinheim: Beltz Juventa.
- Pütz, Olaf/Döringer, Birgit (2015): E-Kompetenz: Eine interdisziplinäre Medienkompetenz mit Mehrwert? In: Nistor, N./Schirlitz, S. (Hrsg.): Digitale Medien und Interdisziplinarität: Herausforderungen, Erfahrungen, Perspektiven, Medien in der Wissenschaft. Münster: Waxmann, S. 46-56.

Hanna Meißner/Aline Oloff

Aus der Not eine Tugend machen? Ein Rückblick auf die abrupte Umstellung auf Online-Lehre im Sommersemester 2020

Was war (und ist) die Situation?

Im April 2020 standen wir (wie zahlreiche Kolleg*innen an Universitäten und Fachhochschulen) relativ unvermittelt vor der Herausforderung, die für das Sommersemester geplante Lehre in Online-Formate zu übersetzen – und zwar ohne jeden Präsenzanteil (kein *blended learning*) und vom häufig überstürzt eingerichteten ‚Homeoffice‘ aus. Es war schnell klar, dass sich nicht alle der geplanten Seminare in ein reines Online-Format übertragen lassen. Dies betraf Veranstaltungen, die auf bestimmte Materialien und Baulichkeiten (etwa Labore) angewiesen sind, aber auch solche, in denen stark interaktive Praxisanteile (etwa qualitative Lehrforschungsprojekte) vorgesehen waren. Es musste also ad-hoc improvisiert werden, häufig ohne grundlegendes Wissen über und Erfahrungen in der Online-Lehre. So waren viele in ihrem technischen und didaktischen Know-How nicht auf diese Situation vorbereitet, oft fehlte es an Ausstattung (viele saßen mit mehr oder weniger geeigneten privaten Endgeräten zuhause, häufig am Küchentisch), die digitalen Infrastrukturen und grundlegenden Bedingungen waren unsicher. Die Unsicherheiten reichten von wackeligen Internetverbindungen über Fragen der Datensicherheit bis hin zu Unklarheiten bezüglich der Berechnung des Lehrdeputates in Online-Formaten.

Zugleich war klar, dass viele Studierende erst recht nicht ausreichend mit technischen Bedingungen für ein solches Lehrszenario ausgerüstet waren. Außerdem war der Regelbetrieb nicht nur an den Universitäten ausgesetzt, sondern auch Schulen mussten auf Distanzunterricht umstellen und Kitas wurden geschlossen, so dass einige nun nicht nur in zwei sehr unterschiedlichen Kontexten als Lehrende gefragt waren, sondern teilweise erhebliche zusätzliche Betreuungsaufgaben zu bewältigen hatten.

Kurz: Wir standen im April 2020 vor einer von den meisten wahrscheinlich bis weit in den März hinein so nicht erwarteten Lage, die den gesamten Alltag betraf und für viele mit mehr oder minder ausgeprägten Gefühlen von Desorientierung und Überforderung einherging. Alles, was für die Lehre im Sommersemester 2020 möglich war, lässt sich, zumindest aus unserer Sicht, insofern nur als Improvisation im Umgang mit einer Notlage beschreiben, die nach unserer Wahrnehmung zumeist von allen Seiten mit viel Engagement angegangen wurde – aber auch viel Kraft gekostet hat. Uns sind diese, vielleicht etwas trivial erscheinenden Vorbemerkungen wichtig, um klar zu machen, dass aus einem solchen Chaos-Management durchaus einiges Gutes hervorgehen kann, dass es aber in keiner Weise eine gute Situation war (und ist), aus der per se Durchbrüche in Sachen innovativer Lehrformate zu erwarten sind. Während sich die

einen mit offener Begeisterung in die digitale Lehre stürzten und bereits im April Aufnahmen ihrer ersten Lehrvideos in sozialen Medien posteten, wehrten sich andere mit Händen und Füßen gegen eine unvermeidbare Situation und hätten die Lehre im Sommersemester am liebsten ausgesetzt. Wichtig waren in dieser Situation für uns Stimmen, die dies schnell – und oft vor dem Hintergrund anderer gesellschaftlicher Krisenerfahrungen – eingeordnet haben: Wir waren (und sind) in einer Situation, die sich so niemand ausgesucht hat, und sollten weder von uns noch von anderen (insbesondere den Studierenden) die gewohnten Ergebnisse erwarten. Zugleich sind wir uns gewahr, dass wir es nicht mit rein ‚beruflichen Herausforderungen‘ zu tun haben, sondern mit einer globalen Gesundheitskrise, mit der Ängste, Sorgen und Leid verbunden sind.¹

Was bedeutete die (überstürzte und radikale) Digitalisierung der Lehre in der Geschlechterforschung am ZIFG?

Lehrveranstaltungen am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG) richten sich mit wenigen Ausnahmen an Studierende aller Studienfächer der TU Berlin und werden zudem regelmäßig von Studierenden der Gender Studies an der HU Berlin besucht. Die Lehre findet also zumeist in einem großen interdisziplinären Kontext statt, es kommen Studierende aus unterschiedlichen Sozial- und Geisteswissenschaften sowie aus MINT und Planung mit entsprechend diversen fachlichen Hintergründen und sehr unterschiedlichem Vorwissen zusammen. Die pluridisziplinäre Zusammensetzung der Studierenden am ZIFG stellt einen großen Gewinn für das Seminar-geschehen dar, verlangt von Studierenden wie Lehrenden aber auch einiges an Übersetzungsleistung. Disziplinäre Perspektiven müssen vermittelt, Fachkulturen reflektiert werden. Wir verbringen jedes Semester aufs Neue die ersten Sitzungen nicht zuletzt damit, die Gruppe in ihren diversen Hintergründen und Kenntnissen kennenzulernen und gemeinsam Beziehungen und Arbeitsgrundlagen aufzubauen. Gerade für diese – für den *Erkenntnisprozess* und nicht allein für die Seminaratmosphäre – entscheidende Beziehungsarbeit bieten digitale Medien kaum geeignete Bedingungen. Das Kennenlernen wird jetzt notdürftig über das Verfassen von Steckbriefen vollzogen – in der Hoffnung, dass die Studierenden selbst aktiv werden und Kontakt zu einander aufnehmen. Zudem setzen wir, wo es möglich ist, kollaborative Formen der Leistungserbringung ein. Aber auch das ist mit Unsicherheit behaftet, da dies prüfungsrechtlich eine Grauzone ist.

Auch hinsichtlich der epistemischen Grundlagen der Geschlechterforschung haben digitale Technologien klare Grenzen. Reine Online-Lehre bedeutet Komplexitätsreduktion und Einbußen in der Qualität der Lehre. Wenn die Vermittlung von Wissen und Methoden nicht als Weitergabe positiver Fakten verstanden wird, sondern als dialogisch-argumentativer Prozess eines gemeinsamen Erkenntnisgewinns, dann setzt dies Beziehungen und Interaktionen voraus, die auch in der synchronen Form der Videokonferenz nur sehr bedingt hergestellt und aufrechterhalten werden können. Eine zentrale Zielsetzung der Lehre in der

Geschlechterforschung besteht aus unserer Sicht darin, theoretische und methodische Instrumentarien zu vermitteln, mit denen Selbstverständlichkeiten des Gewohnten, vermeintlich gar Natürlichen hinterfragt und ver-lernt werden können. Für die Studierenden bedeutet dies (je nach individuellem Kenntnisstand) teilweise eine enorme Anstrengung im Umgang mit schwierigen wissenschaftlichen Texten. Insbesondere Studienanfänger*innen und Studierenden aus den MINT-Fächern fällt es häufig nicht leicht, sozial- und geisteswissenschaftliche Texte zu lesen und auf Anhieb zu verstehen. Im Seminarraum können Textpassagen gemeinsam gelesen und Verständnisfragen im Gespräch geklärt werden; in der asynchronen Online-Lehre läuft die Klärung von Verständnisfragen auf das zeitaufwendige Verfassen von Erklärtexten hinaus. In Videokonferenzen ist diese Form der gemeinsamen Begriffsarbeit schwer möglich; eine Erfahrung ist, dass Verständnisfragen im virtuellen Seminarraum auch viel seltener gestellt werden.

Das Infrage-Stellen des Selbstverständlichen bedeutet neben intellektueller Begriffsarbeit aber auch emotional-affektive Arbeit im Umgang mit Verunsicherungen und eventueller Verärgerung. *Qua* Thema bewegt sich die Gender-Lehre zudem dicht an Diskriminierungserfahrungen, die Studierende wie Lehrende in unterschiedlicher Weise teilen. Einige sind betroffen, andere nehmen verletzendes Handeln nicht wahr. Im Umgang damit ist es wichtig, den Raum lesen, Unbehagen wahrnehmen zu können – und das ist im Video schlicht unmöglich; in asynchronen Formaten ist der Umgang mit Zwischentönen wiederum sehr zeitaufwendig und heikel.

Im Nachhinein würden wir dennoch sagen, dass es gut war, den Studierenden Online-Lehre anzubieten, dass wir dabei schöne Erfahrungen gemacht und Möglichkeiten entdeckt haben, die wir in die von uns ersehnte Präsenzlehre mitnehmen werden – etwa die Möglichkeit zu translokaler Kooperation in der Lehre oder aber das Denken von Lehre in größeren Lerneinheiten, in denen je nach Inhalt verschiedene Medien und didaktische Formate kombiniert werden. Weiterhin machen wir gerade die Erfahrung, dass Angebote, wie beispielsweise eine Ringvorlesung, durch die digitale Form eine große Reichweite über den akademischen Kontext hinaus entwickeln. Auch das ist eine Erkenntnis, die sicher in die zukünftige Gestaltung unserer Angebote einfließen wird.

Aber es ist auch deutlich geworden: Entscheidend waren und sind die konkreten Kontexte und Bedingungen, unter denen diese Erfahrungen gemacht werden. Wenn das Entwerfen und Durchführen von Online-Lehre und die mit diesem Prozess einhergehende hohe Kommunikationsdichte nahezu die gesamte Arbeitszeit in Anspruch nimmt, so steht der befristet beschäftigte Mittelbau damit unter einem besonderen Druck. Von ihm wird Arbeit an der eigenen Qualifikation erwartet – Engagement in der Lehre ist für Vertragsverlängerungen oder auch in Berufungsverfahren bekanntermaßen von eher nachrangiger Bedeutung. In der Begründung der 6-monatigen Verlängerungsoption (kein durchsetzbarer Anspruch) der Höchstbefristungsgrenze im Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG) wird auch nur auf den eingeschränkten bzw. unmöglichen Zugang zu Forschungsstätten (Archiven, Bibliotheken, Laboren) abgehoben, von Belastungen in der Lehre ist nicht die Rede, ebenso wenig von

geschlossenen Schulen und Kinderbetreuungseinrichtungen. Die Umsetzung der Verlängerungsoption wird wiederum von Hochschule zu Hochschule, von Fakultät zu Fakultät unterschiedlich und nach ersten Erfahrungen zumeist individualisiert gehandhabt.

Die Krisensituation hat zudem, wie in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen auch, die von den Sparmaßnahmen der vergangenen Jahrzehnte marode gewordenen Infrastrukturen etwa in der Verwaltung spürbar offengelegt. Konsequenz ist ein allgemeiner Erschöpfungszustand bereits zu Beginn des Wintersemesters. Angesichts der Aussicht, dass auch das Sommersemester 2021 digital stattfinden wird, wir es also bei weitem nicht mit einer vorübergehenden Entwicklung zu tun haben und wir zudem annehmen, dass digitale Lehrformate uns auch nach der Pandemie erhalten bleiben werden, halten wir eine Auseinandersetzung mit den folgenden Punkten für dringend geboten:

- Didaktisch und inhaltlich sinnvolle Implementierung von digitalen Elementen in der universitären Lehre ist mit (dauerhaftem) Aufwand verbunden, der als solcher in der Berechnung von *Workloads* (auf allen Seiten) berücksichtigt werden muss.
- Digitalisierung ist bei aller vermeintlichen Virtualität auch über die inhaltlich-didaktische Lehr- und Lernarbeit hinaus auf handfeste Materialitäten angewiesen: sowohl auf Infrastrukturen (Server, Leitungen, Geräte, Energieversorgung) als auch auf menschliche Arbeitskraft (Herstellung, Verwaltung und Wartung der Infrastrukturen). Diese Materialitäten sind in ihren Dimensionen von (globaler) Ungleichheit und Nachhaltigkeit immer in Debatten über Einsatz digitaler Elemente in der Lehre einzubeziehen.
- Um Datensicherheit und Datensouveränität zu gewährleisten muss dringend über öffentlich-rechtliche, demokratisch kontrollierte (Software-)Infrastrukturen debattiert werden.

Zu den Autor*innen

Hanna Meißner ist Professor*in am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin. Ihre Schwerpunkte liegen in den Bereichen der feministischen Theorie, der Gesellschaftstheorie, der Wissenschaftsforschung sowie der Arbeits- und Organisationssoziologie. In der Lehre schätzt sie die pluridisziplinäre Zusammensetzung der Studierenden am ZIFG für die daraus hervorgehenden gegenseitigen Reibungen und Anregungen.

Aline Oloff ist wissenschaftliche Mitarbeiter*in am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin. Sie hat Gender Studies noch im Magister studiert; ihr erstes Seminar hat sie im Jahr 2005 unterrichtet und lehrt seitdem im Bereich feministischer Theorie und Geschlechterforschung. Neben der Lehre beschäftigt sie sich mit

Feminismusgeschichte, feministischer Theorie sowie Wissenschafts- und Hochschulforschung.

Korrespondenzadresse

Hanna Meißner
hanna.meissner@tu-berlin.de

Aline Oloff
aline.oloff@tu-berlin.de

Anmerkungen

- 1 Why You Should Ignore All That Coronavirus-Inspired Productivity Pressure. <<https://www.chronicle.com/article/Why-You-Should-Ignore-All-That/248366>>; 'Nobody Signed Up for This': One Professor's Guidelines for an Interrupted Semester. <<https://www.chronicle.com/article/Nobody-Signed-Up-for/248298?cid=rclink>>

Nicola Döring

Digitale Gender-Diversity-Bildungsangebote an der TU Ilmenau: Eine Zwischenbilanz nach zehn Jahren

Vor zehn Jahren haben wir am Institut für Medien und Kommunikationswissenschaft (IfMK) der TU Ilmenau angefangen, die Themen Gender und Diversity systematisch in der Lehre zu verankern. Alles begann mit dem deutschsprachigen Online-Grundlagenkurs „Gender und Diversity im Berufs- und Privatleben“ für das Studium Generale (Döring/Probstmeyer 2013). Inzwischen gibt es auch einen Online-Aufbaukurs sowie ein Gender-Diversity-Zertifikatsprogramm; zwei englischsprachige Online-Kurse sind in Vorbereitung. Der vorliegende Beitrag beschreibt diese Entwicklung, diskutiert die Bedeutung der Digitalisierung und geht dabei auf die Sichtweisen von Studierenden und Lehrenden ein.

Überblick über die Gender-Diversity-Bildungsangebote der TU Ilmenau

Ausgangspunkt unserer Bemühungen um Lehr-/Lern-Angebote zu Gender und Diversity war die Überzeugung, dass Hochschullehre nicht nur gender- und diversitätsensibel gestaltet sein sollte, um der Vielfalt der Lernenden gerecht zu werden (Glaß/Mörth 2020). Gender und Diversity sollten zudem als Themen umfassender behandelt werden, um Gender-Diversity-Kompetenz als Schlüsselkompetenz zu entwickeln (Dahmen et al. 2018; Jansen-Schulz/van Riesen 2013). Denn Gender- und Diversity-Aspekte spielen in allen wissenschaftlichen Disziplinen und akademischen Berufen eine Rolle, etwa im Maschinenbau, in der Rechts- und in der Kommunikationswissenschaft.

Gleichzeitig war uns bewusst, dass Gender- und Diversity-Themen teilweise auf Unverständnis, Desinteresse oder sogar Ablehnung stoßen, etwa weil sie als aufgesetzt, abgehoben oder ideologisch geprägt angesehen werden (z.B. Paseka 2001). Vor diesem Hintergrund war es uns wichtig, ein Kursangebot zu schaffen, das Studierende unterschiedlicher Disziplinen in ihren Lebenswelten abholt, wissenschaftlich fundierte Fakten vermittelt und mit Aha-Effekten zur Reflexion und Haltungsklärung anregt.

Digitale Gender-Diversity-Kurse im Studium Generale

Um dieses Ziel zu erreichen, wurde der Online-Grundlagenkurs „Gender und Diversity im Berufs- und Privatleben“ für das Studium Generale konzipiert, realisiert und evaluiert (Döring/Probstmeyer 2013). Er wird seit dem Wintersemester 2011/2012 an der TU Ilmenau jedes Semester auf der Lernplattform Moodle angeboten. Der Kurs im Umfang einer üblichen Grundlagenvorlesung (2 SWS, 5 Leistungspunkte) besteht aus 14 wöchentlichen Online-Lektionen (Foliensätze mit kurzen Texten, Fotos, Cartoons, Videos, Internet-Links, Reflexionsaufgaben)

mit einem Bearbeitungszeitaufwand von jeweils rund 90 Minuten. Zu allen Lektionen stehen zusätzlich ein Grundlagentext und diverse Vertiefungsmaterialien zur Verfügung. Jede Lektion wird mit einem interaktiven Lern-Quiz abgeschlossen, das sowohl Faktenwissen prüft als auch Denkanstöße gibt. Der Kurs endet mit einer benoteten Hausarbeit, in der die Studierenden ein selbst gewähltes Gender- bzw. Diversity-Thema wissenschaftlich bearbeiten.

Fragen aus dem interaktiven Lern-Quiz (Beispiele aus der Lektion „Gesundheit“ des Grundlagenkurses)

Wie viele Menschen sind weltweit von einer HIV-Infektion betroffen (Größenordnung)

- a) 10 Mio. b) 40 Mio. c) 120 Mio. d) 200 Mio.

Wie viele Mädchen und Frauen sind weltweit von Genitalverstümmelung betroffen (Größenordnung)

- a) 10 Mio. b) 40 Mio. c) 120 Mio. d) 200 Mio.
-

Inhaltlich ist der Online-Grundlagenkurs „Gender und Diversity im Berufs- und Privatleben“ in drei Themenblöcke gegliedert: 1. Anwendungsfeld Privatleben (Identität und Sexualität, Paarbeziehungen und Familie, Gesundheit, Sport), 2. Anwendungsfeld Berufsleben (Schule und Hochschule, Berufswelt, Medienwelt, Technikwelt) und 3. Theorie- und Forschungsfelder (historische und interkulturelle Perspektiven, Gendertheorie und Genderforschung, Diversity-Theorie und Diversity-Forschung, Gender- und Diversity-Kompetenz). Didaktisch sind bewusst die alltagsnahen Themen an den Anfang gestellt, um die Studierenden in ihren Lebenswelten abzuholen und die Relevanz von Gender- und Diversity-Themen direkt erfahrbar zu machen (Döring/Probstmeyer 2013).

Anlässlich der positiven Rückmeldungen zum Grundlagenkurs wurde zusätzlich ein Online-Aufbaukurs entwickelt, der seit dem Wintersemester 2013/2014 im Studium Generale der TU Ilmenau angeboten wird. Der Aufbaukurs „Gender und Diversity im Berufs- und Privatleben II“ besteht aus sieben vierzehntäglichen Online-Lektionen (Gender und Diversity in der Musikwelt, in der Ernährung, im Tier- und Umweltschutz, in der Politik, in der Religion) und verlagert den Schwerpunkt von der Wissensvermittlung noch stärker zur Selbstreflexion und Haltungsklärung. Jede Lektion des Aufbaukurses ist mit einem interaktiven Lern-Quiz sowie mit einer schriftlichen Wochenaufgabe verbunden (z.B. für Musikwelt: Auseinandersetzung mit Songs zu Gender- und Diversity-Themen). Die Themenauswahl orientiert sich an Kriterien der gesellschaftlichen Relevanz sowie an Themenwünschen der Studierenden. Gleichzeitig werden die Lernenden ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sie sich in ihren Hausarbeiten zum Kursabschluss auch Gender- und Diversity-Aspekten in Themenfeldern

widmen können, die nicht Teil des Kurses sind: Freundschaften und soziale Netzwerke, Finanzen, Recht und Gesetz, Konsum, Tourismus, Migration und viele weitere.

Gender-Diversity-Zertifikat im kommunikationswissenschaftlichen Bachelor-Studiengang

Im Bachelor-Studiengang „Angewandte Medien- und Kommunikationswissenschaft“ der TU Ilmenau wird den Studierenden seit dem Wintersemester 2011/2012 ein Gender- und Diversity-Zertifikatsprogramm angeboten, das im Sinne des *Integrativen Gendering* in das bestehende Studienangebot integriert ist und sich am Vorbild der Leuphana Universität Lüneburg orientiert (Jansen-Schulz/van Riesen, 2013). Um die Bescheinigung zu erwerben, sind mindestens sechs Lehrveranstaltungen mit Gender- und Diversity-Bezügen im Umfang von insgesamt 30 Leistungspunkten zu absolvieren. Dazu besuchen die Studierenden nach aktuellem Stand die beiden oben beschriebenen E-Learning-Kurse und bearbeiten zudem in vier regulären Veranstaltungen des Studiengangs jeweils ein selbst gewähltes Gender- und Diversity-Thema (z.B. im Kontext der Medieninhalts- oder der Medienwirkungsforschung). Mit dem studienbegleitenden Gender-Diversity-Zertifikat können die Absolvent*innen des BA-Studiengangs „Angewandte Medien- und Kommunikationswissenschaft“ nachweisen, dass sie über Gender- und Diversity-Kompetenz im Bereich Medien und Kommunikation verfügen. Durch Digitalisierung ist es möglich, das Integrative-Gendering-Konzept umzusetzen, indem das bestehende Offline-Programm flexibel um Online-Kurse ergänzt wird.

Digitalisierung und Gender-Diversity-Bildung

Bis zum Jahr 2020, als die COVID-19-Pandemie die Online-Lehre an Hochschulen vom Ausnahmefall zum Regelfall machte, hatten unsere Gender-Diversity-Kurse durch ihr Online-Format eher einen Exotenstatus. Dabei haben wir durchgängig positive Erfahrungen mit der Digitalisierung gemacht.

Sichtweisen von Studierenden

Bei den Studierenden stießen die Gender-Diversity-Online-Kurse auf große Akzeptanz, das betrifft das digitale Format, die behandelten Inhalte, aber auch die didaktische Aufbereitung in Form durchstrukturierter instruktorischer Kurse mit vielen multimedialen Elementen, Lern-Quiz und Reflexionsaufgaben. Beide Kurse wurden im Studium Generale der TU Ilmenau, das vor allem von männlichen Studierenden aus technischen Fächern absolviert wird, gut angenommen. Ebenso war in dem mehrheitlich von weiblichen Studierenden absol-

vierten kommunikationswissenschaftlichen Bachelor-Studiengang nachhaltiges Interesse an dem auf den beiden Online-Kursen aufbauenden Gender-Diversity-Zertifikatsprogramm zu verzeichnen, das seit seinem Bestehen rund vier Mal pro Jahr verliehen wird.

Die Evaluation der Kurse und der einzelnen Lektionen erfolgte auf Schulnotenskalen und über Freitext-Antworten (Döring/Probstmeyer 2013). Es gab keine Hinweise darauf, dass das gewählte digitale Format zu Benachteiligungen führt. Denn die Lernplattform Moodle ist an der TU Ilmenau gut eingeführt und wird ohnehin von allen Studierenden genutzt. Die Gender-Diversity-Kurse sind also niedrigschwellig und auch weitgehend barrierefrei. Die Bewertung der Kurse und der Einzellektionen bewegte sich auf der Schulnotenskala im Bereich um 1,9. Die Freitextantworten belegten, dass die Online-Kurse neben der Wissensvermittlung auch der intendierten Haltungsklärung dienen können (Döring/Probstmeyer 2013):

Schön finde ich, dass zu den Themen auch ein Bezug auf das alltägliche Leben gemacht werden kann, was zum Nachdenken anregt.

Mir persönlich haben alle Lektionen gut gefallen. Ich habe mir zu dem Thema Gender und Diversity vorher nie viele Gedanken gemacht. [...] Somit konnte ich eine Menge an neuem Wissen aus diesem Online-Kurs mitnehmen. Gut gefallen hat mir die Verlinkung auf YouTube-Videos, die das jeweilige Sachgebiet auflockert haben.

Sichtweisen von Lehrenden

Das digitale Format hat uns Lehrenden erst ermöglicht, mit begrenzten Ressourcen ein so nachhaltiges und hochschulintern wie hochschulextern skalierbares Gender-Diversity-Bildungsangebot zu schaffen. Die Entwicklung der beiden Online-Kurse erfolgte mit einem Arbeitsaufwand von je rund 1.000 Arbeitsstunden im Rahmen des drittmittelfinanzierten Projekts „GeniaL: Gender in der akademischen Lehre an Thüringer Hochschulen“ (2009-2012). Der Aufwand für die fortlaufende Betreuung und Pflege der beiden Gender-Diversity-Online-Kurse sowie des Gender-Diversity-Zertifikatsprogramms beläuft sich auf gut einen Arbeitstag pro Woche: Bearbeitung von technischen, organisatorischen und inhaltlichen Anfragen Studierender, Korrektur und Benotung der Hausarbeiten und vor allem Aktualisierung der Inhalte. Recht hoher Aufwand für die fortlaufende Aktualisierung der Inhalte entsteht vor allem aus zwei Gründen:

1. Die vielfältig eingebundenen Online-Quellen (z.B. YouTube-Videos) veralten oder verschwinden und müssen ausgetauscht werden.
2. Die gesellschaftlichen Verhältnisse verändern sich (z.B. Rechtslage in Deutschland: seit 2017 gleichgeschlechtliche Ehe; seit 2018 Geschlechtseintrag divers) und erfordern eine Anpassung der Inhalte.

Somit ist festzuhalten, dass ein qualitätsvoller, aktueller Gender-Diversity-Online-Kurs so hohen Pflege-Aufwand mit sich bringt, dass eine adäquate Anrechnung auf das Lehrdeputat notwendig ist. Bislang wurde der zusätzliche Personalaufwand teils aus Mitteln des Thüringer Kompetenznetzwerks Gleichstellung¹ und überwiegend aus Mitteln des Fachgebietes bestritten.

Systemische Perspektive

Aus systemischer Perspektive ist zu konstatieren, dass das durch die Online-Kurse erst ermöglichte Gender-Diversity-Zertifikatsprogramm deutliche Ausstrahlungseffekte im Studiengang „Angewandte Medien- und Kommunikationswissenschaft“ gezeigt hat. Dadurch, dass die Studierenden im Zertifikatsprogramm in unterschiedlichen regulären Seminaren des kommunikationswissenschaftlichen Bachelor-Studiengangs verstärkt Gender-Diversity-Themen einbringen, werden auch die jeweiligen Lehrenden stärker sensibilisiert, wobei wir sie bei Bedarf bei der Betreuung der Gender- und Diversity-Themen beraten.

Ausblick

Mit Blick auf die kommenden zehn Jahre planen wir die beschriebenen Gender-Diversity-Bildungsangebote an der TU Ilmenau fortzuführen und uns dabei mit englischsprachigen Versionen der beiden Gender-Diversity-Online-Kurse stärker zu internationalisieren. Zudem möchten wir auch die bereits begonnenen Lehrexporte an andere Standorte ausbauen. Interessierte sind herzlich eingeladen, unsere deutsch- und englischsprachigen Online-Kurse zu Gender und Diversity zu nutzen. Technisch ist dies über die Plattform *Glocal Campus*² möglich, wo bereits ein Lehrexport an die Hochschule für Wirtschaft und Gesellschaft Ludwigshafen etabliert ist.

Insgesamt vertreten wir die Position, dass Digitalisierung ein geeignetes Hilfsmittel sein kann, um Gender- und Diversity-Inhalte a) innerhalb eines Studiengangs zu verankern und bis zu Zertifikatsprogrammen auszubauen, b) studiengangübergreifend im Studium Generale anzubieten und c) auch standortübergreifend zu verbreiten. Prägender als die digitalen Vermittlungsformen sind aber letztlich die Inhalte und das didaktische Konzept, weshalb diese im vorliegenden Beitrag skizziert wurden.

Zur Autor*in

Nicola Döring ist Professorin für Medienpsychologie und Medienkonzeption an der Technischen Universität Ilmenau. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören psychosoziale Aspekte der Digitalisierung, Gender, Sexualität und Evaluationsforschung. Von 2009 bis 2012 war sie wissenschaftliche Leiterin des Thüringer Verbundprojekts „GeniaL: Gender in der akademischen Lehre an Thüringer Hochschulen“. Sie ist Mitherausgeberin der „Zeitschrift für Sexualforschung“.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Nicola Döring
IfMK, TU Ilmenau
Ehrenbergstraße 29, D-98693 ILMENAU

Anmerkungen

1 www.tkg-info.de

2 www.glocal-campus.org

Literatur

- Dahmen, Britt/Karaaslan, Nurcan/Aye, Manuela (2018): Diversity-Kompetenz in der Hochschullehre – Hochschuldidaktische Handlungsfelder und diversitätsbezogene Herausforderungen im E-Learning-Tool DiVers. In: Auferkorte Michaelis, N./Linde, F. (Hrsg.): Diversität lernen und lehren – ein Hochschulbuch. Opladen: Barbara Budrich, S. 341-354.
- Döring, Nicola/Probstmeyer, Kristin (2013): Ein Online-Kurs zu Gender und Diversity: Konzeption, Durchführung und Evaluation. In: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, 33, S. 53-62.
- Glaß, Elise/Mörth, Anita (Hrsg.) (2020): Gender- und diversitysensible Gestaltung von (Studien-)Angeboten wissenschaftlicher Weiterbildung. Handreichung der wissenschaftlichen Begleitung des Bund-Länder-Wettbewerbs „Aufstieg durch Bildung: offene Hochschulen“. <https://www.pedocs.de/volltexte/2020/18930/pdf/Glass_Moerth_2020_Gender_und_diversitysensible_Gestaltung.pdf> (Zugriff: 6'06.05.2021).
- Jansen-Schulz, Bettina/van Riesen, Kathrin (2013): Integratives Gendering und Gender-Diversity-Kompetenz – Anforderungen an eine innovative Hochschullehre. In: Ernstson, S./Meyer, Ch. (Hrsg.): Praxis geschlechtersensibler und interkultureller Bildung. Berlin: Springer, S. 217-237.
- Paseka, Angelika (2001): Zur Akzeptanz von Gender-Themen in der LehrerInnenausbildung. In: SWS-Rundschau, 41, 1, S. 121-37.

Katharina Walgenbach/Friederike Jonah Reher

Digitales Portal Intersektionalität – ein Erfahrungsbericht

Intersektionalität ist ein Paradigma, mit dem die Wechselbeziehungen von sozialen Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnissen thematisiert werden. Seit 2012 bietet das Portal Intersektionalität¹ einen digitalen Raum, um über das Paradigma Intersektionalität zu diskutieren, Vernetzungen auf- und auszubauen und einen Informationsaustausch über Wechselwirkungen von Diskriminierungen bereitzustellen. Das Portal adressiert Forscher*innen und Praktiker*innen, die sich in ihrer Arbeit mit intersektionalen Verhältnissen auseinandersetzen. Darüber hinaus bietet die Plattform aber auch einen Raum für produktive Kritik am Denkmuster Intersektionalität.

Zum deutschsprachigen Angebot des Portals Intersektionalität gehören:

- aktuelle Hinweise auf Literatur, Veranstaltungen, Call for Paper, Stellenausschreibungen (D, CH, A)
- Überblickstexte für diverse intersektionale Themenfelder
- Forum für intersektionale Praxisprojekte
- Forum für intersektionale Forschungsprojekte (inkl. Projekten von Nachwuchswissenschaftler*innen)
- Datenbank für intersektionale Methoden der Bildungsarbeit
- Trainer*innenpool
- virtuelle Methodenkonferenzen
- Darstellung des experimentellen Projektes „Interdependenzen & Hyper-text“
- Archivierung (Dokumentation zurückliegender Tagungen, Debatten, Projekte)
- Rubrik „Gute Nachbar*innenschaft“ (ein Ort, an dem Hinweise/Themen platziert werden können, die sich nicht explizit auf Intersektionalität beziehen, aber deren Inhalte berühren)

Seit Start des Portals Intersektionalität lassen sich monatlich relativ gleichbleibend über 2.000 Zugriffe auf das digitale Angebot des Portals verzeichnen (Mehrfachzugriffe eingerechnet). In den letzten Monaten war die Tendenz der Zugriffe steigend. Besonders intensiv werden die aktuellen Hinweise zu Veranstaltungen und Veröffentlichungen auf der Startseite, die theoretischen Schlüsseltexte sowie der Methodenpool genutzt. Auch die Audio-Mitschnitte von Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen werden gerne abgerufen. Die positiven Rückmeldungen aus Wissenschaft und Praxis bestätigen zudem, dass die Nutzung des Portals in unterschiedlichen Arbeitsbereichen zum Einsatz kommt:

So erfreut sich die Rubrik „Überblickstexte“ bzw. „Schlüsseltexte“ einer gleichbleibend starken Nachfrage, besonders aus dem universitären Bereich. Während der Einschränkungen durch die COVID-19-Pandemie erreichten uns

sehr viele positive Rückmeldungen, die belegen, dass die Rubrik in Zeiten der universitären Online-Lehre intensiv genutzt wurde und sich sowohl für asynchrone als auch für synchrone Lern-/Lehr-Arrangements heranziehen lässt.

Praktiker*innen interessieren sich daneben in besonderem Maße für den Methodenpool und nutzen mitunter die Gelegenheit, Fragen zu einzelnen Methoden zu platzieren. Die Nachfrage zu Vor- und Nachteilen einzelner Methoden der Antidiskriminierungsarbeit wurde von der Organisation des Portals Intersektionalität fachlich aufgegriffen und das Angebot von Methodenkonferenzen entwickelt. Bisher wurden bereits drei Methodenkonferenzen durchgeführt, die jeweils aktuelle Fragestellungen bearbeiteten. Hier ging es zum Beispiel um den Einsatz von Erklärvideos zur Veranschaulichung komplexer intersektionaler Wechselwirkungen, der Diskussion einer intersektionalen Methode zur Organisationsentwicklung sowie um die Beschäftigung mit intersektionalen Methoden zur Privilegienreflexion. Schließlich greifen Veranstalter*innen von Bildungsformaten in der Konzeptionsphase gerne auf den Trainer*innenpool zurück, um geeignete, intersektional arbeitende Referent*innen zu akquirieren.

Des Weiteren will das Portal Intersektionalität auch offen für digitale Experimente sein. Ein Beispiel dafür ist das Projekt „Interdependenzen und Hypertext“. Ziel des Projektes war es, die Gewichtung von Kategorien in intersektionalen Analysen zu beleuchten. So wird Vertreter*innen des Paradigmas Intersektionalität mitunter die einseitige Beschäftigung mit wenigen kategorialen Ungleichheitsverhältnissen (Stichwort: Fokussierung auf die Triade Race, Class, Gender) vorgehalten und angemerkt, andere Dimensionen würden vernachlässigt (etwa Adulthood und Ableism) oder im schlimmsten Fall unter eine andere Ungleichheitsdimension subsumiert (Antisemitismus). In dem Projekt wurde der Versuch unternommen, die Linearität der Schrift- und Lautsprache zu reflektieren und die Möglichkeiten gleichwertiger Gewichtung durch digitale Hypertextstrukturen zu erweitern. Hier zeigte sich die Arbeit mit einer virtuellen Netzwerkstruktur in Form eines 3D-Graphens als hilfreich.

Die Frage der Gewichtung bzw. des (Un-)Sichtbarmachens einzelner Diskriminierungslinien in intersektionalen Diskursen gewinnt auch bei der täglichen digitalen Pflege des Portals Bedeutung: Zu welchen Informationen erhalten wir in unseren Netzwerken Zugang? Welche Informationen können demgemäß von uns ausgewählt und abgebildet werden? Als Konsequenz aus der Reflexion über diese Fragen liegt ein Schwerpunkt der Arbeit darin, Netzwerke stetig zu erweitern, um möglichst umfangreich intersektionale Debatten und Diskurse abbilden zu können.

Einige konzeptionelle Überlegungen des Portals ließen sich allerdings im Rückblick nicht bzw. kaum umsetzen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass das Ziel des Portals Intersektionalität, die User*innen in partizipativer Weise an der Entwicklung des Portals und der digitalen Inhalte zu beteiligen, kaum eingelöst werden konnte. So wurden die Möglichkeiten von Online-Diskussionen, Kommentierung und der Unterbreitung von Hinweisen zu Veranstaltungen oder Literatur nur wenig genutzt. Positive Erfahrungen haben wir hingegen gemacht, wenn wir Beitragende direkt angesprochen oder eingebunden haben (z.B. für die Methodenkonferenzen). In diesem Sinne mussten für die Pflege

des Portals auch immer ausreichend Ressourcen bereitstehen, was durch die Anbindung an die Universität Wuppertal bzw. aktuell an die FernUniversität in Hagen gewährleistet werden konnte. Zudem gab es 2012 eine Anschubfinanzierung des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW in Höhe von 20.000 Euro.

Zukünftig ist ein Relaunch des Portals Intersektionalität geplant. Die anvisierte Generalüberarbeitung speist sich zum einen aus fortgeschrittenen IT-Anforderungen sowie aus dem Bedürfnis der inhaltlichen Ergänzung und Neukonzeption. Rubriken, die gleichbleibend stark abgerufen wurden, sollen vermehrt in den Fokus gerückt sowie daran anschließende weitere Angebote offeriert werden. Manches, das sich weniger bewährte, soll nur noch in einem Archiv zugänglich sein. Im Zuge des Relaunchs ist zudem geplant, die Barrierefreiheit digital verstärkt umzusetzen, um somit nicht zuletzt den aktuellen Richtlinien für barrierefreie Webinhalte (WCAG 2.0) zu entsprechen.

Inhaltlich möchten wir uns daneben weiter der Frage nach einem angemessenen Umgang mit Sichtbarkeits- und Unsichtbarkeitsdynamiken sowie nach Potenzialen eines digitalen Angebots für die oben erwähnten Gewichtungsfragen stellen. So planen wir, auch weiterhin aktuelle Fragestellungen durch die Konzeption von Online-Konferenzen aufzugreifen, einen Raum für fachlichen Austausch zu generieren und aktuelle Informationen zum Paradigma Intersektionalität bereitzustellen.

Zu den Autor*innen

Katharina Walgenbach, Prof. Dr., Leitung des Lehrgebiets Bildung und Differenz am Institut für Bildungswissenschaft und Medienforschung an der FernUniversität in Hagen. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Intersektionalität, Bildung und soziale Ungleichheiten, Sozialisation, qualitative Methoden.

Friederike Jonah Reher, Diplom-Pädagogik, Fachwirt* für Büro- und Projektorganisation (IHK), Management für öffentliche Fördermittel (Fundraising). Arbeitsschwerpunkte: Freiberuflich tätig in der Erwachsenenbildung, für das Portal Intersektionalität, im Lektorat und mit Übersetzungen in Leichte Sprache.

Korrespondenzadressen

Univ.-Prof. Dr. Katharina Walgenbach
Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften
Lehrgebiet Bildung und Differenz, FernUniversität in Hagen,
Universitätsstraße 33, 58097 Hagen, Germany
katharina.walgenbach@fernuni-hagen.de“

Friederike Jonah Reher
reher@bildung-und-beratung-reher.de

Anmerkungen

1 <<http://portal-intersektionalitaet.de>>

Autor*innen-Kollektiv des Netzwerks Gender & Diversity in der Lehre¹

Gender-/Diversitätsreflexivität in der digitalen Lehre – Notizen² aus dem Netzwerk Gender & Diversity in der Lehre

Als es im März 2020 plötzlich hieß, das Sommersemester werde aufgrund der Covid-19 Pandemie online abgehalten, standen wir, wie so viele andere Lehrende, vor der Frage, wie dies umgesetzt werden kann. Digitalisierung als Anforderung an innovative Lehr-/Lern-Formate war schon länger in aller Munde, blieb aber weitestgehend unbestimmt. In der nun sehr spontanen und unangeleiteten Auseinandersetzung mit Tools und Methoden wurde der Fokus jedoch schnell darauf gelegt, wie es gelingen kann, die für die Präsenz geplante Lehrveranstaltung eins zu eins in den digitalen Raum zu verlegen. Gender-/Diversitätsreflexivität als Querschnittsperspektive und Aspekt der Didaktik und Methodik wurde dabei oftmals vernachlässigt bzw. fiel aufgrund von pragmatischen und rationalisierenden Überlegungen hinten runter. Gleichzeitig wurden längst überwunden geglaubte (nicht nur vergeschlechtlichte) Stereotype (re)produziert, sei es bzgl. der Frage von Care-Arbeit oder von Technikaffinität. Diese *ad-hoc* Digitalisierung birgt ebenso wie der analoge Raum die Gefahr der Normierung von Annahmen, Anforderungen und Angeboten statt ihrer Diversifizierung. Aus unserer Sicht ist es wichtiger denn je, Gender-/Diversitätsaspekte nicht als *add on*, sondern als integrativen Bestandteil der Lehre zu denken, sowohl auf der fachlich-inhaltlichen Ebene als auch in Hinsicht auf die Studierenden- und Lehrendenschaft.

Unser Netzwerk hatte für Anfang April 2020 ein Treffen an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg geplant. Kurz vor diesem Termin wurde klar: Vor Ort wird ein Vernetzungstreffen nicht möglich sein. So stellten wir, wie manch andere auch, innerhalb weniger Tage unser Treffen komplett auf online um und beschlossen zudem, den Prozess der *ad-hoc* Digitalisierung kritisch unter Gender-/Diversitätsaspekten zu begleiten und auch gemeinsam dazu zu publizieren. So blieben wir während des Jahres 2020 kontinuierlich und schreibend im Erfahrungsaustausch.

Zur Frage wie vielfältige Fähigkeiten, Ressourcen, Vorkenntnisse, Erfahrungen und Bedürfnisse in der digitalen Lehre berücksichtigt werden können, entstand im Laufe des Jahres eine Beitragsserie im Themendossier Diversity & Barrierefreiheit beim Hochschulforum Digitalisierung, die Anregungen und Unterstützung für die Digitale Lehre geben soll. Die einzelnen Beiträge greifen dabei verschiedene Aspekte auf. Nach einem grundlegenden Einstieg³ folgen Hinweise zur Etablierung einer guten Kommunikations- und Debattenkultur in der Online-Lehre⁴, Überlegungen zu Selbstreflexion und Feedback⁵ sowie zur Barrierefreiheit in der digitalen Lehre⁶. Den Abschluss bildet ein Werkstattbericht zu den Gender-/ Diversitätsaspekten bei der Veranstaltung von Online-Konferenzen⁷.

Unsere Antwortversuche erzeugten ständig neue Fragen. Um diesen zu begegnen, wurde klar, dass die Kriterien einer gender-/diversitätsreflektierenden und somit guten Lehre erneut bekräftigt werden mussten: Unter den für uns neuen, digitalen Bedingungen wurden dabei Selbstreflexion, Interaktion sowie der Aufbau und das Aufrechterhalten von Kommunikation kontinuierliche Begleiter in einem neuen digitalen Gewand. Sowohl für unsere eigene Lehr- und Workshop-Tätigkeit als auch für die Arbeit im Netzwerk empfanden wir diese Aspekte als grundlegende und notwendige, ständig wieder zu hinterfragende und zu bekräftigende Arbeitsprinzipien. Dazu gehören (intensivierter als im analogen Lehrsetting) auch Fragen von barrierearmer Gestaltung und des Datenschutzes. Denn aus unserer Sicht verschärfen sich durch die Online-Lehre Ungleichheiten und Benachteiligungen so sehr, dass Gender-/Diversitätsreflexivität wichtiger denn je wird.

Klar standen praktische und datenschutzrechtliche Fragen zu Zoom & Co. am Anfang. Genauso war und ist es wichtig, didaktisch über eine rein materielle und technokratische Sicht hinauszugehen. Unsere Vision ist nicht die fortschreitende Digitalisierung im Sinne einer Rationalisierung von Lehre und Lernen bzw. von Lehrinhalten und didaktischer Vermittlung. Unsere Vision ist die Mehrdimensionalität von Themen und Interaktionen, die Offenheit und Spontaneität, die uns kreativ, verantwortlich und gemeinsam voranschreiten lässt.

Digitale Lehre und digitaler Austausch kann nicht allein von Mitarbeitenden und Lehrenden gestemmt werden. Verantwortlich für die Herstellung der notwendigen strukturellen Rahmenbedingungen an Hochschulen sind die Hochschulleitungen. Entsprechend sind auch sie gefordert, Gender und Diversität als essentielle Reflexionskategorien in der digitalen Lehre zu verankern und alle Hochschulangehörigen dabei entsprechend zu unterstützen.

Im Zusammentreffen von Pandemie und Digitalisierung wurde noch zu wenig über verschiedene Möglichkeiten von „Raum“ nachgedacht. Fragen, die Partizipation und Austausch an Hochschulen jenseits der konkreten Lehr- und Prüfungssituation betreffen, wurden vernachlässigt. Auch in Lockdowns muss Wissensaustausch und -transfer mit gesellschaftlichen Akteur*innen gehalten und gefördert werden. So sind Netzwerke zentral für unser alltägliches Arbeiten, für den Erfahrungsaustausch, als kreativer und sozialer Raum. Rückzug in den Elfenbeinturm oder ins Private halten wir für keine gute Lösung im Umgang mit der Pandemie.

Konkret bedeutet dies insgesamt für uns:

- Gender-/Diversitätsreflexivität muss auch in digitalen Lernprozessen wichtiger Bestandteil der Lehre sein. Dies muss klar und deutlich von allen Leitungsgremien unterstützt und kommuniziert werden.
- Ausschlüsse und Barrieren wollen wir von Anfang an mitdenken: Haben alle Beteiligten die notwendige technische Ausstattung, die entsprechen-

den Skills, den ruhigen Arbeitsplatz zu Hause, das stabile Internet, ...? Falls dies nicht der Fall ist, muss strukturell geholfen werden.

- Kommunikation und Interaktion mit und zwischen den Studierenden sind elementarer Bestandteil unseres Lehr-Lern-Verständnisses und unserer Haltung: Bildung ist immer auch Beziehungsarbeit. Eine gute Lehre besteht nicht nur aus Faktenvermittlung und dem Abfragen von Prüfungsleistungen, sondern entsteht durch eine gender-/diversitätsreflektierende Kultur der Kommunikation.
- Diversität ist eine Querschnittsperspektive, sowohl auf Ebene der Inhalte als auch auf der Ebene von Personen und Strukturen. Eine Hochschule erfüllt erst dann ihren Bildungsauftrag, wenn sie auch den digitalen Raum diskriminierungsarm gestaltet und der Diversität von Lehrenden und Studierenden gerecht zu werden versucht.

Wir plädieren dafür, digitale Formate als eine Ergänzung bereits bestehender Methoden und Angebote zu sehen. Dabei geht es uns um die gender-/diversitätsreflektierte und -reflektierende Gestaltung von digitaler Lehre auf formaler, struktureller und inhaltlicher Ebene: Um das Einfließen von Erkenntnissen der Geschlechterforschung, der Gender und Queer Studies, der Disability Studies, der rassismuskritischen sowie der post-/dekolonialen Forschung als Querschnittsthemen, auch für die Dekolonisierung von Hochschule. Diese Bereiche und Perspektiven verzahnen sich, greifen ineinander, bereichern und inspirieren sich gegenseitig - sie sind nicht ohne einander zu denken!

Zu den Autor*innen

Die Autor*innen arbeiten zusammen im **Netzwerk Gender & Diversity in der Lehre**, einem autonomen Netzwerk von Personen, die strategisch, theoretisch und/oder operativ im Bereich Gender und Diversity in der Hochschullehre tätig sind. Das Netzwerk trifft sich zweimal im Jahr und dient dem Informationsaustausch sowie der inhaltlichen und strategischen Zusammenarbeit.

Korrespondenzadresse

lisa.mense@netzwerk-fgf.nrw.de

Anmerkungen

- 1 <<http://netzwerk-gender-diversity-lehre.de>>. Die entstandenen Beiträge sind im Blog des Hochschulforums Digitalisierung erscheinen:
- 2 Dieser Text basiert auf mehreren Beiträgen, die im Herbst/Winter 2020 auf dem Blog Hochschulforum Digitalisierung [2-6] veröffentlicht wurden und ist somit das Ergebnis kollaborativer Schreibprozesse. Namentlich beteiligt waren: Maria-Luisa Barbarino, Lea Belz, Melanie Bittner, Pritima Chainani-Barta, Lena Eckert, Pia Garske, Helene Götschel, Beate Hennenberg, RyLee Hühne, Karo Kalmbach, Dilara Kanbiçak, Ramona Kaufmann, Katharina Miketta, Heike Pantelmann, Annika Spahn und Mathias Weidner.
- 3 29.9.2020: <<https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/blog/gender-diversitaet-digitale-lehre>>.
- 4 26.10.2020: <<https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/blog/respektvolle-kommunikation-online-lehre>>.
- 5 10.11.2020: <<https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/blog/reflexion-digitale-lehre>>.
- 6 8.12.2020: <<https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/blog/handreichung-barrierefreiheit-online-lehre>>.
- 7 15.12.2020: <<https://hochschulforumdigitalisierung.de/de/blog/gender-diversity-reflexion-online-konferenzen>>.

Rezensionen

Bianca Priel

Für eine engagierte datenwissenschaftliche Praxis

D'Ignazio, Catherine/Klein, Lauren F. (2020): *Data Feminism*. Cambridge: The MIT Press (29,90 €, 314 Seiten).

Dieses Buch ist ein Muss für alle, die sich mit dem komplexen und keineswegs immer eindeutigen Zusammenspiel von (digitalen) Daten und gesellschaftlichen Machtverhältnissen auseinandersetzen wollen. Es offeriert eine – im besten Sinne – einfache, nämlich klar formulierte und inhaltlich voraussetzungslose Einführung in die mannigfaltigen Praktiken, Prozesse und Strukturen der Generierung, Aufbereitung, Verarbeitung und Visualisierung von – zumeist digitalen – Daten und analysiert diese aus einer intersektionalitätstheoretisch informierten feministischen Perspektive. Wie nebenbei verweben die Autorinnen hierzu unterschiedliche Praxisbeispiele mit zentralen Konzepten feministischen Denkens, wobei ihre Ausführungen durch Anschaulichkeit und profunde Kenntnis des Gegenstandes ebenso überzeugen wie durch theoretisch-analytische Schärfe und Umsichtigkeit. Qua berufsbiographischer Hintergründe selbst im Schnittfeld von Datenwissenschaft, feministischer Forschung und Aktivismus situiert, fallen ihre Überlegungen und Argumente bei aller kritischer (Selbst-)Reflexion nie pessimistisch aus. Vielmehr dokumentieren sie die Überzeugung, dass eine feministisch geprägte datenwissenschaftliche Praxis etablierte Machtasymmetrien abbauen und derart zu einem besseren, weil aus diesen befreiten, Leben für alle beitragen kann. Mit Mona Singer (2005: 259ff.) lässt sich *Data Feminism* deshalb als Paradebeispiel „engagierter Wissenschaft“ verstehen – nämlich: eine Wissenschaft, die anerkennt, dass es keine zwangsläufige oder gar ‚natürliche‘ Verbundenheit zwischen Wissenschaft, Wahrheit und Fortschritt gibt, deshalb Wahrheitsansprüche aber nicht gänzlich aufgibt, sondern diese dezidiert mit politischen Anliegen verknüpft. Im vorliegenden Fall ist das Ergebnis eine Schrift, die klar Stellung bezieht – und zwar: für eine *co-liberation* von Beherrschten ebenso wie Herrschenden durch Abbau der für alle einschränkend wirkenden gesellschaftlichen Machtasymmetrien – ohne dabei der Versuchung anheimzufallen, allzu einfache und verkürzte Antworten anzubieten oder sich der Uneindeutigkeit und Komplexität sozialer Verhältnisse zu entziehen.

Analytisch wie politisch ist *Data Feminism* einem intersektionalitätstheoretisch informierten Feminismus verpflichtet. Geschlecht gilt demnach nur als eine von mehreren Achsen der Hierarchisierung, Herrschaft und sozialen Ungleichheit, von denen keine primär gesetzt werden kann, sondern die einander überkreuzend spezifische Machteffekte zeitigen. Folglich befasst sich das Buch mit Machtasymmetrien aufgrund von Sexismus, Rassismus, Klassismus, aber auch Ableismus und (Post-)Kolonialismus. Unter Feminismus wollen die Autorinnen dabei die kritische Analyse und Reflexion von Machtverhältnissen ebenso verstehen wie deren aktivistische Überwindung. Gegenstand bzw. Medium einer solch feministischen Praxis bildet dabei der Komplex, den die Autorin-

nen *Datenwissenschaft* nennen – nämlich: die Sammlung, Verarbeitung, Analyse und Aufbereitung von Daten, seien diese visueller, auditiver, numerischer oder anderer Art, unter Anwendung systematischer Methoden der Beobachtung und des Experimentierens. Dabei erfährt das Label ‚Wissenschaft‘ eine inhaltliche – und zugleich feministische – Wendung, insofern es von formalen und dabei stets mit Machtverhältnissen verknüpften Kriterien wie akademischen Titel oder universitärer Verortung losgelöst wird und Datenwissenschaftler*innen nicht nur im akademischen Feld sucht. Ein datenwissenschaftlicher Feminismus oder eben *Data Feminism* meint dann „a way of thinking about data, both their uses and their limits, that is informed by direct experience, by a commitment to action, and by intersectional feminist thought“ (8). Somit geht es der feministisch-datenwissenschaftlichen Praxis sowohl darum aufzuzeigen, wo und wie datenwissenschaftliche Praktiken dazu beitragen, bestehende soziale Ungleichheiten und gesellschaftliche Machtasymmetrien aufrechtzuerhalten, als auch danach zu fragen, wie Daten und Datenwissenschaft dazu genützt werden können, um diese Ungleichheitsrelationen aufzuzeigen, herauszufordern und abzubauen. Damit knüpft dieses Buch an datenkritische Beiträge an, die sich in jüngerer Zeit aus feministischer Perspektive mit der Macht- und Herrschaftsförmigkeit von *big data*, (maschinellen Lern-)Algorithmen und Künstlicher Intelligenz befasst haben (u.a. Nobel 2018; Prietl 2019; Gebru 2020), und führt diese mit einem dezidiert aktivistischen Moment fort, das auf eine feministisch inspirierte datenwissenschaftliche Praxis abzielt – ohne deshalb in einen naiv-affirmativen Datenpositivismus oder -optimismus zu verfallen.

Sieben Prinzipien bilden die Grundpfeiler der hier skizzierten datenfeministischen Praxis und zugleich die Grundstruktur des Buches: So ist – neben einer Einleitung und einer weitestgehend resümierenden Conclusio – jedem Prinzip ein Kapitel gewidmet, wobei die Ausführungen nicht streng trennscharf sind und immer wieder inhaltliche Überlappungen aufweisen: (1) Macht(operationen) analysieren und verstehen, (2) Macht(relationen) aufzeigen und herausfordern, (3) Emotionen und körperbasiertes Wissen aufwerten und integrieren, (4) hierarchische Binaritäten hinterfragen und zurückweisen, (5) Pluralität (von Perspektiven) (an)erkennen und einbeziehen, (6) Kontext(e) berücksichtigen und kenntlich machen, und (7) datenwissenschaftlicher Arbeit Beachtung schenken und diese sichtbar machen. Nun kann hier nicht auf alle sieben Prinzipien und ihre Anwendung in der und für die datenfeministische Praxis weiter eingegangen werden; einige Gedanken sollen jedoch skizziert werden, um neugierig zu machen auf mehr und vielleicht sogar erste Impulse zu setzen, um den eigenen Umgang mit Daten feministisch zu reflektieren und weiter zu entwickeln.

Den Einstieg macht ein Rekurs auf Patricia Hill Collins‘ (1990) Konzept der „Matrix der Unterdrückung“, das einen Analyserahmen dafür bietet, wie Daten und (etablierte) datenwissenschaftliche Praktiken auf der strukturellen, disziplinären, hegemonialen und interpersonellen Ebene gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse (re)produzieren. Gefragt wird hierzu danach: Wer sind (nicht) die Träger*innen von Datenwissenschaften? Wer profitiert (nicht) von den Ergebnissen datenwissenschaftlicher Praxis? Wessen Perspektiven, Bedürfnisse und Wünsche werden dabei (nicht) berücksichtigt? Die Antwort-

ten auf all diese und weitere W-Fragen zeichnen ein Bild der (dominierenden) Datenwissenschaften, das diese als überwiegend von ‚weißen‘, sozioökonomisch privilegierten Cis-Männern bevölkert ausweist, die in staatlichen und privatwirtschaftlichen Organisationen des sog. globalen Nordens Datenwissenschaft zum Zwecke des Profits (einiger weniger), der Überwachung (der Minorisierten) und der Effizienz (zur Verwaltung von Knappheit) betreiben.

Vor dem Hintergrund dieser Macht- und Herrschaftsanalyse plädieren die Autorinnen für eine datenfeministische Wende bzw. Herausforderung der etablierten Macht- und Herrschaftsrelationen. Eine solche datenfeministische Praxis kann unterschiedliche Formen annehmen, vier werden jedoch als zentral skizziert: (1) die Sammlung alternativer Daten, auch *counter data* genannt, um unter Ausnützung der symbolischen Autorität von Daten auf Missstände und Ungleichheiten hinzuweisen, (2) die kritische Analyse verfügbarer Daten(sätze), um etwa ‚blinde Flecken‘, Auslassungen und Verzerrungen zu problematisieren, (3) die Entwicklung einer Vorstellung der *co-liberation*, um durch Abbau von Machtasymmetrien auf eine Befreiung aller Gesellschaftsmitglieder hinzuwirken, und (4) die Lehre und Verbreitung datenfeministischer Perspektiven, um einerseits Datenwissenschaftler*innen in die Lage zu versetzen, ihr Tun kritisch zu reflektieren, und andererseits Lai*innen dazu zu ermächtigen, sich datenwissenschaftlicher Praktiken zu bedienen.

Geleitet sind diese Überlegungen unter anderem von Donna Haraways (1995) Konzept des „situierten Wissens“. Demnach gibt es weder neutrale noch objektive Daten, sondern stets nur partielle Perspektiven auf bestimmte Phänomene, da alles, was frau* sieht, immer davon abhängt wovon aus man* es sieht. Zum einen müsse deshalb die Position, aus der gesprochen und von der aus die Welt betrachtet wird, sichtbar gemacht und in ihren Limitationen reflektiert werden. Zum anderen folgt daraus die Forderung, in der datenwissenschaftlichen Praxis möglichst unterschiedliche Perspektiven einzubeziehen und Daten möglichst mannigfaltigen Sinnen und Emotionen und damit vollumfänglicher zugänglich zu machen. Wie dies aussehen kann, exemplifizieren die Autorinnen unter anderem mit und in ihrem Buch. So reflektieren sie an mehreren Stellen, wovon zwei umfänglicher ausfallen, ihre eigene Position als ‚weiße‘, gut gebildete, heterosexuelle Mittelschichts-Cis-Frauen und Mütter, die im globalen Norden aufgewachsen sind, leben und arbeiten. Zudem bemühen sie sich, im Sinne einer von Sara Ahmed (2018: 17) geforderten feministischen Zitierpraxis, die Stimmen jener verstärkt erklingen zu lassen, die in marginalisierten Positionen Datenmacht persönlich erfahren, aber in der Regel seltener Gehör finden. Wie eine Gegenüberstellung von diesbezüglichem Anspruch und Realität im Anhangteil des Buches zeigt, können die Autorinnen ihren selbst gesteckten Zitationszielen nicht vollumfänglich gerecht werden, denn – so müssen sie (selbst)kritisch konstatieren – „legitimate knowledge has a race and gender, as well as a class and a geographic location.“ (221) Last but not least, verdankt sich die finale Fassung von *Data Feminism* vielzähligen Kommentaren und Rückmeldungen zu einer Manuskriptfassung des Buches, die online einem Open Review-Prozess zugänglich gemacht worden war, dessen Beiträge weiterhin eingesehen werden können.¹

Kurz: Wo in öffentlichen und politischen Diskursen gegenwärtig entweder technooptimistische Fortschrittserzählungen oder aber kulturpessimistische Endzeitgeschichten florieren, rückt dieses Buch die konkreten soziokulturellen, politisch-materiellen und ökonomisch-strukturellen Bedingungen und Konsequenzen datenwissenschaftlicher Praktiken in den Vordergrund und eröffnet darüber zugleich eine Perspektive auf Möglichkeiten, diese feministisch zu wenden.

Anmerkungen

1 Abrufbar unter <https://mitpressonpubpub.mitpress.mit.edu/data-feminism> (Zugriff: 02.03.2021).

Literatur

- Ahmed, Sara (2018): *Living a Feminist Life*. Durham: Duke University Press Books. <https://doi.org/10.1057/s41296-018-0199-2>.
- Geburu, Temnit (2020): *Race and Gender*. In: Dubber, D./Pascale, F./Das, S. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Ethics of AI*. Oxford: Oxford University Press, S. 253-270. <https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780190067397.013.16>.
- Haraway, Donna (1995): *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partia- len Perspektive*. In: Hammer, C./Stieß, I. (Hrsg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 73-97.
- Hill Collins, Patricia (1990): *Black Feminist Thought: Knowledge, Conscious- ness, and the Politics of Empowerment*. New York: Routledge.
- Noble, Safiya (2018): *Algorithms of Oppression: How Search Engines Reinforce Racism*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1pwt9w5>.
- Prietl, Bianca (2019): *Algorithmische Entscheidungssysteme revisited: Wie Maschinen gesellschaftliche Herrschafts- verhältnisse reproduzieren können*. In: *Feministische Studien* 19, 2, S. 303-319. <https://doi.org/10.1515/fs-2019-0029>.
- Singer, Mona (2005): *Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie, Wissens- soziologie und Cultural Studies*. Wien: Löcker.

Johanna Ullmann

Affektive Integration – Empowerment geringverdienender Frauen* auf dem israelischen Arbeitsmarkt

Amalia Sa'ar (2018): *Economic Citizenship: Neoliberal paradoxes of empowerment*. 2. Aufl. New York: Berghahn Books (\$ 29.95, 260 S.).

Projekte zur Unterstützung der Arbeitsmarktteilhabe von Frauen stellen politisch längst kein Randthema mehr dar. Zunehmend richtet sich ‚Arbeitsmarktintegration‘ auch an geringverdienende, am Arbeitsmarkt marginalisierte Frauen* als ‚neue Zielgruppe‘. Im Zuge der neoliberalen Restrukturierung des Wohlfahrtssystems sind diese Angebote jedoch – so konnten zahlreiche Studien der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung unlängst zeigen – nicht zwangsläufig ein Hinweis auf Öffnung oder Gleichberechtigung auf dem Arbeitsmarkt (Dackweiler/Rau/Schäfer 2020; Aulenbacher 2007; Winker 2010). Das Buch der israelischen Kulturanthropologin Amalia Sa'ar widmet sich diesem Thema und geht der Frage nach, auf welche Weise neoliberale Ideen von individueller wirtschaftlicher Produktivität und Selbstständigkeit als Maß ‚guter‘ (Staats-)Bürger*innenschaft in einem durch ethno-nationale Ungleichheiten und Diskriminierungen geprägten Kontext adaptiert werden. Brechen hegemoniale Machtverhältnisse auf? Wie manifestiert sich die Normativität wirtschaftlich unabhängiger und produktiver Weiblichkeit unter den geringverdienenden Frauen* der Gesellschaft an der Schnittstelle zwischen Ethnizität, Nationalität und Geschlecht (4)?

Zur Beantwortung dieser Fragen analysiert die Autorin der vorliegenden ethnografischen Studie das institutionelle Feld der arbeitsbezogenen Unterstützungsprojekte für geringverdienende Frauen* in Israel und deren Reaktionen auf die geleistete Hilfe. Indem der Fokus auf die Situation geringverdienender, marginalisierter Frauen* gelegt und Geschlecht durchgehend im Wechselverhältnis mit den Ungleichheits- und Diskriminierungskategorien race/Ethnie, Nationalität und Klasse betrachtet wird, liefert die Lektüre einen wichtigen Beitrag dazu, wie der Neoliberalismus – trotz struktureller Ausschlüsse und begrenzter Chancen der Gruppe – die Herausbildung eines widersprüchlichen emotionalen Diskurses um Diversität und Gleichberechtigung befördert. Die israelische Gesellschaft wird so aus einem Blickpunkt heraus beleuchtet, bei dem sich Konflikte zwischen jüdischer Mehrheitsgesellschaft und palästinensischer Minderheit, intra-jüdische Konflikte und die mangelnde Anerkennung weiblicher Produktivität überlagern.

Theoretisch geht das Buch den Widersprüchen und ungeahnten Auswirkungen nach, die die neoliberalen Interpretationen von ‚guter‘ (Staats-)Bürger*innenschaft im Feld der arbeitsbezogenen Unterstützungsprojekte mit sich ziehen. Die Autorin zieht die Konzepte *economic citizenship* – die Vorstellung, dass gesellschaftliche Zugehörigkeit an individuelle wirtschaftliche Produktivität gebunden werden solle und *emotional capitalism* – die Idee, wonach wirtschaftliche Beziehungen unter kapitalistischen Verhältnissen

zunehmend mit Emotionen besetzt sind, hinzu, um Spannungen zwischen den normativen Weiblichkeitsvorstellungen in den Projekten und den gelebten Geschlechterrollen der Teilnehmenden herauszuarbeiten. Die Studie baut auf umfassendem und vielseitigem Material aus einem Zeitraum von zehn Jahren (2002 bis 2012) auf. Mithilfe eines interpretativen Ansatzes fügt die Autorin, wie in einem vielfarbigen Mosaik, teilnehmende Beobachtungen, narrative Interviews, Gruppengespräche, leitfadengestützte Interviews und quantitative Ansätze mit Kurzportraits von Organisationen, beteiligten *social change activists* und teilnehmenden Frauen* zu einem größeren Bild zusammen.

Das Buch besteht aus vier Analysekapiteln, die durch Einleitung, Diskussion und Schluss gerahmt werden. Das erste Kapitel deckt auf, wie der Neoliberalismus Einzug in das Feld der *social economy* im Kontext Israel hielt und liefert umfassende Hintergründe zu den historischen, sozio-demografischen und politischen Ungleichheitsstrukturen des Landes. Darauf aufbauend werden im zweiten Kapitel mit einer intersektionalen Brille (Crenshaw 1989; Yuval-Davis 2006; Combahee River Collective 1983) die alltäglichen Kämpfe und Erfahrungen der geringverdienenden Frauen* präsentiert, die durch multiple Vulnerabilitäten und dem Wunsch nach Rechten und Teilhabe geprägt sind. Damit wird eine Kontrastfolie aufgespannt für das dritte Kapitel. Hier wird die Umsetzung der Empowerment-Projekte aus Sicht der Praktiker*innen in ihren Widersprüchen unter die Lupe genommen und die Rolle von Emotionen in der Unterstützungsarbeit verdeutlicht. Das vierte Kapitel widmet sich den Reaktionen der Frauen* auf die neoliberale Rhetorik und den Weiblichkeitsanrufungen, mit denen sie in den Projekten vertraut gemacht werden.

Kernstück des Buchs ist es, die Widersprüche herauszuarbeiten, die der Aufstieg des Neoliberalismus im Feld der Unterstützung für geringverdienende Frauen* mit sich bringt. Im Folgenden werden vier übergeordnete Aspekte genauer betrachtet:

Das Zusammentreffen von “business tycoons, social services professionals, state functionaries, grassroots activists, and women from disempowered backgrounds” (2) führt, so ein Ergebnis, zu einem eigenartigen gleichzeitigen Nebeneinander von depolitizierenden, aktivierenden Anrufungen individueller wirtschaftlicher Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit auf der einen Seite sowie politizierenden, feministischen und zivilgesellschaftlichen Ideen gesellschaftlicher Transformation, Solidarität und Gerechtigkeit auf der anderen Seite. Diese Beobachtung ist in feministischen Debatten nichts Neues. Der Gewinn des Buchs allerdings liegt darin, die konkrete lokale Manifestation im Kontext Israel und den hybriden Diskurs, der durch die Bedeutungszusammenhänge langjähriger feministischer Aktivist*innen, Menschen- und Minderheitenrechtsaktivist*innen mitproduziert wird, in seinen Facetten überzeugend aufzuzeigen.

Der Geschlechtervertrag, der an die Frauen* herangetragen wird, so die Diagnose von Sa’ar, ist typisch für die konservative israelische Mittelklasse: Geld zu verdienen wird von Frauen* erwartet, jedoch als Zuverdienst zu einem männlichen Hauptverdienst. Hausarbeit bleibt in ihrer Verantwortung, wenn

sie nicht informell von geringverdienenden anderen Frauen* erledigt wird. Tenor des Buchs ist, dass in den Projekten die universalisierende Deutung von Arbeit als „love, care, and giving“ (8) und so ein normalisierender „emotional discourse“ (183) dazu beitragen, dass die Frauen* prekäre und ausbeuterische Beschäftigung z.B. in den Bereichen „cleaning, caretaking, and cooking“ (162) annehmen, um Stigmatisierung und Ausgrenzung zu vermeiden.

Über die Fallstricken und das Scheitern von wirtschaftlichen Empowerment-Projekten aus intersektionaler Perspektive wurde bereits viel geschrieben (Bachmann 2016; Kabeer 1994). Sa'ar positioniert sich hier nuancierter und plädiert dafür, die positiven, psychologischen Effekte unter den teilnehmenden Frauen* ernst zu nehmen. Sie argumentiert, dass die Projekte für die Frauen* zweifelsfrei auch eine Möglichkeit darstellen, sich kulturelles Kapital anzueignen und mit einem Selbstbild, Sprache und Wohlgefühl zu spielen, das ihnen sonst verwehrt bleiben würde (8). Für Sa'ar bedeutet die aktive Aneignung des affektiven Vokabulars auch eine Form des alltäglichen Widerstandes der Frauen* gegen ökonomistische Deutungen von (Staats-)Bürger*innenschaft und für die ‚Humanisierung‘ des Begriffs (218).

Bedeutet die Hinwendung zur individuellen wirtschaftlichen Selbständigkeit und Nützlichkeit als Maßstab ‚guter‘ (Staats-)Bürger*innenschaft und die Aufmerksamkeit gegenüber marginalisierten Gruppen auch eine Abkehr von tief verwurzelten (exkludierenden) Ideologien kollektiver Zugehörigkeit? Sa'ar zieht hier ein kritisches Fazit und argumentiert im Anschluss an Aihwa Ong (2006), dass ihre Beobachtungen eher als „exception to the dominant ethnonational logic“ (209) im Kontext Israel zu begreifen seien. Die Inklusion durch „affective citizenship“ (215) rüttle nicht an den hegemonialen Verhältnissen, sondern sei eher ein Beispiel für die Anpassungsfähigkeit und Flexibilität des Neoliberalismus.

Das Buch kennzeichnet sich m.E. durch vier Stärken: *Erstens* bietet die Autorin einen innovativen Zugang zum Thema Unterstützung gleichberechtigter Teilhabe im Kontext Israel. Statt von einer Trennung von Jüd*innen und Palästinenser*innen auszugehen, betrachtet die Autorin detailliert geringverdienende, marginalisierte Frauen* mit unterschiedlichen ethnisch-religiösen Hintergründen: aschkenasische Jüdinnen, Mizrachi-Jüdinnen, orthodoxe Jüdinnen und (christliche, muslimische und drusische) Palästinenserinnen. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist insofern eine per se multiethnische israelische Gesellschaft. Herauszuheben ist hier auch, dass das Buch den Blick schärft für die Diversität von Verletzungsoffenheit unter den Frauen* und beispielsweise neben ultraorthodoxen jüdischen Frauen* und palästinensischen Frauen* ältere Migrantinnen und Alleinerziehende als besonders vulnerable Gruppen identifiziert. *Zweitens* gewinnt das Buch an Überzeugungskraft durch die Kombination der multiplen Perspektiven im Feld. Mit den teilweise ungewöhnlich langen Interviewausschnitten und für Leser*innen gut nachvollziehbaren Beobachtungen sowie differenzierten Interpretationen schafft es die Autorin außerdem – und das ist bei dem widersprüchlichen Forschungsfeld bemerkenswert – den „spirit of the field“ (29) faszinierend einzufangen. Gleichsam werden den Ansichten und Handlung(sfähigkeit)en der beteiligten Frauen* als Subjekte

ausreichend Raum und Relevanz gewidmet. *Drittens* trägt das Buch theoretisch zum Verständnis von (Staats-)Bürger*innenschaft als vielschichtiges, dynamisches, kontextuell bzw. lokal eingebettetes und grundlegend vergeschlechtlichtes Konzept bei (194). *Viertens* vermag die Autorin sich durch das Herausheben der widersprüchlichen Strukturen und Diskursen den Personen im Feld auf eine Art und Weise zu nähern, so dass deren Engagement und Ambitionen gewürdigt werden, aber auch eine kritische Sicht nachvollziehbar wird, die von simplifizierten Lösungen oder einseitiger Beurteilung absieht.

Darüber hinaus öffnet die Lektüre auch kritische Anknüpfungspunkte für weitere Forschung: *Erstens* legt die Studie den Fokus auf Projekte, die sich an israelische Bürger*innen sowie neben palästinensischen Bürger*innen zum Teil auch an (meist jüdische) Migrant*innen aus postsowjetische Staaten und Äthiopien richten (95). Arbeitsmarkt und Wirtschaft in Israel sind allerdings, wie in vielen anderen westlichen Ländern, maßgeblich durch migrantische Arbeit geprägt. Dies beinhaltet in Israel besonders die Bevölkerung der palästinensischen Autonomiegebiete, Geflüchtete (beispielsweise aus Eritrea oder dem Sudan) sowie Arbeitsmigrant*innen durch internationale Anwerbeabkommen (beispielsweise aus Thailand oder Moldawien) und undokumentierte Migranten. Die Studie von Sa'ar ließe sich daher erweitern, indem der Blick eben auf jene Projekte geworfen wird, die explizit diese Nicht-Bürger*innen adressieren. Während Unterstützungsprojekte dieser Art zum Zeitpunkt der Erhebung in Israel offenbar kaum vorlagen (7), zeigen sich in einigen europäischen Ländern (beispielsweise in Deutschland) seit Kurzem entsprechende Entwicklungen. *Zweitens* legt das Buch den Schwerpunkt auf sogenannte Nichtregierungsorganisationen bzw. gemeinnützige Organisationen, Gemeinschaften und Graswurzelbewegungen. Während zu NGO-isierung, deren ambivalenter Rolle bei staatlicher Unterstützung und den Limitationen zivilgesellschaftlicher Hilfe im Kontext von Empowerment bereits einige Forschung vorliegt, ist weit weniger bekannt über gewinnorientierte Organisationen, Unternehmen sowie Gewerkschaften, die als staatliche Dienstleisterinnen und Kooperationspartnerinnen ebenso eine Rolle spielen. *Drittens* spricht die Autorin die eigene Positioniertheit im Feld als „action-oriented researcher“ (14) aus der Sicht partizipativer feministischer Bewegungsforschung zwar an mehreren Stellen an, lässt jedoch den Wunsch nach einer tieferen Auseinandersetzung mit methodologischen Herausforderungen engagierter Wissenschaft in diesem hoch politisierten Feld offen.

Das theoretisch anspruchsvolle und empirisch dichte Buch richtet sich an eine informierte Leser*innenschaft. Zwar bietet die Autorin umfassende und verständliche theoretische Hinführungen, jedoch zeichnet sich das Werk durch hohe konzeptionelle Dichte aus. Nützlich kann die Lektüre für Forscher*innen aus der Geschlechterforschung, der Prekaritätsforschung, der Wohlfahrtsforschung, der Policy-Forschung, den Citizenship Studies oder der Emotionsforschung sein sowie für interessierte Praktiker*innen. Die Lektüre ist nicht auf eine Leser*innenschaft im Kontext Israel begrenzt. Zwar bietet das Buch Einblicke in Dynamiken und Ungleichheiten, die im israelischen „ethnonational framework of belonging“ (39) verstärkt sind, empfiehlt sich jedoch in Zeiten globaler (neo-)reaktionärer Bewegungen und (post-)kolonialer Politiken (z.B. im

Kontext europäischer Flüchtlingspolitiken) zweifelsohne auch für ein internationales Publikum.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte (2007): Vom fordistischen Wohlfahrts- zum neoliberalen Wettbewerbsstaat: Bewegungen im gesellschaftlichen Gefüge und in den Verhältnissen von Klasse, Geschlecht und Ethnie. In: Klinger, C./Knapp, G.-A./Sauer, B. (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/M.: Campus, S. 42-55.
- Bachmann, Susanne (2016): Diskurse über MigrantInnen in Schweizer Integrationsprojekten. Wiesbaden: Springer Fachmedien;
- Kabeer, Naila (1994): Reversed Realities: Gender Hierarchies in Development Thought. London: Verso. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13922-3>.
- Combahee River Collective (1983): The Combahee River Collective Statement. In: Smith, B. (Hrsg.): Home Girls: A Black Feminist Anthology. New York: Kitchen Table: Women of Color Press, S. 264-274.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: The University of Chicago Legal Forum. *Feminism in the Law: Theory, Practice and Criticism*, S. 139-167.
- Dackweiler, Regina-Maria/Rau, Alexandra/Schäfer, Reinhild (Hrsg.) (2020): *Frauen und Armut – Feministische Perspektiven*. Berlin: Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctv10h9fb8>.
- Ong, Aihwa (2006): *Neoliberalism as Exception: Mutations in Citizenship and Sovereignty*. Durham/London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822387879>.
- Winker, Gabriele (2010): *Prekariisierung und Geschlecht. Eine intersektionale Analyse aus Reproduktionsperspektive*. In: Manske, A./Pühl, K. (Hrsg.): *Prekariisierung zwischen Anomie und Normalisierung? Geschlechtertheoretische Bestimmungsversuche*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 165-184.
- Yuval-Davis, Nira (2006): *Intersectionality and Feminist Politics*. In: *European Journal of Women's Studies* 13, 3, S. 193-209. <https://doi.org/10.1177/1350506806065752>.

Eva Tolasch/Marlene Pieper

Wieder mehr Partizipation wagen? Geschlechterwissenschaftliche Verortungen mit und um die (Forschungs-)Praxis der Sozialen Arbeit

Rose, Lotte/Schimpf, Elke (Hrsg.) (2020): *Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Methodologische Fragen, Forschungsfelder und empirische Erträge*. Opladen: Budrich (33,00 €, 298 Seiten).

Von dem damaligen Anliegen, Frauen als Zielgruppe und Professionelle Sozialer Arbeit nicht als bloße Informationsquelle für Forschung und die Interessen der Forschenden zu nutzen, sondern mit ihnen gemeinsam wissenschaftliche Erkenntnisse zu erarbeiten, die für die Alltagsgestaltung und -veränderung der ‚beforschten‘ Welten von Relevanz sind, scheint nicht mehr viel übrig zu sein. (289)

Das Statement, über das sich vermutlich streiten lässt, findet sich im Schlussabschnitt „Rückblick und Ausblick“ des hier rezensierten Sammelbandes „Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Methodologische Fragen, Forschungsfelder und empirische Erträge“, herausgegeben von Lotte Rose und Elke Schimpf. Bevor wir darauf zurückkommen, ein kurzer Streifzug durch den Band.

Der Sammelband ist die Fortführung einer fachwissenschaftlichen Tagung, die erstmals in Kooperation der Sektion Forschung und der Fachgruppe Gender der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) im Februar 2018 stattgefunden hat. Auf dieser Tagung wurde diskutiert, was eine sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung auszeichne. Leitend waren dabei folgende Fragen: Welche gesellschaftspolitischen, theoretischen und methodologischen Bezüge sind für die sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung relevant? Wie kann Gender als machtkritische Wissenskategorie in empirischen Forschungen konzeptualisiert werden? Was sind die besonderen Ausweisungsmerkmale einer sozialarbeitswissenschaftlichen Geschlechterforschung im Feld der Gender Studies? (9) Dieser Band umfasst insgesamt 17 Beiträge – inklusive eines einleitenden Gesprächs mit relevanten Akteur*innen im Feld und den abschließenden Gedanken zur Publikation und darüber hinaus. Damit gelingt es den Herausgeberinnen einen inhaltlichen Rahmen zu schaffen, in dem die Beiträge (inter-)disziplinär verortet und im Kontext der sozialarbeitswissenschaftlichen Geschlechterforschung konturiert werden (10).

Der rote Faden des Bandes ist die geschlechterwissenschaftliche bzw. -theoretische Diskussion mit und um die Praxis der Sozialen Arbeit. Dabei wird machtkritisch gezeigt, wie sich Anliegen und Ziele von Forscher*innen im Feld verschoben haben. Beispielhaft dafür steht der Beitrag von Margrit Brückner, die die Bedeutung von Gewaltdiskursen, die nicht losgelöst von feministischer

Praxis und Theoretisierung stehen, für die sozialarbeitswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung rekonstruiert (39). Brückner blickt auf die Anfänge entsprechender Diskursbewegungen um Enttabuisierungen von Gewalt gegen Frauen in den 1960er-Jahren, die Entwicklungen von Anti-Gewalt-Projekten sowie davon ausgehende erste Differenzierungen in den Gewaltdiskursen zurück. Nachvollziehbar wird anschließend skizziert, wie Mitte der 1980er-Jahre die gesellschaftliche Anerkennung respektive staatliche Förderung des Themenfeldes Gewalt als geschlechterspezifische Problemlage zum Erfolg auf der einen Seite und zur Herausforderung auf der anderen Seite wurde. Erfolg, weil durch finanzielle Förderung gewaltbetroffene Frauen unterstützt werden konnten. Herausforderung, da die feministisch-gesellschaftskritische Haltung sich nicht gleichermaßen im Zuge der Eingliederung in das bestehende Sozialsystem, das durchaus selbst geschlechterhierarchisch organisiert ist, formulieren ließ. Das bedeutete, dass „während die anfangs unterschätzte Unterstützungsbedürftigkeit betroffener Frauen und ihrer Kinder immer mehr in den Fokus der Aufmerksamkeit rückte“, der „Protest gegen hierarchisierte Geschlechterverhältnisse und deren weltweit gewaltauslösende Wirkung“ an Gewicht verlor (40). Auch anhand der Reflexion einer groben Klassifizierung von theoretischen Ordnungs- und Orientierungsansätzen zur Gewalt gegen Frauen zeigt Brückner die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Thematisierung von Gewaltereignissen auf und verweist dabei auf Fragen und Uneindeutigkeiten, welche ein jeder Zugang aufwirft. Durch die Begründung, die eigene Forschung einem politischen Anspruch zu unterstellen, wird die Wesenhaftigkeit der Suchbewegungen, welche im Feld der Wissenschaft Soziale Arbeit durchlaufen werden mussten und müssen, greifbar. Dasselbe gilt für die Darstellung der „Gewalt im Geschlechterverhältnis‘ als neuer Fokus des Gewaltdiskurses“ (48), wobei Brückner die Dynamik im Diskurs schildert. Beispielsweise im Zusammenhang mit Kontroversen um die fort-dauernde Proklamation der Gendersymmetrie von zum Teil „antifeministischen Männerforschern“ (49). Dadurch wird erfahrbar gemacht, welche Qualität und Dynamik die Aushandlungen im Feld annehmen können. Dies ist ein zunächst retrospektives Besinnen auf die Komplexität der Begriffe, Zugänge und Postulate, welchem ein Ausblick auf noch ungeklärte, erwartbare Fragen folgt.

Dabei hält Brückner in ihren Zwischenfazits systematisch die Bedeutung der Gewaltdiskurse für die Aufgaben der sozialarbeitswissenschaftlichen Geschlechterforschung fest. Sie führt beispielsweise aus, inwiefern in dieser Forschungsrichtung von einem „parteilichen Charakter“ auszugehen ist, der von „konkreten geschlechtsspezifisch geprägten Lebenszusammenhängen und nicht vom Mann als Normalfall ausgeht und diese jeweiligen Lebenszusammenhänge kritisch durchdringt“ (48). Die Autorin betont ferner, dass der sozialarbeitswissenschaftlichen Geschlechterforschung die Aufgabe zukommt, sofern sie sich der „Geschlechtergerechtigkeit“ verpflichtet fühlt, „als ‚Gedächtnis sozialer Konflikte‘ zu wirken“ (40). Dies heißt, dass Forscher*innen alte Problematisierungen, z.B. aus der Frauenbewegung zum Thema Gewalt heraus, bei aktuellen (Forschungs-)Projekten mitdenken (ebd.). Dazu zählt die „eigene

Eingebundenheit“ in machtdurchdrungene Verhältnisse zu reflektieren, aber auch eine „kritische Grundhaltung gegenüber Geschlechterhierarchisierungen“ nicht zu verlieren (41).

Ersichtlich wird schon anhand dieses beispielhaft – und holzschnittartig – nachgezeichneten Beitrags, inwiefern die Thematik des Sammelbandes reflektiert und problematisiert wird und welche Möglichkeitsräume für Zugänge und Logiken einer geschlechtersensiblen sozialen Arbeit aufgezeigt werden. Das Buchprojekt schafft einen Raum für eine „Momentaufnahme“ (285) in der Diskussion um die Geschlechterforschung in der Sozialen Arbeit.

Der Sammelband ist relevant für die Soziale Arbeit. So ist es die „erste Veröffentlichung zur Geschlechterforschung im Kontext der Publikationsreihe der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA)“ (279). Jedoch reiht sich das Thema in eine Vielzahl von Veröffentlichungen (z.B. Böhnisch/Brückner 2001; Bereswill 2016) zum Thema Geschlecht und Soziale Arbeit ein, wie die Herausgeberinnen selbst festhalten. Aus unserer Sicht besticht die Publikation einerseits durch interessante Beiträge und andererseits durch eine kritische Reflexion des Feldes. So sind bedeutende Geschlechterforscherinnen in der Sozialen Arbeit (etwa Maria Bitzan, Gudrun Ehlert, Margrit Brückner, Michaela Köttig, Barbara Thiessen, Regina-Maria Dackweiler, Reinhild Schäfer und Susann Fegter) mit Beiträgen vertreten. Im Besonderen gewinnt der Sammelband dadurch an Format, dass Normalisierungspraktiken der Wissenschaft bearbeitet werden. Informelle und damit häufig unsichtbare Machtstrukturen der Wissensproduktion in und außerhalb der Sozialen Arbeit werden vom geschlechterbezogenen Standpunkt sichtbar gemacht und zur Diskussion gestellt. Wer hier in dem Band sprechen darf und wer nicht, wird entlang der Ordnung der Wissenschaft thematisiert. Die institutionelle (un)gleiche Positionierung der Akteur*innen im Feld, um an den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ (Meuser 2006) teilzunehmen (zu können), wird transparent gemacht. Dies alles geschieht unter klarer Anerkennung der ausgewiesenen Geschlechterforscher*innen, aber auch von Praktiker*innen und des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Autor*innen der Beiträge widmen sich der Frage, welche Bedeutung die Wissenskategorie Geschlecht in der Disziplin Soziale Arbeit spielt, mit Blick auf unterschiedliche Felder: Professionalisierung, Gewalt, *Care* (Versorgung älterer Menschen, Kinderbetreuung), Partizipation sowie parteiliche Mädchen- und antisexistische Jungenarbeit unter Berücksichtigung des Zusammenspiels von sozialer Bewegung und (Sozial-)Pädagogik.

Fokussiert werden dabei besonders – auf unterschiedliche Weise – die Daten(konstruktion), Theorien, methodologische und methodische Zugänge und empirische Befunde. Alle Beiträge gehen von der Annahme aus, dass Geschlecht kulturell hergestellt wird und dass Geschlecht eine zentrale Ungleichheitsdimension sei. Hierbei sind vor allem qualitativ-empirische Studien von Gewicht. Darüber hinaus sind es Akademiker*innen und kaum Praktiker*innen, die in diesem Feld repräsentiert werden. Diskutiert wird durchaus kritisch, dass es ein frauendominiertes Feld ist.

Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung – ein durchaus „sperriger Begriff“ (11) – ist ein trans- und interdisziplinärer Zugang. Dieser fußt auf Werken von Autor*innen wie Alice Salomon, Maria Mies, Birgit Rommelspacher und Christina Thürmer-Rohr. Wer eine klare (Lehrbuch-)Antwort auf die Frage haben möchte, wie sich eine sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung definieren lässt, wird unter Umständen enttäuscht sein. Wer aber Lust hat, sich auf ein *Work in Progress* einzulassen und die Konturen dieses Ansatzes mitzuverfolgen – hier leistet das Buch Pionierarbeit – und in Diskussionen einzusteigen, ist hier richtig. Es lassen sich, was wir als Stärke der Publikation werten, unterschiedliche Antworten auf die Frage nach der Definition des Ansatzes herauslesen. Sichtbar wird hierbei, wie komplex und darin auch widersprüchlich die sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung ist.

Zurück zum anfänglichen Statement der Herausgeberinnen: Ist es so, dass der feministisch-emanzipative Partizipationsansatz, der gesellschaftliche Verhältnisse verändern will, fast verschwunden ist? Und braucht es die Zielgruppe „Frauen“ oder macht es doch Sinn die „Vielfalt der Geschlechter“ einzubeziehen? Oder haben unterschiedliche Strategien ihre Berechtigung? Es ist wichtig, dass diese Fragen von den Herausgeberinnen aufgeworfen werden, damit wir sie aushandeln können; selbstreflexiv das Wissen der Sozialarbeit durch die Praxis und ausgehend von der Praxis zu deuten und neu zu justieren. Für eine Soziale Arbeit, die Vergeschlechtlichungs- und Verwissenschaftlichungsprozesse berücksichtigt, heißt das: Es reicht nicht, soziale Probleme (Gewalt in der Partner*innenschaft zum Beispiel) zu individualisieren, vielmehr müssen die sozialen Probleme in ihrem strukturellen Wechselspiel beschrieben werden (Bereswill/Ehlert 2012: 341). Inwiefern Fragen nach Anerkennung oder Umverteilung oder Forderungen nach Anpassung oder Kritik an Vergesellschaftungsformen im Mittelpunkt stehen, ist kontextabhängig. Aber dass wir diesen Kontext politisieren, ist wichtig. Denn auch die Akteur*innen der Sozialen Arbeit befinden sich nicht außerhalb problematischer (Geschlechter-)Verhältnisse, sondern sind zweifellos ein Teil dieser. Der Sammelband ist ein überaus wichtiger Beitrag für die sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung und empfehlenswert für Studierende und Lehrende sowie Interessierte der Sozialen Arbeit und Geschlechterforschung.

Literatur

- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2012): *Soziologie und Soziale Arbeit*. In: Thole, W. (Hrsg.): *Grundriss Sozialer Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: VS, S. 337-343. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94311-4_16.
- Bereswill, Mechthild (2016): *Hat Soziale Arbeit ein Geschlecht?* In: *Soziale Arbeit kontrovers*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Böhnisch, Lothar/Brückner, Margrit (Hrsg.) (2001): *Geschlechterverhältnis. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderungen*. Weinheim/München: Juventa.
- Meuser, Michael (2006): *Risikante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs*. In: Bilden, H./Dausien, B. (Hrsg.): *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen: B. Budrich, S. 163-178. <https://doi.org/10.2307/j.ctvbj7jtd.11>.

Offener Call

Marina Ginal

Meritokratie in der Universitätsmedizin? Habilitandinnen zwischen Leistungskriterien, ‚Gemocht-Werden‘ und akademischem Feudalismus

Zusammenfassung: Selektionsprozesse der Wissenschaft beruhen auf messbaren Leistungskriterien, die meritokratische Bestenauslese gewährleisten sollen. Forschungen zu Geschlechterungleichheiten in der Wissenschaft weisen diese Vorstellung seit langem als Mythos zurück. Betont wird vielmehr, dass, gerade in Statuspassagen wie der Habilitation, soziale Faktoren auf die Anerkennung von Leistung wirken und so zum Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft beitragen. Der Aufsatz analysiert vor diesem Hintergrund sich verändernde vergeschlechtlichte Subjektpositionen im Kontext von Akademischem Feudalismus und Kapitalismus in der Unternehmerischen Universität. Beleuchtet wird, wie Feld-Habitus-Differenzen (Pierre Bourdieu) für Erstakademikerinnen im Vergleich zu Frauen aus Akademikerfamilien zu Nachteilen im Leistungserfolg beitragen. Auf Grundlage empirischer Forschung in der Universitätsmedizin werden die Praktiken des Unterlaufens meritokratischer Prinzipien nachgezeichnet und aufgezeigt, wie durch hierarchische Abhängigkeiten sowie die Informalisierung von Leistung diese für manche Habilitandinnen an- und für andere aberkannt wird.

Schlagwörter: Geschlechterungleichheit; Unternehmerische Universität; Universitätsmedizin; Erstakademikerin; Habitus-Feld-Differenz.

Meritocracy in University Medicine? Post-Docs Caught between Performance Criteria, ‘wanting-to-Be-liked’ and Academic Feudalism

Abstract: Selection processes in science are based on measurable performance criteria to ensure the meritocratic identification of the best students. Research on gender inequalities in science has long rejected this notion as a myth. Rather, social factors affect academic performance – especially in status passages like that made possible by a post-doc habilitation qualification. Taking this assumption as its starting point this article analyzes the changing gendered subject positions in the context of academic feudalism and capitalism at the entrepreneurial university. The article focuses on how field-habitus-differences (Pierre Bourdieu) affect the academic performance of first-generation female academics compared to those from families of academics. The practices that undermine meritocratic principles in university medicine are empirically revealed and traced, showing how hierarchical dependencies and the informalization of performance outcome lead to recognition for some to the detriment of others.

Keywords: gender inequality; entrepreneurial university; university medicine; female first-generation academics; field-habitus-differences.

Die Wissenschaft und so auch die Medizin waren und sind Schauplätze gesellschaftlicher Kämpfe um elitäre und prestigeträchtige gesellschaftliche Positionen. Universitäten geht es heute um Talente und die besten Köpfe im globalen Wettbewerb der Forschungsstandorte. Frauenanteile an Leitungspositionen in Wissenschaft und Medizin haben sich in den letzten Jahren etwas erhöht, doch besteht weiterhin eine deutliche Kluft zwischen Leitbildern und Realität – und das ganz besonders in der Medizin. Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache: So verringert sich der Frauenanteil zwischen Studium und W3-Professur von 66,5% auf 15,1% (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2020: 17, 87).

Besonders viele Frauen verlassen während der Habilitationsphase die Wissenschaft. Und so beschlich im Lauf der Habilitation immer mehr Wissenschaftlerinnen des folgenden Beitrags der Eindruck: „Und wenn er [der Vorgesetzte, M.G.] denkt, du bist der Zukünftige, dann wird es auch was. Das ist einfach so.“ Es gehe also spätestens nach der Promotion nicht mehr um die eigene Leistung allein (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 1). Der subjektive Eindruck, wird von einer ganzen Reihe an Studien gestützt, die darauf verweisen, dass Geschlechterungleichheiten durch die Meritokratie der Wissenschaft wirken. Der folgende Forschungsstand macht deutlich, dass die Vorstellung von Meritokratie, die besagt, dass Positionen in der Wissenschaft durch besondere Verdienste, basierend auf individuell erbrachter sowie vergleichbarer Leistungen im Wettbewerb der Bestenauslese errungen werden, zu hinterfragen ist. Dieser Spur folgt, nach einer Einordnung in den Forschungsstand und Erläuterungen zum methodischen Vorgehen, diese empirische Analyse der Hochschulmedizin in Bezug auf vergeschlechtlichte Praktiken mit ihren Auswirkungen auf Erfolg und Leistung in der Habilitationsphase.

Geschlecht und Meritokratie in der Wissenschaft

Angela Graf stellt in „Die Wissenschaftselite Deutschlands“ (2015) fest:

Erfolg innerhalb der Wissenschaft, und damit einhergehend eine entsprechende Positionierung im Wissenschaftssystem, hängt vermeintlich ausschließlich von objektiven Leistungsfaktoren, von ‚wissenschaftlicher Exzellenz‘, ab. Damit wird Leistung auch zum einzig legitimen Auslesekriterium für den Zugang zu Elitepositionen innerhalb des Wissenschaftssystems. Dieses meritokratische Leitbild steht im Einklang mit dem gängigen Bild von Wissenschaft sowie den ihr (selbst) zugeschriebenen Normen. (ebd.: 19)

Karrieren in der Wissenschaft sollen damit auf formalisierten, also quantifizierbaren, generalisierten, messbaren und transparenten Erfolgskriterien, wie Impact-Points, Drittmittel-Einwerbung sowie Stellungen von Autor*innenschaften beruhen. Diese, nicht unumstrittenen, Kriterien spiegeln nach Graf aber vor allem wider, was von der Scientific Community als Leistung angesehen wird (ebd.: 63ff.). Sie identifiziert deshalb gerade hier „an unterschiedlichen Stellen Einfallstore für soziale, nichtmeritokratische Faktoren“ (ebd.: 69). Mit Blick auf

einen Forschungskanon zu Geschlecht und Meritokratie in der Medizin weisen diese sozialen Einflüsse prominent Wenneras und Wold (1997) in einer breit rezipierten Studie zu Habilitationsstipendien nach¹. Wissenschaftshistorisch ordnet Margaret W. Rossiter diese und ähnliche Prozesse als Verdrängung des Beitrags von (Natur-)Wissenschaftlerinnen in der Forschung ein (Rossiter 2003). Zwar hat sich die Bewertung von Leistung seither mit Blick auf Geschlecht ausdifferenziert – so kommt bspw. eine Re-Analyse der beschriebenen Studie von Wenneras und Wold (1997) zu dem Ergebnis, dass weniger das Geschlecht, als vielmehr der Nepotismus-Faktor, also, ob die Befragten mit den Gutachter*innen persönlich bekannt waren, ausschlaggebend für eine positive Bewertung waren (Sandström/Hällsten 2008). Dies zeigt, dass damit essentielle Leistungskriterien einer universitären Karriere nun insbesondere verschleiert vergeschlechtlicht ungleich verteilt sind. Denn so spielen Netzwerke in der Wissenschaft sowie das Gefördert-Werden durch Türöffner*innen bzw. *Gate-keeper*innen* eine herausragende Rolle, die von geschlechtlich-homozialer Nähe geprägt ist (van den Brink/Benschop 2013).

Schon 2001 macht Engler deutlich, dass die Art und Weise wie Leistung in der Wissenschaft erworben und anerkannt wird, mit der Zuschreibung der im wissenschaftlichen Feld konstruierten Persönlichkeitseigenschaften verknüpft ist (Engler 2001). Das weibliche Geschlecht funktioniert, so auch Beaufaÿs, insofern als „Herabstufungsmodus“ der Wahrnehmung (2003: 248). Parallel lassen sich in der Wissenschaft und besonders in der Medizin hohe berufsinterne Normen und Formalisierungsbestrebungen diagnostizieren, an denen sich die Akteur*innen orientieren. Um sozial anerkannt zu werden, müssen sich Ärzt*innen diesen Normen fügen (Fischer 2015: 211f.). Im Kontext dieser Formalisierungen geht es darum, einen professionellen Habitus auszubilden, der gerade in der Medizin hochgradig vergeschlechtlicht ist (Cassell 2000): So lässt sich bis ins 19. Jahrhundert die Tätigkeiten des Gesundheitswesens als Frauen-Domäne bezeichnen. Im Zuge der Professionalisierung des Berufsfeldes wurde ihnen dann aber jeglicher Zugang verwehrt, sofern sie sich nicht als Krankenschwester, Hebamme oder fürsorgliche Familienmutter der Kontrolle und den Anweisungen eines Arztes unterwarfen. Durch diese generelle Schließung der Profession wurde der akademisch ausgebildete Arzt zum Prototypen des Arztes überhaupt (Wetterer 1993: 60 ff.). Am Extrembeispiel der männlich geprägten Chirurgie analysiert Cassell so auch einen maskulinen Ethos, in dessen Zentrum der Kampf gegen Tod, Krankheit und ‚Weichheit‘ steht: „The iron surgeon’s task is to excise disease. The rest is for nurses or social workers“ (Cassell 2000: 101). Und so reproduziert sich in den informellen Settings das Feld der Wissenschaft nach dem impliziten Leitprinzip „Gleiche fördern Gleiche“ (Paulitz 2012: 168f.). Hier ist die Intransparenz von Werdegängen in der Wissenschaft, die in der Medizin hoch ausgeprägt ist (Ständige Senatskommission für Grundsatzfragen in der Klinischen Forschung 2015), besonders hinderlich. Wollen Frauen mitkonkurrieren, führt dies dazu, dass sie einer „male substructure“ zuspielden (Beaufaÿs 2012: 112). Und so betonen Kraus und Beaufaÿs (2005) dass es sich bei dem Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft um einen höchst komplexen, vielschichtigen Vorgang handelt, der nicht allein mit dem Faktor

‚Geschlecht‘ zu erklären ist. Vielmehr kommen Machtverhältnisse zum Tragen, die in das Verhältnis der Geschlechter eingelagert sind und formalisierte Leistungskriterien unterlaufen.

Mit Bourdieu spricht Möller von der „Illusion der Chancengleichheit“, die sich ihr zufolge deutlich auf dem Weg zur Professur niederschlägt (Möller 2017). Diese ‚Illusion‘ lässt sich mit Blick auf die Wissenschaftssoziologie Bourdieus als spezifische Praxislogik des Feldes erklären, in dem bestimmte Regeln, handlungsleitende Interessen und Spiel-Einsätze von den Akteur*innen im Feld anerkannt und verinnerlicht werden müssen (Bourdieu 1993: 107). Und so garantiert ein mit dem Feld kompatibler ‚akademischer‘ Habitus bessere Chancen im Konkurrenzkampf. Dieser ist im wissenschaftlichen Feld maßgeblich durch Herkunft und männliche Herrschaft (Bourdieu 2016 [2005]) geprägt. Nach Meuser orientiert sich männliche Herrschaft an Hegemonialer Männlichkeit (Connell 2015) als „grundlegendes Strukturprinzip“ (Meuser 2009: 171) in den „ernsten Spielen im Wettbewerb“ (Bourdieu 1997: 203). Männlichkeit und Weiblichkeit sind damit keine Persönlichkeitsmerkmale eines Individuums, sondern in machtvollen Formen verwobene Subjektpositionierungen innerhalb von Beziehungsstrukturen (Connell 1993: 602). Lenger und Rhein (2018) weisen diesbezüglich auf einen Zusammenhang zwischen Habitus und Erfolg im wissenschaftlichen Feld hin: Habituelle Dispositionen in der Wissenschaft sind durch Primär- und Sekundärsozialisation beeinflusst, die sich wiederum auf die Sozialisation ins Feld und damit auf entsprechende Positionen im Feld auswirken. Mit Blick auf Meritokratie in der Wissenschaft geht es damit nicht um die reine Betrachtung von wissenschaftlichen Inhalten oder ‚des*der Wissenschaftler*in‘, sondern um das relationale Verhältnis in den Praxen des Wissenschaftsfeldes im Kontext von Feld-Habitus-Differenzen (ebd.: 87ff.).

Diese Feld-Habitus-Differenzen haben sich in der Unternehmerischen Universität² mit Blick auf die Bedingungen für die Akkumulation von Leistung und den damit verknüpften neuen (Un-)Möglichkeiten für Akademikerinnen verschoben. Rebecca Lund spricht im Kontext eines globalisierten „World Class“-Akademiker*innen-Seins im Akademischen Kapitalismus (Münch 2011) von der Figur eines „ideal academic“ (Lund 2015). Dieses globale Ideal drückt Leistung durch Evaluierungs-Praktiken aus, die mit karrieristischen Formen globaler Musikalität, mitsamt entsprechenden Karriereverläufen und Formen von Informalisierung verbunden sind. Damit haben die Entwicklungen der Universität hin zur Unternehmerischen Hochschule geschlechterpolitische Folgen (Binner/Kubicek/Rozwadowicz 2013). Für die Universitätslandschaft in Deutschland macht Graf (2017) deutlich, dass die „Verschärfung der Wettbewerbsstrukturen und die zunehmende Prekarisierung der Arbeitsbedingungen die Gefahr, dass die soziale Herkunft für den Einstieg, den Verbleib und damit auch den Erfolg in der Wissenschaft eher an Bedeutung gewinnt, als verliert“, nach sich zieht (ebd.: 132). Insbesondere Statuspassagen wie die Habilitation zeigen sich als hochgradig vermachtet. Metz-Göck et al. sprechen hier von Drop-Out-Übergängen als „passagere Beschäftigung“ (2016: 15) in Form „kritischer Entscheidungssituationen und quasi Sollbruchstelle“ (ebd: 17), mit Ausschlüssen für diejenigen, die nicht über ausreichende Feldpassung verfügen (vgl. u.a.

Blome/Möller/Böning 2019). In dieser Gemengelage haben es insbesondere Frauen aus hochschulfernen Milieus schwer, die als Bildungsaufsteigerinnen ohne akademische Vorbilder in den Herkunftsfamilien, als „Mädchen für alles“, zwar durch überdurchschnittliches Engagement auffallen, aber zugleich als Zuarbeiterinnen im Hintergrund ihre eigenen Interessen weniger zielgerichtet verfolgen (Lange-Vester/Teiweis-Kügler 2013: 188f.). So ist es für Erstakademikerinnen besonders schwer, im wissenschaftlichen Feld eine abgesicherte Position zu erreichen (Möller 2015: 241ff.). Neue Initiativen und Positionen der Unternehmerischen Universität wie Exzellenz und Juniorprofessuren ermöglichen zwar einerseits neue, wenngleich ambivalente Chancen für Frauen (Beaufaÿs/Löther 2017). Andererseits sind gerade diese für Personen aus „niedrigen bis mittleren Herkunftsgruppen“ kaum erreichbar (Möller 2015: 238). Es zeigt sich damit ein Akademischer Kapitalismus, der neue Formen vergeschlechtlichter Ausschlüsse produziert, um die es im Folgenden gehen soll. Auf welcher Datenbasis diesen Veränderungen nachgegangen wird, wird nun erläutert.

Methodisches Vorgehen:

Mentoring-Programme für Habilitandinnen der Universitätsmedizin

Die Ergebnisse dieses Artikels basieren auf einer zweieinhalbjährigen Feldforschungsphase in sieben Mentoring-Programmen an fünf Standorten der Universitätsmedizin in Deutschland, die sich an Habilitandinnen medizinischer Fakultäten richten.³ Im Rahmen der Feldforschung wurden 34 Habilitandinnen über zwei Jahre in ihren jeweiligen Mentoring-Programmen teilnehmend beobachtet. Die Habilitandinnen wurden damit also nicht in ihrem Berufsalltag, sondern im Rahmen von Mentoring-Programmen der Frauenförderung der Medizin befragt und während ihres Karriereverlaufs teilnehmend beobachtet. Im Anschluss an die Feldforschungsphase wurden 15 Habilitandinnen mittels problemzentrierter Interviews befragt. Die Fallauswahl basierte auf einem Fragebogen (N=113) zu beruflichen, soziodemographischen und bildungsbiographischen Daten (Ginal 2019: 85f.). Der Feldzugang wurde durch die berufliche Rolle als wissenschaftliche Mitarbeiterin einer Gleichstellungsstelle der Universitätsmedizin sowie als Koordinatorin von Mentoring-Programmen möglich. Diese gleichstellungspolitischen Programme verfolgen das Ziel berufliche Entscheidungsprozesse zu begleiten, Einzelberatungen anzubieten, geeignete Mentorinnen zu finden sowie Habilitandinnen innerhalb der Programme zu vernetzen (Petersen et al. 2017). So wurde es möglich, Daten von Medizinerinnen in der Habilitationsphase im qualitativen Längsschnitt mit bis zu zehn Messpunkten zu erheben – sowie in einem Feld, in dem Kritik meist dethematisiert bleibt, oder, in den Worten einer Habilitandin, „alles unter den Teppich gekehrt wird“ – eine im Sinne teilnehmender Beobachtung hohe Datendichte des Materials zu erreichen (Geertz 1987).

Im Sinne ethnologischer Feldforschung umfasste der Aufenthalt im Feld einen begrenzten Zeitraum sowie unterschiedliche Methoden der Datenerhebung, wie Teilnehmende Beobachtung, ethnographische Gespräche, Fragebo-

gen, Dokumentenanalyse (Hammersley/Atkinson 2010). Im Zentrum der im Anschluss an die teilnehmenden Beobachtungen durchgeführten problemzentrierten Interviews stand der bildungsbiographische Werdegang, das Erleben der Habilitationsphase in der Universitätsmedizin sowie eigene berufliche Entwicklungen (Ginal 2019: 76). Die Zitate in diesem Aufsatz entstammen diesen problemzentrierten Interviews⁴, bei denen die Anerkennung von Leistung durch die Befragten in den Mittelpunkt gestellt wurde.

Die folgenden Ausführungen basieren auf der Grounded Theory Methodologie (Strauss/Corbin 1996; Charmaz 2014). Diese bezeichnet eine „gegenstandsverankerte Theorie“, die, nach Strauss und Corbin (1996), durch das „systematische Erheben und Analysieren von Daten, die sich auf das untersuchte Phänomen beziehen, entdeckt, ausgearbeitet und vorläufig bestätigt“ (ebd.: 8) wird. Datensammlung, Analyse und die Theorie werden damit verschränkt zueinander erhoben und ausgewertet. Insofern wurde das Gesamtmaterial einer schrittweisen Kodierung unterzogen sowie anhand von Einzelfallanalysen verdichtet. Die nun folgende Ergebnisdarstellung basiert auf einer Idealtypisierung (Kluge 1999: 280), die durch mehrere Schritte des Kodierens, Mappings und empirischen Verdichtens aus dem empirischen Material abgegrenzt wurde (Ginal 2019: 87ff.). Die Entwicklung des Datenmaterials mündete damit auf Grundlage sukzessiver Verschränkung von Erhebung und Auswertung in der Konstruktion zweier Kontrastgruppen: *Hürdenreich* und *Anerkannt*. In diesen beiden Gruppen verdichteten sich die Pole des Gesamtsamples, innerhalb derer Habilitandinnen eine hohe (*Hürdenreich*) oder geringe (*Anerkannt*) Intensität wahrgenommener Hürden im Habilitationsverlauf beschrieben (Ginal 2019: 98f.). Die Wahrnehmung der Anerkennung von Leistung kontrastiert zwischen den beiden Gruppen deutlich. Sie steht, basierend auf dem beschriebenen Sampling folgend im Mittelpunkt der empirischen Analyse.

Leistung als Zusammenspiel von hartem Arbeiten, Geschmeidig-Sein und Gemocht-Werden

In den Erzählungen der Habilitandinnen (Kontrastgruppe *Hürdenreich*) macht es den Anschein, dass das ‚Ellbogendenken‘ der universitätsmedizinischen Wettbewerbskultur feldadäquate Persönlichkeitseigenschaften voraussetzt, die sich als Inbegriff hegemonialer Männlichkeit (Connell 2015) präsentierten, also hart, hierarchisch, rücksichtslos, und diejenigen ausschließend die diese Form des Umgangs nicht aushalten wollen oder können. Eine Ärztin schildert im Interview den Eindruck, man würde mit anderen Menschen nicht so umgehen wie mit Kolleg*innen. Kein Beruf, den sie kenne, sei so zwiespältig. Der Patient*innenschaft und Vorgesetzten gegenüber erlebe sie viele aus dem Team als freundlich zugewandt, gegenüber Gleichrangigen und Untergeordneten hingegen verhielten sie sich ausfallend, als könne man den „Scheiß raus lassen“, „schreit sie zusammen und ist cholerisch“ (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 232).

In Bezug auf das Sample drängt die Ausgestaltung eines solchen Wettbewerbs die Frauen der Kontrastgruppe *Hürdenreich* zunehmend aus dem Feld, indem die Ermöglichung von Leistung an ein Aushalten eines ‚harten‘ Wettbewerbs geknüpft wird. Weiblichkeit und Wettbewerb schließen sich hierbei nicht prinzipiell aus. Vielmehr sind diese zur zentralen Kategorie einer *weiblichen Individualisierung* geworden (McRobbie 2016: 25 ff.). Die Wahrnehmung der begleiteten Habilitandinnen legt aber nahe, dass die hochschulmedizinischen „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997: 203) durch Hegemoniale Männlichkeit als „grundlegendes Strukturprinzip“ (Meuser 2009: 171) so ausgestaltet sind, dass in „machtvolle Formen verwobene Subjektpositionen innerhalb von Beziehungsstrukturen“ (Connell 1993: 602) ausgeschlossen werden. In diesem Akademischen Kapitalismus (Münch 2011) zeigt sich, dass bestimmte passende Personen Vorteile genießen. Eine Ärztin der Kontrastgruppe *Hürdenreich* spricht in diesem Zusammenhang von familiären Begriffen eines ‚Zöglings‘ und stellt schon fast fasziniert die Ähnlichkeit dieses ‚Zöglings‘ zu dessen ehemaligem Förderer fest:

Der schreibt die E-Mails genauso, der redet genauso, fährt dasselbe Auto, [...]. Es ist unglaublich, die zwei, die sind so wie, wie zwei Brüder. Der hat sich alles abgucken. Ja, clever einfach, sehr, sehr, sehr smarter Typ, sehr smart. (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 235)

Mit Bourdieu wird hier eine gegenseitige Auswahl getroffen, die durch habituelle Ähnlichkeit geprägt ist (Bourdieu 2010 [1992]). Es entsteht eine feldimmanente Konstruktion homosozialer Gleichheit als förderlich-‚smarte‘ Karriereperspektive, die dazu führt, dass aus diesem Kollegen „der Zukünftige“ (Ginal 2019: 235) wird. Im Gefördertwerden entsteht eine Bevorzugung durch soziale Nähe, die darüber hinaus den „Geschmack“ im Bourdieu’schen Sinne (Bourdieu 2011 [1987]: 374) des zu Erziehenden mitprägt – von der Email bis zum Autokauf.

Dem gegenüber nehmen die Frauen der Kontrastgruppe *Hürdenreich* in den ‚harten‘ und „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997: 203) Nachteile gegenüber „Ziehsöhnen“ wahr (Ginal 2019: 236). Die Figur des ‚ewigen Doktoranden‘ und mit familiärem Vokabular titulierten Nachkömmlings scheint für Männlichkeiten reserviert. Im klaren Kontrast wird eine Ärztin seit dem Studium gefördert, doch dann tut sich in Richtung Habilitation eine Grenze auf: In Abgrenzung zum geförderten ‚Zögling‘ wird sie nicht zur ‚Ziehtochter‘ oder der ‚ewigen Doktorandin‘, was in dieser Konstellation denkbar wäre, sondern zur, in der eigenen Wahrnehmung, nicht gesehenen „Kleinen“, der Aufgaben „nicht zugetraut“ werden (Ginal 2019: 235). Ohne die Möglichkeit, sich durch eigene Forschungsgelder, ein Stipendium oder eine weiterführende Position selbstständiger zu machen, bleibe sie, so auch eine andere Medizinerin, „das kleine Mädchen“ (ebd.). Es würde zwar honoriert, wenn sie viel arbeite, aber sie würde nicht weitergehend unterstützt. Dies führt sie auf „persönliche Sachen“ (ebd.) zurück:

Vielleicht werden sie es anerkennen, wenn ich dann von neun bis um zehn am Abend arbeite. Aber trotzdem, man wird es anerkennen, wahrnehmen, aber nicht den Menschen dahinführen oder halt weitergehend unterstützen. Das ist ... es ist menschlich. Entweder, wie gesagt, entweder sieht es einer und ... Es ist halt so, wenn man den ersten Doktoranden hat der auch ein Mann ist, dann sieht man seinen Ziehsohn in ihm. (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 236)

Die Förderung von Ziehsöhnen wird auf eine bestimmte Auswahl zurückgeführt, die als ‚menschlich‘ bezeichnet wird und nicht durch die Leistung der Habilitandin aufgewogen werden kann. Sie erlebt ihre Leistung als kaum mehr relevant für ihren weiteren Werdegang. Die Habilitandin nimmt hier eine starke Abhängigkeit gegenüber einem ‚menschlichen‘, aber wenig beeinflussbaren Förderverhalten wahr. In der Hochschulmedizin gereicht so ein bestimmter professioneller (akademisch-männlicher) Habitus zum Vorteil.

Die gleiche (akademische) Sprache sprechen, um ‚gemocht‘ zu werden

Intersektional zeigt sich eine hohe Feldpassung für eine akademische Herkunft, die nicht nur bestimmte Männlichkeiten, sondern auch Frauen der Kontrastgruppe *Anerkannt* begünstigen. Eine Ärztin der Kontrastgruppe *Anerkannt* spricht hier von ihrer Herkunft aus einer „ausgesprochenen Medizinerfamilie“ (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 307) – mit promovierten Ärzt*innen als Eltern. Die durch Herkunft vermittelte Habitusähnlichkeit verschafft ihr einen Vorteil, so dass sie sich entsprechend souverän im akademischen Umfeld bewegen kann. In der Kontrastgruppe *Anerkannt* lässt sich so auch ein vermittelter ‚sense of entitlement‘ (vgl. u.a. McGann/Steil 2006) feststellen, eine Anspruchshaltung in einem als ‚natürlich‘ empfundenen universitären Umfeld. Die Negativfolie der Habitusdifferenz äußert sich hingegen als Irritation. Eine Habilitandin (Kontrastgruppe *Hürdenreich*) hat den Eindruck, zwischen ihr und dem Vorgesetzten, der sie „auf irgendeiner Ebene“ schon möge, sei es nie „geschmeidig“ gewesen und macht dies am „Sprechen der gleichen Sprache“ fest, wobei sie hier ihre Herkunft als „Nicht-Professorinnen-Tochter“ betont: „Ich hatte immer so das Gefühl, ich spreche diese Sprache irgendwie auch gar nicht“ (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 236). Für die Habilitandin macht es den Anschein, weniger adäquat Forderungen stellen zu können. Zu anderen bevorzugten Personen spüre sie einen deutlichen Unterschied. Im Mittelpunkt steht eine Habitusdifferenz, die dazu beiträgt, dass „ich die Sachen nicht so sagen kann, oder nicht so Forderungen, glaube ich, stellen kann, wie das vielleicht andere können“ (ebd.). In der Kontrastgruppe *Hürdenreich* wird Förderung auf einen als ähnlich wahrgenommenen akademischen Habitus derjenigen zurückgeführt, die erfolgreicher für ihre Belange eintreten können und in gewisser Weise eben ‚die gleiche Sprache zu sprechen‘. So entsteht bei einer anderen Habilitandin der Eindruck, man müsse ‚gemocht‘ werden, um auf der Karriereleiter aufzusteigen. Diese Formulierung ist deshalb bedeutsam, da die Habilitandin auf einen Zusammenhang zwischen der Wichtigkeit von Sympathie

und Förderung verweist. Auch sie stellt nicht fachliche Kompetenzen in den Vordergrund, sondern eine bestimmte Art und Weise der Zuneigung, die nicht Sympathie allein meint:

Entweder mögen diese Personen einen oder nicht. Was bedeutet ‚mögen‘? Ja, es ist, wie gesagt, nicht ‚mögen‘ im Sinne von ‚richtig mögen‘, sondern halt einfach in dir was sehen oder dich unterstützen oder denken, du bist ein ganz toller Mensch und bist der nächste, der Zukünftige ... (Interview Habilitandin, ebd.: 237)

Nach Bourdieu entstehen hier „feine Unterschiede“, da der soziale Instinkt seine Anhaltspunkte in dem System von Zeichen aufspürt, die sich auf Sprache, Haltung, Umgangsformen usw. beziehen und unbewusst Sympathie erzeugen (Bourdieu 2011 [1987]: 374). Zentral ist hierbei, dass Sympathie ganz konkret mit beruflicher ‚Wahlverwandtschaft‘ und damit entsprechenden beruflichen Aussichten verknüpft wird. Sympathie und ‚Gemochtwerden‘ hängen damit auch von einem im Feld erworbenen Habitus ab, der sich für bestimmte Personengruppen, die sich an Hegemonialer Männlichkeit als Strukturprinzip orientieren (können) und akademische Passformigkeiten ausbilden (können), widerstandsfreier ausgestaltet. Im ‚Gemochtwerden‘ verdichtet sich ein Habitus in der Phase nach der Promotion, die sich weitestgehend für Nicht-Akademiker*innen schließt (Jaksztat 2014). Die Post-Doc-Phase bis zur Erreichung einer Professur zeichnet sich durch langjährige Qualifizierungspassagen in sozialen Anerkennungspraktiken aus, in denen Personen aufgrund ihrer sozialen Herkunft unterschiedlich anschlussfähig und passend sind (Möller 2017: 77). Erst die ‚gemochte‘ Persönlichkeit erfährt so die entsprechende soziale Anerkennung. Folgend wird deutlich, wie sich dieses ‚Gemocht-Werden‘ mit der Anerkennung von Leistung verschränkt und sich auf den beruflichen Erfolg auswirkt.

Feldadäquater Habitus mit Konsequenzen für die Anerkennung objektiver Leistung

Quantitative Leistungskriterien, wie Impact Points, Erst- und Letztautor*innen-schaften oder Drittmittelwerbungen sind essentiell für einen erfolgreichen wissenschaftlichen Werdegang (u.a. Graf 2019: 24ff.) sowie insbesondere auch für die Planung und den Abschluss kumulativ erarbeiteter Habilitationen. Um diese Quantifizierung von Leistung drehte sich somit die Planung der Habilitation im Gesamtsample. Die vordergründig für alle gleich geltenden und festgeschriebenen Regelwerke werden durch die dargestellten informalisierten Förderpraktiken für die Frauen der Kontrastgruppe *Hürdenreich* nachteilig unterlaufen. Dies gilt insbesondere für die ‚ernsten Spiele des Wettbewerbs‘ um Positionen. Einen dieser Wettbewerbe schildert eine Ärztin folgendermaßen: Sie habe ein Paper in der Freizeit zu Ende geschrieben. Nachdem sie einem Vorgesetzten den Artikel zukommen ließ, habe er ihr gesagt: „Ach du, ich bin da übrigens Erstautor“ (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 238). Durch diesen Vorfall sei der Medizinerin klargeworden, dass sie sich „positionieren“ müsse:

„Es muss klar sein, was du hier auch willst, weil sonst wirst du wahrgenommen, dass du scheinbar jetzt ein Hiwi bist oder bezahlt wirst, aber dir ist es wurscht, was mit dir passiert“ (ebd.: 239). In der Abhängigkeit zu Einzelnen sind objektive und formalisierte Kriterien Aushandlungen unterworfen. Diese sind gebettet in eine Hierarchie, in der es sich ‚zu positionieren‘ gilt, wobei dies denjenigen, die ‚geschmeidiger‘ Forderungen stellen können, leichter (er-)möglich(t) wird. In einem anderen Fall wurde einer Habilitandin gar mit dem Streichen ihrer Autor*innenschaften gedroht, wenn sie sich der Bevorzugung eines geförderten „Zöglings“ widersetze (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 220).

Autor*innenschaft ist also an Machtverhältnisse im Feld geknüpft. Hier wird eine Differenz in den Begünstigungen durch einen akademischen Habitus mit Auswirkungen auf Subjektpositionen sichtbar. Die Ausgestaltung der Hierarchie führt in der alltäglichen Interaktion zu weitreichenden individuellen Entscheidungsbefugnissen über untergeordnete Personen, die für die einen Leistungsnachteile, für andere aber auch -chancen generieren. Diese Wahrnehmung von Hierarchie kann mit Ullrich als akademischer Feudalismus (2016) interpretiert werden. Feudal drückt dabei aus, dass Vorgesetzte in der Wissenschaft mit weitreichenden Machtmitteln und Weisungsbefugnissen ausgestattet sind, die sich durch die Hierarchien der Medizin noch verschärfen. Aufgrund der personalisierten Abhängigkeiten wird dieses System auch als Patronagesystem (Bérubé/Ruth 2015) beschrieben, als förderliche, neutrale oder hemmende Patronagebeziehungen, die nach Bourdieu für Wissenschaftskarrieren wesentlich sind (Bourdieu 2010 [1992]: 159). Dieses Patronagemodell des akademischen Feudalismus zeigt sich in der Kontrastgruppe *Hürdenreich* unter negativem Vorzeichen. Organisationshandeln in der Hochschulmedizin ist aber nicht per se und zwangsläufig von dieser Art der Hierarchie durchzogen. Im Vergleich wird in der Kontrastgruppe *Anerkannt* deutlich, dass das Modell auch Chancen für ein anderes Organisationshandeln eröffnet und andere Organisationseinheiten den akademischen Feudalismus durch klarere Rahmenbedingungen stärker begrenzen. Für Habilitandinnen der Kontrastgruppe *Anerkannt* sind die hierarchischen Verhältnisse von Vorteil. Beispielsweise auch hier in Bezug auf Autor*innenschaft:

Hier muss ich jetzt sagen – bin ich eigentlich so ganz glücklich, da war ich jetzt auf zwei Publikationen mit drauf und das ist, da [...], hat er mich insofern sehr unterstützt, weil er gesagt hat, er lässt mich Letztautorin sein, also bei den Publikationen bin ich jetzt Letztautorin und er hat gesagt, er geht auch in Rente. (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 302)

Insgesamt zeigen sich also informalisierte Alltagspraktiken, die sich hochgradig an formalisierten Leistungskriterien orientieren. Leistung bedarf hier einer gewissen sozialen Anerkennung, damit diese zu einem entsprechenden Erfolg gereicht. Wenig überraschend also, dass gerade in der Medizin die am weitesten verbreitete Art wissenschaftlichen Fehlverhaltens den angemessenen Umgang mit (Ko-)Autor*innenschaft umfasst (Krempkow/Landrock 2013). Gerade in

einem Feld, in dem die Objektivierung von Leistung durch Kennzahlen den Werdegang bestimmt, ist diese Feststellung nicht marginal. Deutlich wird eine Ambivalenz zwischen einem Glauben an die Meritokratie und dem gleichzeitigen Wissen über die Fehlbarkeit quantifizierender Leistungskriterien. Man muss nicht einfach ‚nur‘ hart arbeiten, sondern auch ‚geschmeidig sein‘, ‚gemocht werden‘ und sich positionieren, sonst wird man nicht wahrgenommen, so die gemachte Erfahrung.

Also Meritokratie?

Erfolg als soziale Anerkennung im Akademisch-Feudalen Kapitalismus

Die Hochschulreformen und der Umbau der Universitäten nach unternehmerischen Steuerungsmechanismen führten zu neuen Formen der Leistungsevaluation. Evaluationen und andere Formen des *new public managements* wurden im Zuge dessen implementiert. Maasen und Weingart (2006) sprechen von einer *managerial revolution* des deutschen Wissenschaftssystems, die die Wissenschaft mit einem individuellen Selbstmanagement überzog und Wissenschaftler*innen zu flexiblen, sich selbst steuernden Wesen machte. Evaluierungsverfahren und neue Formen der Messbarkeit von Leistung wurden nun sowohl für die Universität, als auch für die Individuen des Hochschulsystems relevant. Die Systeme des Rankings übertrugen sich auf das Selbstranking der Forschenden, in deren Zentrum die Optimierung des Lebenslaufs steht. Sie befinden sich im wettbewerbsorientierten Akademischen Kapitalismus (Münch 2011).

Bei diesen Kennzahlen und Rankings handelt es sich um formalisierte Kriterien, die objektive Leistungsvergleiche zwischen wissenschaftlich Tätigen im Wettbewerb ermöglichen sollen. Bei der Kontrastgruppe *Hürdenreich* zeigt sich aber, im Gegensatz zu männlichen Kollegen sowie zu Kolleginnen der Kontrastgruppe *Anerkannt*, wie Erfolge in diesen Kennzahlen erst durch die soziale Anerkennung von Leistung im Akademischen Feudalismus zustande kommen. Obgleich das Zustandekommen von Leistung im Prozess sozialen Kriterien mit unterliegt, dethematisiert der Glaube an die Meritokratie diese Herstellung und suggeriert individuelle Performance. Mit Kraemer, Korom und Nessel (2012) und ihren Überlegungen zu Kapitalismus und Intersektionalität kann hier im Kontext des Akademischen Kapitalismus festgestellt werden, dass sich dieser einerseits blind für Geschlechtsunterschiede zeigt. Zugleich entstehen aber systematische Benachteiligungen durch bestimmte vergeschlechtlichte Subjektpositionen in konkreten institutionellen Arrangements, die sich, wie diese Untersuchung zeigt, mit Blick auf die Ausdifferenzierung dieser vergeschlechtlichten Positionierungen verschieben und zugleich in ihren strukturellen Grundfesten Hegemonialer Männlichkeit beständig bleiben. Denn letztlich zählen für einen erfolgreichen Werdegang Autor*innenschaft, Impact-Points und die Summen der Drittmittleinwerbungen und nicht die Bedingungen, unter denen sie zustande kamen. Die Feldposition im ‚harten‘ Wettbewerb werden so zu einem ‚ständigen Kampf um die Materialisierung von Leistung als Währung der Wissenschaft.

Kontrastiert werden diese Fälle durch andere Möglichkeiten des Förderns, wie der Zuteilung von Autor*innenschaft als Förderstrategie, die zugleich verdeutlichen, dass wissenschaftlicher Erfolg durch soziale Anerkennung von Leistung durch mächtige Vorgesetzte ermöglicht wird.

Begründet liegt dies in der organisationskulturellen Prägung der „ernsten Spiele im Wettbewerb“ (Bourdieu 1997: 203), die sich an Hegemonialer Männlichkeit als „grundlegendem Strukturprinzip“ orientieren (Meuser 2009: 171). Abgesichert sind diese Spiele durch die Gleichzeitigkeit von formalisierter Evaluierung und Informalisierung von Leistung (Lund 2015) sowie komplizenhaft Mitspielenden, die aus diesen Spielformationen Profit ziehen. Aber auch die „Patronage“ (Bourdieu 2010 [1992]: 159) selbst ringt um Autorität im Feld und sucht nach künftigen Machtstützen. Da die Hochschulmedizin in diesem Sample als zunehmend „feudal“ (Ullrich 2016: 393) und Karrieren als von Einzelnen abhängig wahrgenommen werden, lässt sich Hegemoniale Männlichkeit als Norm besonders eindrücklich in der sozialen Anerkennung von Leistung beobachten. In abhängigen Förderbeziehungen gilt es, feldspezifisch akademischen Persönlichkeitskonstruktionen zuzuspielen, um gemocht und damit gefördert zu werden. Im Ergebnis bedeutet das für Erstakademikerinnen ungleich höhere emotionale Kosten (Ginal 2020), da sie beständig an der eigenen Habitustransformation und Passung arbeiten (müssen) (El-Mafaalani 2015). Sehr deutlich wird hier, dass in dem als *hürdenreich* beschriebenen Sample in intransparenten Verfahren „mit zweierlei Maß gemessen“ wird (Interview Habilitandin, Ginal 2019: 251). Als Ergebnis erleben die von Ausschlüssen Betroffenen eine Habilitation als ständigen Kampf, der selbst vor objektiven Leistungskriterien wie Publikationen nicht Halt macht.

Die Empirie macht deutlich, wie multikausal und die Organisationskultur durchdringend diese Ungleichheiten auf das Zustandekommen von Leistung der als unpassend konstruierten Wissenschaftlerinnen wirken. Akademischer Feudalismus sowie hohe Leistungsbereitschaft im ‚harten Arbeiten‘ gelten im Gesamtsample als normalisierte Bedingung für einen beruflichen Werdegang in der Hochschulmedizin. Die Ausführungen machen deutlich, dass sich die Probleme des Akademischen Kapitalismus, in Form eines unsicher-prekär verschärften Wettbewerbs, mit Qualifikationsverläufen, die im akademischen Feudalismus durch personalisierte Abhängigkeit geprägt sind, überlagern. Die ungleich geringe Anzahl an Frauen in der Post-Doc-Phase – bei einem Habilitandinnen-Anteil von 30,5% (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2020: 17, 87) – sind hier Konkurrentinnen, die den Wettbewerb um die wenigen Stellen mit befeuern. Zugleich stammen Post-Doc-Wissenschaftlerinnen häufiger aus ‚klassischen‘ Akademikerfamilien (Möller 2015: 244). Im Umkehrschluss hat die Schließung der Unternehmerischen Universität für Bildungsaufsteigerinnen aus unteren und mittleren Schichten deutlich negativere Konsequenzen. Als Negativfolie (akademisch) Hegemonialer Männlichkeit ist anzunehmen, dass hiervon auch verstärkt (erst-akademische) Alternative Männlichkeiten (Buschmeyer 2013) betroffen sind. Erklärt werden kann dies nun auch durch die von Sympathie abhängig gemachten Wettbewerbe. In diesen, teilweise auch guter wissenschaftlicher Praxis widersprechenden, Spielen werden ‚geschmei-

dige‘ Positionierungen sowie das ‚Sprechen der gleichen Sprache‘ verlangt und lassen zugleich erkennen, dass wissenschaftlicher Erfolg nicht allein durch individuelle Leistung errungen wird. Es handelt sich vielmehr um eine produktive Ausgestaltung gewährter Leistungsoptionen, gepaart mit Leistungsanerkennung durch Habitus-Passung in einem spezifisch akademisch-vergeschlechtlicht-sozialen Feld. Gewährung und Anerkennung von Leistung sind im Akademischem Kapitalismus und Feudalismus für Frauen zunehmend abhängig von ihren habituellen Dispositionen. In Anlehnung an Lenger und Rhein (2018), so zeigt die empirische Analyse deutlich, beeinflussen Primär- und Sekundärsozialisation die Sozialisation ins Feld sowie die entsprechende Position im Feld. Erstakademikerinnen laufen insofern Gefahr, zur fleißigen Arbeiterin oder überdurchschnittlich engagiertem „Mädchen für Alles“ (Lange-Vester/Teiweis-Klüger 2013: 188) zu werden, denen Leistungsoptionen, Anerkennung sowie ihr Recht auf entsprechenden Erfolg verwehrt bleiben. Da die erhobenen Daten einem Instrument der Frauenförderung entstammen, soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass nicht nur in der Frauenförderung diese intersektionalen Perspektiven bislang vernachlässigt wurden und hier gerade mit Blick auf aktuelle Schließungstendenzen und Fokusse der Unternehmerischen Universität ein dringender Aufholbedarf besteht.

Korrespondenzadresse

Dr. Marina Ginal
Bildungszentrum Burg Schwaneck
Burgweg 10, 82049 Pullach
ginal@ginal-auner-beratung.de

Anmerkungen

- 1 Die Autorinnen untersuchten Anträge von Wissenschaftler*innen, die an den Medical Research Council gerichtet waren. Frauen mussten im Vergleich bis zu 20 zusätzliche Veröffentlichungen vorweisen, um denselben Kompetenzwert zugeschrieben zu bekommen (ebd.: 342).
- 2 Die Hochschulreformen der 1990er-Jahre beinhalteten nach Burton Clark (1998) idealtypisch die wesentlichen Elemente Unternehmerischer Hochschulen, wie die Abnahme staatlicher Regulierung, akademischer Selbstorganisation bzw. die Zunahme zielbezogener Außensteuerung, Wettbewerb und hierarchischer Selbststeuerung (Löther/Vollmer 2014: 19).
- 3 Der Artikel basiert auf der Veröffentlichung „Geschlechterungleichheiten in der Universitätsmedizin. Zum Einfluss der Organisationskultur auf den Aufstieg von Habilitandinnen“ (Ginal 2019), erschienen im VS Verlag. Eine ausführliche Beschreibung zum Studiendesign findet sich unter Ginal 2019: 49ff. Ich danke der Gleichstellungsstelle, den Habilitandinnen sowie den weiteren teilnehmenden Programmstandorten sehr (die aus Anonymisierungsgründen nicht genannt werden). Großer Dank gilt Frau Prof. Dr. Sabine Walper und Frau Prof. Dr. Paula-Irene Villa für die Begleitung der Gesamtstudie sowie Prof. Dr. Sabine Pankofer, Dr. Anna Buschmeyer und Dr. Herwig Reiter als wichtige Berater*innen.
- 4 Der Schutz vor Rückverfolgbarkeit mit Blick auf Vorgesetzte oder Forschungskolleg*innen machte methodische Überlegungen notwendig, daher wurde auf eine rückverfolgbare Zitation innerhalb dieser Studie verzichtet (vgl. ausführlich hierzu Ginal 2019: 100ff.).

Literatur

- Beaufaÿs, Sandra/Löther, Andrea (2017): Exzellente Hasardeurinnen. Beschäftigungsbedingungen und Geschlechterungleichheit auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt. In: WSI Mitteilungen 2017, 5. S. 348-355. <https://doi.org/10.5771/0342-300X-2017-5-348>.
- Beaufaÿs, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839401576>.
- Beaufaÿs, Sandra/Krais, Beate (2005): Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von Wissenschaftlerinnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. In: Feministische Studien, 23, 1, S. 82-99. <https://doi.org/10.1515/fs-2005-0108>.
- Beaufaÿs, Sandra (2012): Führungspositionen in der Wissenschaft. Zur Ausbildung männlicher Sozialitätsregime am Beispiel von Exzellenzeinrichtungen. In: Beaufaÿs, S./Engels, A./Kahlert, H. (Hrsg.): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft. Frankfurt/ M.: Campus, S. 87-117.
- Bérubé, Michael/Ruth, Jennifer (2015): The humanities, higher education, and academic freedom. Three necessary arguments. New York: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/9781137506122>.
- Binner, Kristina/Kubicek, Bettina/Rozwandowicz, Anja (Hrsg.) (2013): Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung

- zwischen Aufbruch und Beharrung. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Blome, Frerk/Möller, Christina/Böning, Anja (2019): Open House? Class-Specific Career Opportunities at German Universities. In: *Social Inclusion* 6, 4, S. 101-110. <https://doi.org/10.17645/si.v7i1.1621>.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Soziologische Fragen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, S. 153-217. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2010 [1992]): *Homo academicus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2011 [1987]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2016 [2005]): *Die männliche Herrschaft*. 3. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Buschmeyer, Anna (2013): The Construction of "Alternative Masculinity" among Men in the Childcare Profession. In: *International Review of Sociology* 23, 2, S. 290-309. <https://doi.org/10.1080/03906701.2013.804293>.
- Cassell, Joan (2000): *The Woman in the Surgeon's Body*. Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Connell, Raewyn (1993): The Big Picture: Masculinities in Recent World History. In: *Theory and Society* 22, 5, S. 597-623. <https://doi.org/10.1007/BF00993538>.
- Connell, Raewyn (2015): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19973-3>.
- Charmaz, Kathy (2014): *Constructing grounded theory*. 2. Aufl. Washington DC: SAGE.
- Clark, Burton R. (1998): *Creating Entrepreneurial Universities*. Organizational Pathways of Transformation. Bingley: Emerald.
- El-Mafaalani, Aladin (2015): Ambivalenzen sozialer Mobilität. Zur Transformation des Habitus auf dem Weg von ganz unten in die ‚Elite‘. In: Graf, A./ Möller, Chr. (Hrsg.). *Bildung – Macht – Elite. Zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten*. Frankfurt/M./ New York: Campus, S. 70-94.
- Engler, Steffanie (2001): „In Einsamkeit und Freiheit?“ Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK.
- Fischer, Gabriele (2015): *Anerkennung – Macht – Hierarchie. Praktiken der Anerkennung und Geschlechterdifferenzierung in der Chirurgie und im Friseurhandwerk*. Bielefeld: transcript.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. 1. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2020): *Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung*. 24. Fortschreibung des Datenmaterials (2018/2019) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen. Bonn: GWK.
- Ginal, Marina (2019): *Geschlechterungleichheiten in der Universitätsmedizin. Zum Einfluss der Organisationskultur auf den Ausstieg von Habilitandinnen*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-27995-0>.
- Ginal, Marina (2020): „Ich war zu fertig und zu müde irgendwann ...“. Erschöpfung als Neuordnung vergeschlechtlichter Ungleichheiten in der „schönen neuen Arbeitswelt“. In: *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis* 52. Jg., 3, 565-580.
- Graf, Angela (2015): *Die Wissenschaftselite Deutschlands. Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013*. Frankfurt/ M.: Campus.

- Graf, Angela (2017): Sozial exklusiv. Über den Zugang zur Wissenschaftselite. In: *Forschung & Lehre* 2, 17, S. 130-132.
- Hammersley, Martyn/Atkinson, Paul (2010): *Ethnography. Principles in practice*. London: Routledge.
- Jaksztat, Steffen (2014): Bildungsherkunft und Promotion: Wie beeinflusst das elterliche Bildungsniveau den Übergang in die Promotionsphase? *Zeitschrift für Soziologie*, 43, 4, S. 286-301. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2014-0404>.
- Krempkow, René/Landrock, Uta (2013): Die Sicht der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen auf die leistungsorientierte Mittelvergabe an Medizinischen Fakultäten im Vergleich zu den Professor/innen. Berlin: iFQ – Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung.
- Kluge, Susann (1999): Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97436-5>.
- Kraemer, Klaus/Korom, Philipp/Nessel, Sebastian (2012): Kapitalismus und Gender. Eine Auseinandersetzung mit der kapitalismuskritischen Intersektionalitätsforschung. In: *Berlin J Soziol* 22, 1, S. 29-52. <https://doi.org/10.1007/s11609-012-0178-z>.
- Lange-Vester, Andrea/Teiwes-Kügler, Christel (2013): Zwischen W3 und Hartz IV. Arbeitssituation und Perspektiven von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Opladen: Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzsc4>.
- Lenger, Alexander/Rhein, Philipp (2018): Die Wissenschaftssoziologie Pierre Bourdieus. Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-21903-1>.
- Löther, Andrea/Vollmer, Lina (Hrsg.) (2014): Gleichstellungsarbeit an Hochschulen. Neue Strukturen – neue Kompetenzen. Opladen: Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzxqr>.
- Lind, Inken (2006): Kurzexpertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung im Auftrag der Robert Bosch Stiftung. Bonn: Center of Excellence Women and Science (CEWS).
- Lund, Rebecca W. B. (2015): *Doing the ideal academic. Gender, excellence and changing academia*. Espoo: Aalto University.
- Maasen, Sabine/Weingart, Peter (2006): Unternehmerische Universität und neue Wissenskultur. In: *die hochschule* 1, S. 19-45.
- McGann, Vanessa L./Steil, M. Janice (2006): The Sense of Entitlement. Implication for Gender Equality and Psychological Well-Being. In: Goodheart, C. D./Worell, J. (Hrsg.): *Handbook of Girl's and Women's Psychological Health*. New York: Oxford University Press, S. 175-182.
- McRobbie, Angela (2016): *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: Springer VS.
- Meuser, Michael (2009): Hegemoniale Männlichkeit: Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In: Aulenbacher, B. (Hrsg.): *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*. 2. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 160-174.
- Möller, Christina (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren. Weinheim: Beltz Juventa
- Möller, Christina (2017): Begrenzte Ermöglichkeiten. Von der ‚Illusion der Chancengleichheit‘ in wissenschaftlichen Karrieren. In: Rieger-Ladich, M./Grabau, Chr. (Hrsg.): *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 63-82. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18904-8_4.
- Münch, Richard (2011): *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Öko-*

- nomie der Hochschulreform. Berlin: Suhrkamp.
- Paulitz, Tanja (2012): Geschlechter der Wissenschaft. In: Maasen, S./Kaiser, M./Reinhart, M./ Sutter, B. (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 163-175. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18918-5_13.
- Petersen, Renate/Budde, Mechthild/Brocke, Pia Simone/Doebert, Gitta/Wollert-Rudack, Helga/Wolf, Henrike (Hrsg.) (2017): Praxishandbuch Mentoring in der Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-14268-1>.
- Rossiter, Margaret W. (2003): Der Matilda-Effekt in der Wissenschaft. In: Wobbe, T. (Hrsg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld: transcript, S. 191-211. <https://doi.org/10.14361/9783839401187-008>.
- Sandström, Ulf/Hällsten, Martin (2008): Persistent nepotism in peer-review. In: *Scientometrics* 74, 2, S. 175-189. <https://doi.org/10.1007/s11192-008-0211-3>.
- Ständige Senatskommission für Grundsatzfragen in der Klinischen Forschung (2015): Etablierung eines integrierten Forschungs- und Weiterbildungsprogramms für „Clinician Scientists“ parallel zur Facharztausbildung. Empfehlung der Ständigen Senatskommission für Grundsatzfragen in der Klinischen Forschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Bonn: DFG. <https://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2015/empfehlungen_clinician_scientists_0415.pdf> (Zugriff: 06.04.2021).
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Ullrich, Peter (2016): Prekäre Wissensarbeit im akademischen Kapitalismus. Strukturen, Subjektivitäten und Organisationsansätze im Mittelbau und Fachgesellschaften. In: *Soziologie* 45, 4, S. 388-411.
- van den Brink, Marieke/Benschop, Yvonne (2013): Gender in Academic Networking: The Role of Gatekeepers in Professorial Recruitment. In: *Journal of Management Studies* 51, 3, 460-492. <https://doi.org/10.1111/joms.12060>.
- Wenneras, Christine/Wold, Agnes (1997): Nepotism and Sexism in Peer-Review. In: *Nature* 387, 22, S. 341-343. <https://doi.org/10.1038/387341a0>.
- Wetterer, Angelika (1993): Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluss zur Intergration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel: Jenior & Preßler.

Autor*innen

Claudia Amsler, M.A., studierte Germanistik, Philosophie und Gender Studies an der Universität Bern und arbeitet seit 2013 am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung. Nach ihrem Studium (2017) hat sie Veranstaltungen im Themenbereich Digitale Transformation und Geschlecht in- und außerhalb des Hochschulkontextes organisiert und doktoriert seit 2020 in den Digital Humanities an der Universität Bern. In ihrer Doktorarbeit mit dem Arbeitstitel *Bossy Algorithms and the Ambiguity of Digital Labor on Instagram* geht sie mithilfe eines künstlerisch forschenden cyberethnographischen Zugangs den sozialen, affektiven und körperlichen Dimensionen der hypervisiblen, vergeschlechtlichten und gleichzeitig unsichtbaren digitalen Arbeit von Content Creators und Influencer*innen auf Instagram nach. Ihre Forschungsinteressen sind Queering Digital Humanities, Postcolonial Science and Technology Studies, Critical Algorithm & Digital Labor Studies und Künstlerische Forschung.

Tanja Carstensen, promovierte Soziologin, koordiniert den Forschungsverbund „Sorgetransformationen“ an der Universität Hamburg. Zuvor hat sie am Institut für Soziologie (Lehrbereich Soziologie und Gender Studies) der LMU München ein Forschungsprojekt zum Wandel der Geschlechterverhältnisse durch Digitalisierung geleitet (gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Technik- und Internetsoziologie, Soziologie der Digitalisierung, Geschlechterforschung und Arbeitssoziologie.

Marina Ginal, M.A., Dr. phil., promovierte an der Ludwig-Maximilians-Universität, als wissenschaftliche Mitarbeiterin der TU München sowie als Stipendiatin „Wege zur Professur“ (der Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an Bayerischen Hochschulen) zu Geschlechterungleichheiten in der Universitätsmedizin. Sie arbeitet als Referentin für Fort- und Weiterbildung von Fachkräften, als Hochschuldozentin sowie als Trainerin und Beraterin u.a. für Habilitandinnen der Medizin und Erstakademikerinnen auf ihrem universitären Weg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender und Diversität mit Blick auf Macht- und Subjektivierungstheorie, Emotionale Kosten, Entgrenzte Arbeit, Unternehmertum und Gesundheit, Qualitative Methoden, insb. Feldforschung und Grounded Theory.

Sandra Lang, Dr. rer. soc., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Didaktik der Naturwissenschaften und der Nachhaltigkeit an der Universität Zürich. Die Wissenschaftssoziologin promovierte am Munich Center for Technology in Society (MCTS) der Technischen Universität München und war im Rahmen des Doktorats in den Science and Technology Studies an der ETH Zürich als wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt. Ihre Forschungsinteressen liegen im Grenzbereich von Soziologie und Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin sowie Gender Studies und Environmental Humanities. Sandra Lang erhielt ihre fachliche Ausbildung an der Universität Freiburg, wo sie sich in ihrem Masterstudium der Soziologie schwerpunktmäßig mit Gender-Perspektiven auf wissenschaftssoziologische Fragestellungen

beschäftigte. Der Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien ist sie seit 2012 zunächst als Mitarbeiterin, dann als ehrenamtliches Redaktionsmitglied und Gastherausgeberin verbunden.

Marion Mangelsdorf, Dr.'in phil. ist Kulturwissenschaftlerin und Mitbegründerin des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Ihre (Forschungs-)Projekte bewegen sich im Kontext und in Ausgestaltung von Digitalisierungsprozessen. So war sie Co-Leiterin des BMBF-Projekts *Gendering MINT. Gender-Perspektiven in den Natur- und Technikwissenschaften* (2015-2016) und Leiterin des BMBF-Verbundprojekts *Gendering MINT digital. Open Science aktiv gestalten* (2018-2020). Für den SFB 1015 *Muße. Grenzen, Raumzeitlichkeit, Praktiken* (2018-2020) hat sie Begleitforschung zu Fragen der Gender Studies, Transdisziplinarität und Verkörperung durchgeführt. Ihre Schwerpunkte sind Environmental Humanities, (Feminist) Science and Technology Studies, Medienökologie und künstlerische Forschung. 2020 erhielt sie im Rahmen der *Open Spaces-Ausschreibung im Co-Creation-Programm* der Freiburger Universität einen Förderpreis zur Entwicklung von „Oktogon-Raum-Medienelementen“. Gemeinsam mit *235 Media* in Köln wird das Oktogon zur Gestaltung von bidirektionalen Dialogräumen verwirklicht.

Levent Pinarci ist freischaffende*r Künstler*in und Musiker*in mit einem Master of Arts in Contemporary Arts Practice der Hochschule der Künste Bern und forscht künstlerisch über/mit digitale(n) Technologien, Othering und Mensch-Maschine Interaktionen. Die leibhaftigen Auswirkungen von neuen digitalen Medien und bildgebenden Technologien untersucht Pinarci kritisch durch eine multimediale und performative Auseinandersetzung, welche die Beziehungen zwischen queeren Körpern und Virtualität sowie Identitäten und Sprachen dokumentieren und hinterfragen. Pinarcis unterschiedliche Arbeitsweisen vereint ein transdisziplinärer Zugang, so ist Pinarci als Sounddesigner*in am Burgtheater Wien (2017-2018), in off-spaces wie dem Musikzimmer Aarau, oder als Initiant*in von Kollektiven wie dem winterschlaf.institut tätig.

Marlene Pieper, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Inklusive Pädagogik, Familiäre Gesundheit sowie Elternschaft.

Bianca Prietl, promovierte Soziologin, ist Assistenzprofessorin für Gesellschaftliche Auswirkungen von Digitalisierung am Institut für Soziologie der Johannes Kepler Universität Linz, Österreich. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im Schnittfeld von Geschlechterforschung, Wissenschafts- und Technikforschung sowie Arbeits- und soziale Ungleichheitsforschung. Aktuell forscht sie zum Zusammenspiel von Wissen, Macht und Technik im Kontext von Digitalisierung und Datafizierung.

Die Künstlerin **Johanna Reich** (Köln/München) arbeitet an der Schnittstelle zwischen digitalen und analogen Bildwelten. Neben Videoarbeiten, Installationen mit selbstfahrenden Robotern und Fotografie bezieht sie auch Skulptur, Performance und historisches Bildmaterial in ihr Werk mit ein und untersucht, welchen Einfluss die mediale Vereinnahmung unseres Alltags auf das Denken, unser Rollenverständnis und unsere Wahrnehmung haben. Johanna Reich wurde u.a. mit dem japanischen *Excellence Prize for Media Arts*, dem *Förderpreis des Landes NRW für Medienkunst*, dem *Konrad von Soest Preis* und dem *Nam June Paik Award Förderpreis* ausgezeichnet. Ihre Arbeiten sind u.a. in der *Sammlung Goetz München*, im *Tokyo Metropolitan Museum of Photography* und der *Jerry Speyer Collection New York* vertreten. Seit 2020 hat sie eine Vertretungsprofessur an der Akademie der Bildenden Künste München inne.

Elgen Sauerborn ist Soziologin und arbeitet seit 2019 als wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) an der Universität Hamburg und am DFG-Sonderforschungsbereich 1171 „Affective Societies“. Zuvor war sie an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und der Freien Universität Berlin beschäftigt. Dort promovierte sie 2018 am Institut für Soziologie. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Arbeits- und Organisationssoziologie, der Geschlechterforschung, der Emotionssoziologie und der Qualitativen Methoden und Methodologie.

Natalie Sontopski studierte Soziologie an der Universität Konstanz und European Studies an der Universität Leipzig. Seit 2018 ist sie Mitarbeiterin im Komplexlabor Digitale Kultur (Hochschule Merseburg) mit Fokus auf Mensch-Maschine-Interaktion. Ihre Arbeit umfasst die empirische Erforschung und theoretische Analyse sozialer und kultureller Konsequenzen digitaler Kultur im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsansatzes. Die Schwerpunkte ihrer Arbeit liegen auf Feministischer Technowissenschaftsforschung zu Mensch-Maschine-Verhältnissen, Code/AI Literacy und Didaktik sowie spekulativem Design. Daneben erarbeitet sie experimentelle Formate zu Mensch-Maschine-Interaktion, welche Nutzer*innen für KI-Technologien sensibilisieren.

Eva Tolasch, Dr., arbeitet als Postdoc am Arbeitsbereich Qualitative Methoden und Mikrosoziologie am Institut für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Ihre Arbeitsschwerpunkte beinhalten Geschlechter- und Körpersoziologie, Elternschaft (insb. Mutterschaft), intersektionale Ansätze sowie Subjektivierungsforschung.

Johanna Ullmann, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin im Rahmen des Verbundprojektes „Gender, Flucht, Aufnahmepolitiken. Prozesse vergeschlechtlichter In- und Exklusionen in Niedersachsen“ am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) und am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Osnabrück. B.A.- und M.A.-Studium der Soziologie, Gender Studies, Kommunikationswissenschaften und Arabistik an

der LMU München, der Birzeit University (Ramallah) und der University of Damascus. Forschungsschwerpunkte: Geschlecht, Fluchtmigration und Arbeit.

Nino Giuliano Zulier (er/ihn) ist Kulturwissenschaftler, Lehrbeauftragter (M.A. Englischsprachige Literatur und Kultur und Gender Studies; B.A. English Studies und Deutsch als Zweit- und Fremdsprache) und angehender Lehrer in den Fächern Englisch und Pädagogik. Seine Schwerpunkte in Wissenschaft und Lehre liegen in den Gender und Queer Studies und der Anglistik/Amerikanistik. Besonders intensiv beschäftigt sich Nino Giuliano Zulier mit nordamerikanischer Literatur und Kultur (20. und 21. Jahrhundert Literatur, Queer Writing, Pop Culture), Räumlichkeitforschung (Cyberspace, Queer Spaces), Körper(lichkeit) und queerer Männlichkeit(en).

Bisher erschienene Titel *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

- Jg. 27 | 2021 Digitalisierung (geschlechter-)gerecht gestalten
(227 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 26 | 2020 Geschlecht, Migration und Sicherheit
(111 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 25 | 2019 Geschlechtliche Vielfalt im Sport
(175 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 24 | 2018 Der Ort des Politischen in den Critical Feminist Materialisms
(147 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 23_2 | 2017 Kulturalisierung und Geschlecht
(125 Seiten), 36,00 €**
- Jg. 23_1 | 2017 Berufsorientierung – Erwerbsbiografie – Geschlecht
(131 Seiten), 22,00 €**
- Jg. 22_2 | 2016 (Bio-)Diversität, Geschlecht und Intersektionalität
(141 Seiten), 22,00 €**
- Jg. 22_1 | 2016 (152 Seiten), 22,00 €**
- Jg. 21_2 | 2015 Medizin – Gesundheit – Geschlecht (135 Seiten), 19,90 €**
- Jg. 21_1 | 2015 Materialisierungen des Religiösen (117 Seiten), 19,90 €**
- Jg. 20_2 | 2014 Affect Studies – Politik der Gefühle (126 Seiten), 19,90 €**
- Jg. 20_1 | 2014 Bildung – Erziehung – Geschlecht (135 Seiten), 19,90 €**
- Jg. 19_2 | 2013 Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht
(140 Seiten), 19,90 €**
- Jg. 19_1 | 2013 (119 Seiten), 19,90 €**
- Jg. 18_1 | 2012 Musik und Genderdiskurs (100 Seiten), 19,90 €**

Bezugspreise *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Einzelheftpreis (Print/PDF): 36,00 Euro
 Privat print Abonnement: 29,90 Euro
 Privat Kombi-Abonnement Print+Online: 38,00 Euro
 Privat Online-Only-Abonnement: 38,00 Euro
 Studierende Print Abonnement: 25,00 Euro
 Studierende Kombi-Abonnement Print+Online: 29,90 Euro
 Institutionen Print-Abonnement: 29,90 Euro
 Institutionen Kombi-Abonnement Print+Online Abo: 57,00 Euro
 Institutionen Online-Only-Abonnement: 57,00 Euro
 Jeweils zzgl. Versandkosten: 4,00 Euro Inland, 8,00 Euro Ausland
 Download Einzelbeitrag: 4,00 Euro
 (alle Preise verstehen sich inkl. MwSt.)

Manuskripte

Informationen zur Manuskript-Einreichung für die Calls for Papers der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* finden Sie auf unserer Homepage <www.fzg.uni-freiburg.de/autorinneninfos>.

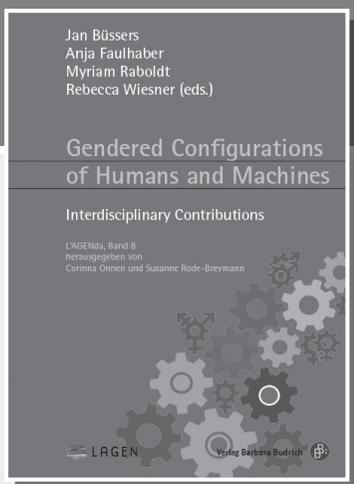
Kontakt

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
 Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), Belfortstraße 20,
 D-79098 Freiburg, Tel.: 0049-(0)761/203-8846, Fax: 0049-(0)761/203-8876
fzg@zag.uni-freiburg.de
<http://www.fzg.uni-freiburg.de/de>

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

- Jg. 17, Nr. 1 | 2011 Migration – Mobilität – Geschlecht (380 Seiten)**
Jg. 16, Nr. 1 | 2010 Feminisms Revisited (468 Seiten)
Jg. 15, Nr. 1 | 2009 Geschlechter – Bewegungen – Sport (418 Seiten, vergriffen)
Jg. 14, Nr. 1 | 2008 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten)
Jg. 13, Nr. 2 | 2007 Männer und Geschlecht (501 Seiten)
Jg. 13, Nr. 1 | 2007 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten)

- Jg. 12, Nr. 2 | 2006 **Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten)**
- Jg. 12, Nr. 1 | 2006 **Elternschaft (375 Seiten)**
- Jg. 11, Nr. 2 | 2005 ***Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten)**
- Jg. 11, Nr. 1 | 2005 **Arbeit und Geschlecht (297 Seiten)**
- Jg. 10, Nr. 2 | 2004 **Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten)**
- Jg. 10, Nr. 1 | 2004 ***Screening Gender – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm* (347 Seiten)**
- Jg. 9, Nr. 2 | 2003 **Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten)**
- Jg. 9, Nr. 1 | 2003 **Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten)**
- Jg. 7, Nr. 1 | 2001 **Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten)**
- Jg. 6, Nr. 1 | 2000 **Beziehungen (310 Seiten)**
- Jg. 5, Nr. 2 | 1999 **Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten)**
- Jg. 5, Nr. 1 | 1999 ***Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)**
- Jg. 4, Nr. 2 | 1998 **Utopie und Gegenwart (237 Seiten)**
- Jg. 4, Nr. 1 | 1998 **Frauen und Mythos (302 Seiten)**
- Jg. 3, Nr. 1 | 1997 **Frauen und Körper (130 Seiten)**
- Jg. 2, Nr. 2 | 1996 **Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten)**
- Jg. 2, Nr. 1 | 1996 **Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten)**
- Jg. 1, Nr. 2 | 1995 **Frauenräume (168 Seiten)**
- Jg. 1, Nr. 1 | 1995 **Frauen und Wahnsinn (149 Seiten, vergriffen)**



Jan Büssers, Anja Faulhaber,
Myriam Raboldt, Rebecca
Wiesner (eds.)

Gendered Configurations of Humans and Machines

Interdisciplinary Contributions

L'AGENda, volume 8

2021 • 306 pp. • Pb. • 38,00 € (D) • 39,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2494-9 • eISBN 978-3-8474-1646-3

In numerous fields of science, work, and everyday life, humans and machines have been increasingly entangled, developing an ever-growing toolbox of interactions. These entanglements affect our daily lives and pose possibilities as well as restrictions, chances as well as challenges. The contributions of this volume tackle related issues by adopting a highly interdisciplinary perspective. How do digitalization and artificial intelligence affect gender relations? How can intersectionality be newly understood in an increasingly internationally networked world?

This volume is a collection of contributions deriving from the “Interdisciplinary Conference on the Relations of Humans, Machines and Gender” which took place in Braunschweig (October 16–19, 2019).

www.shop.budrich.de

Friederike Apelt
Jördis Grabow
Lisbeth Suhrcke (Hrsg.)

Buzzword Digitalisierung

Relevanz von Geschlecht
und Vielfalt in digitalen Gesellschaften

L'AGENda, Band 11
herausgegeben von
Corinna Önnen und Susanne Rode-Breymann

 LAGEN

Verlag Barbara Budrich 

Friederike Apelt, Jördis Grabow,
Lisbeth Suhrcke (Hrsg.)

Buzzword Digitalisierung

Relevanz von Geschlecht
und Vielfalt in digitalen
Gesellschaften

L'AGENda, Band 11

2021 • 228 Seiten • Kart. • 30,00 € (D) • 30,90 € (A)

ISBN 978-3-8474-2513-7 • eISBN 978-3-8474-1654-8

Alle sprechen über Digitalisierung, aber was meint das allgegenwärtige Schlagwort? Das Anliegen einer kritischen Frauen- und Geschlechterforschung ist es, den Begriff Digitalisierung zu demystifizieren und auf die sozialen Dimensionen von Digitalisierungsprozessen hinzuweisen. Dafür ist der interdisziplinäre Austausch zwischen Technik- und Sozialwissenschaften unerlässlich.

Der Sammelband verbindet daher sozial-, erziehungs- und kulturwissenschaftliche Ansätze mit natur- und technikwissenschaftlichen Analysen, um eine kritische Begriffsdiskussion anzuregen.

www.shop.budrich.de



Francesca Schmidt

Netzpolitik

Eine feministische Einführung

Politik und Geschlecht – kompakt, Band 3

2021 | 188 S. | Kart. | 18,90 € (D), 19,50 € (A)

ISBN 978-3-8474-2216-7 | eISBN 978-3-8474-1242-7

www.shop.budrich.de